Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lewald, August,

Tyrol vom Glockner zum Orteles, und vom Garda- zum Bodensee Mit 4 Stahlstichen und Karte

München 1838

P.o.germ. 842 ek
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113814-2

P. o. germ.
842 ek
Lewald

1889



durch Kunst-Verlag

DIE MARTINSWAND.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

S. O. germ. 842 ℯn

TIROL

vom Glockner zum Orteles

und

vom Garda- zum Bodensee.

Von

AUGUST LEWALD.

Zweite durchgesehene Ausgabe in einem Bande.

Vermehrt durch:

I. Siebzehn ausführliche Reiserouten in Tirol mit den nöthigen Bemerkungen für Reisende.
II. Eine Beschreibung von „Salzburg, Berchtesgaden und Gastein" und dazu gehörigen Routen.
III. Eine Beschreibung des „Salzkammergutes" nebst den Routen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Mit vier Stahlstichen, einer Postkarte von Tirol, einer vergleichenden Höhenkarte und einigen musikalischen Beigaben.

München.
Verlag der literarisch - artistischen Anstalt.
1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zueignung der ersten Auflage.

An

JULIUS CORNET.

Vorwort zur ersten Auflage.

In neuerer Zeit haben Reisende angefangen, Tirol, gleich der Schweiz, zum Reiseziele zu wählen, während man es früher nur auf der Durchreise nach Italien im Fluge in Augenschein nahm. Aber auch dann schon erregte es Bewunderung, und es ist mir unbegreiflich, dass die Lust es genauer kennen zu lernen nicht früher schon erwachte.

Ich besuchte Tirol zu verschiedenen Malen; 1834 brachte ich vom Mai bis October dort zu; 1833 reiste ich bis Verona und Venedig und sah auf dieser Tour die Seitenthäler der Brenta; früher schon hatte ich die nördlichen Thäler des Inns und der Ziller, so wie die Gegend von Salzburg, kennen gelernt. Ich machte meine Excursionen gewöhnlich von den Hauptstädten aus, wo ich längere Zeit verweilte, um von dem Leben und der Gesellschaft ein Bild zu erhalten. Was ich gelernt und erfahren, erlebt und empfunden, habe ich hier treu wiederzugeben versucht. Es sind Sitten- und Landschaftsmalereien, Reiseabenteuer und Anekdoten, historische Bruchstücke und Erinnerungen, Volksleben und Feste.

Ich wünsche jedoch, dass mein Buch nicht nur dem Leser Unterhaltung, sondern auch dem Reisenden Nutzen gewähren möge, und habe ihm daher durchweg praktische, auf Erfahrung begründete Nachweisungen eingestreut, wie auch zur bessern Uebersicht, Reiserouten nach allen Richtungen in einem besondern Anhange beigegeben.

So möge denn diess Buch diesem doppelten Zwecke entsprechen, bis ein ausführlicheres und neueres in beiden Rücksichten es entbehrlich macht.

A. L.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Kaum sind zwei Jahre seit dem ersten Erscheinen dieses Buches verflossen, und schon wird mir der angenehme Auftrag zu Theil, meine indess gesammelten Materialien zum Behuf einer zweiten Auflage zu ordnen.

Die freundliche Aufnahme, die man meinem ersten Versuche Tirol zu schildern allwärts angedeihen liess, legte mir die Pflicht auf, ihn auf's neue durchzugehen und nach sorgfältiger Prüfung erst dem Drucke zu übergeben.

Durch mündliche und schriftliche Mittheilungen ward ich davon überzeugt, dass viele Reisende nach diesem Buche ihre Wanderung durch die östlichen Alpen veranstalteten, und desshalb habe ich mich bemüht, zu grösserer Bequemlichkeit ein handbuchartiges, sehr vervollständigtes Routenverzeichniss hinzuzufügen, dem ich die so sehr interessanten Gebirgspartien von Salzburg, Berchtesgaden und

dem **Salzkammergute**, die gewöhnlich mit der Tiroler Reise in Verbindung gebracht werden, angeschlossen habe.

Die Verlagshandlung hat ihrerseits das Buch noch überdiess sowohl verschönernder als nützlicher Beigaben werth gehalten und ich überlasse mich daher der Hoffnung, dass es in dieser verjüngten Erscheinung das früher erlangte Wohlwollen mindestens nicht verscherzen werde.

Stuttgart, Juni 1838.

August Lewald.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Nördliche und östliche Thäler.

Seite

I. Capitel. Eintritt in Tirol. 1

(Abschied von Baiern. — Charakter von Tirol. — Vergleich mit der Schweiz. — Hauptpässe. — Die Isar. — Scharnitz. — Porta Claudia. — Seefeld. — Des Mauthners Töchterlein. — Zirl. — Anblick des Innthals. — Das Mittelgebirge. — Errettung des Kaisers von der Martinswand auf eine natürliche Weise. — Der Scirocco. — Die Gegend von Innsbruck. — Der Gasthof zum goldenen Adler.)

II. Capitel. Innsbruck 12

(Frühere und jetzige Beschaffenheit. — Doctor Maurer. — Gasthöfe. — Die Hofkirche mit den Denkmälern. — Das Ferdinandeum. — Neue Rettungsapparate gegen Feuersgefahr. — Mühlau.)

III. Capitel. Innsbruck. (Fortsetzung.) 24

(Lebensart der Einwohner — Weiherburg. — Ambras. — Tummelplatz. — Philippine Welser. — Caserne. — Begräbnisse. — Das goldene Dachl. — Bauernkomödien. — Theater in Büchsenhausen.)

IV. Capitel. Weitere Ausflüge in die Gegend von Innsbruck 33

(Sollstein. — Martinswand. — Oetzthal. — Stubay. — Engländer. — Der Serlesberg mit der Waldrast. — Legende. — Sellrain. — Peter Anich. — Peter Haiders Abenteuer. — Ausflüge ins Oetzthal. — Das Unter-Innthal. — Ungesunde Gegenden. — Verschiedene Touren nach Tirol. — Der Glockner. — Der Stellwagen nach Hall. — Die Unter-Innthaler. — Schwatz. — Georg von Freundsberg. — Einfahrt in das Zillerthal.)

Seite

V. Capitel. Der Abend im Absam. (Intermezzo.) . . . 54

VI. Capitel. Zillerthal 75

(Das „Volk". — Menschenschlag. — Kleidung. — Die Zillerthaler in der Fremde. — Separatisten. — Tanzwuth und Lust. — Duchs. — Die Rainer und Leo. — Der Actuar des Landgerichts. — Die schöne Duchserin. — Ein Volkslied. — Raufer. — Aristokratenball. — Das Goldbergwerk. — Des alten Bergmanns Abenteuer. — Die Hütte der Blinden. — Der Bauer und der Bock. — Widderstossen. — Aushopsen. — Mineralien und Gebirgspflanzen. — Die Lage Zells. — Landschaftsmaler.)

VII. Capitel. Abschied von Nordtirol. 92

(Nord und Süd. — Accise. — Sommerfrische. — Musik und Theater. — Buchhandel. — Zeitungen. — Vetturine. — Der Triumphbogen. — Berg Isl. — Schönberg. — Steinach. — Der Brenner. — Der Postdirector von Padua und der Policeicommissär auf dem Eilwagen. — Sterzing. — Das Eisackthal. — Mauls.)

Zweite Abtheilung.

Südliche Thäler.

I.

Seite

I. Capitel. Das Eisackthal. 109

(Die Festung des Eisackthals. — Unterau. — Brixen. — Der Mechaniker Tschugmall. — Pusterthal. — Enneberg und die Badioten. — Die Dolomite. — Ritter Prack. — Tizian. — Schiffbarmachung der Eisack. — Klausen. — Der Kunstweg. — Botzen. — Abusiv-Währung. — Die Kaiserkrone.)

II. Capitel. Botzen 125

(Der Dom. — Oeffentliches Leben. — Bauart. — Flüsse. — Botzener Zelten. — Die Einwohner. — Sommerfrische. — Erdpyramiden bei Lengmoos. — Trachten. — Eppan. — Siegmundskron. — Gries. — Moritzing. — Gewitterläuten. — Burg Greifenstein. — Jennesien. — Sarnthal. — Theater-Anekdoten.)

III. Capitel. Gröden. 157

(Einleitung. — Aussicht auf der Höhe des Mittelgebirgs. — Völs. — Der Schlern. — Bad Razes. — Burgruine Hauenstein. — Oswald von Wolkenstein. — Seiseralpe. — Sennhütte. — St.

Seite

Ulrich in Gröden. — Sanct Benedetto. — Die Schnitzarbeiter. — Gebräuche des Thals. — Der zurückkehrende Grödener. — Handelshäuser. — Meine Reisegefährtin nach Innsbruck. — Das Ladinische. — Kastelruth. — Die h. Kümmerniss. — Das Torkele.)

V. Capitel. Von Botzen nach Trient. 158

(Minnelieder. — Die Botzener Messen. — Benehmen reisender Engländer. — Der singende Vetturin. — Tramin und Kaldern. — Die Heilige von Kaldern. — Salurn. — Noch einmal reisende Engländer. — Die Einwohner des untern Etschthals. — Die Geistlichen. — Die Dörfer. — Seidenzucht. — Val di Fiemme. Val di Fassa. — Trient und Herr Mercey.)

Dritte Abtheilung.

Südliche Thäler.

II.

Seite

I. Capitel. Trient. 177

(Unterhandlung mit dem Vetturin. — Lob des Passwesens. — Letzte Wegzehrung eines Kranken. — Leichenausstellung. — Hausknechte. — Bewirthung in der Rose. — Vogelfang. — Geschichtliches. — La Fiera di San Vigilio.)

II. Capitel. Sanct Vigillus in Trient. 182

(Ansehen der Stadt. — Vorabend des Festes. — Dom. — Sancta Maria Maggiore. — Das Concilium. — S. Simonin. — Die Orgel in St. Maria. — Trienter Sagen. — Der Palast des Teufels. — Signor Felice Mazzurana. — Der Podesta, Graf Giovanelli. — Eine Oper von Pacini. — Italienischer und deutscher Theatergeschmack. — Ambulante Virtuosen. — Der Quacksalber. — Die Predigt im Dome. — Die Procession. — Der Fürstbischof. — Die schönen Mädchen aus Roveredo. — Vergnügungen im Freien. — Das Feuerwerk. — Eine Oper von Donizetti. — Der Morgen nach dem Feste.)

III. Capitel. Roveredo 201

(Ansicht von Italien. — Der Corso. — Il Cavaletto. — Die Küche. — Deutsche Hausfrauen. — Das Oel in der Küche. — Die Roveredanerinnen und die deutschen Beamten. — Der Phantast — Der Seidenhandel. — Ala. — Filanda Bettini und Filatorio Tacchi. — Inschrift an der Toilette.)

Seite

IV. Capitel. Valle Lagarina. 210

(Lavini di Marco. — La Chiusa di Volargne. — Das abenteuerliche Wirthshaus. — Die zwei Worte. — Der Capaun und die gute Nacht.)

V. Capitel. Lago di Garda. 216

(Vorwitz. — Loppio-See. — Nago. — Torbole. — Riva. — Die Sonne. — Sta. Trasselina. — Gewitter auf dem See. — Nachtinsecten. — Italienische Betten. — Morgen am See. — Das Dampfschiff. — Ein Spaziergang durch Riva. — Schiffbrüche. — Arco. — Hebräische Inschrift. — Nuestra Senora de la Guadeloupe — Der Ponal. — Orcan. — Vereitelter Reiseplan. — Reinlichkeit der Italiener. — Anekdoten. — Desenzano.)

VI. Capitel. Val Sugana. 227

(Bassano. — Eintritt ins Thal. — Nachtherberge. — Primolano. — Sette Communi. — Bilderhändler von Tessino. — Borgo. — Levico. — Pergine.)

Vierte Abtheilung.

Westliche Thäler und Vorarlberg.

Seite

I. Capitel. Val di Non und Val di Sol. 249

(Charakter des Thals und der Einwohner. — Mord und Strassenraub. — Sagen und Aberglauben. — Deutsch-, Welsch- und Kron-Metz. — Die Braut von La Nave. — Die Bocchetta. — Anblick des Val di Non. — Denno. — Der Wirth. — Nachtrag zur Braut von La Nave. — Herr von Einsiedel. — Der Monte Tobal und das Val Trasenga. — Tueno. — Cles. — Aquila Imperiale. — Abendlandschaft. — Val di Sol. — Castelfondo. — Ritt über den Gampen. — Das Etschthal.)

II. Capitel. Das Mutterländchen und die Stadt. . . 267

(Das Landl. — Ansicht des Thales. — Meran. — Klima. — Lana. — Die Töll. — Alte Inschriften. — Das Badl. — Partschins. — Schloss und Dorf Tirol. — Sanct Zenoberg. — Margaretha die Maultasche. — Alte Portale. — Löwenberg. — Schenna. — Menschenracen. — Obermais. — Labers am Naiferbruch. — Rubein. — Rametz. — Der Freiberg. — Fragsburg. — Heutiges Leben auf einer alten Burg.)

Seite

III. Capitel. Fortsetzung des Vorigen 290

(Frohnleichnams-Processionen und andere Feierlichkeiten. — Der Heilige in der Kraxen. — Anton Immerhofer. — Hell. — Joseph Kleinhanns. — Maler. — Gelehrte. — Landbau. — Lebensweise im Etschland. — Weinbau. — Spracheigenheiten. — Mittheilungen über eine Gletscherreise. — Der versunkene Messner. — Abschied von Meran.)

IV. Capitel. Am Sand in Passeyer. 311

(Charakter des Thals. — Der König auf der G'feis und der Kaiser in Verdins. — Die Passeyrer. — St. Martin. — Die Cigarre. — André Hofer. — Seine Anrede an die Innsbrucker. — Das Wirthshaus am Sand. — Frau von Hofer. — Unsere Bewirthung.)

V. Capitel. Episoden von 1809. 328

1) Hofers Adjutant. — 2) Hofers Schreiber. — 3) Abschiedsbrief Hofers an Herrn von Pühler in Neumarkt, vier Stunden vor seiner Hinrichtung geschrieben. — Ein Tagsbefehl Hofers.)

VI. Capitel. Die Strasse über das Wormser Joch . . . 368

(Das untere Vintschgau. — Stilfs. — Trofoi. — Gletscher. — Der Orteles. — Das Joch. — Die Galerien. — Schneeregion. — Italienische Seite. — Spondalunga. — Die Adda. — Die Quellen von Bormiv. — Das Veltelin. — Die Stadt. — Unglücksfälle.)

VII. Capitel. Das obere Vintschgau. 384

(Scenerie. — Alterthum. — Etymologisches. — Glurns. — Der Mäuseprocess. — Mals. — Die Malser Nationalgarde. — Planailer- und Matscherthal. — Ursprung der Etsch. — Nauders. — Finstermünz. — Martinsbruck im Engaddin.)

VIII. Capitel. Das Oberinnthal. 396

(Landeck. — Imst. — Stama. — Die Verschütteten. — Die Rosana. — Der Arlberg. — Die Stiftung des Findlings. — 's Haimgarteln. — Schnodahupferln und Jägerlied. — Probe französischer Uebersetzung.)

Der Bodensee 406

Anhänge.

Seite

Erster Anhang. 1. Kurze Bemerkungen und 2. Reiserouten in und durch Tirol. 413

(I. Von Bregenz nach Innsbruck. — II. Von Landeck (durch die Finstermünz) nach Meran und Botzen. — III. Von Mailand nach Innsbruck. — IV. Von Innsbruck (durch das Oetzthal) nach Meran. — V. Von Meran (durch Passeyer) nach Sterzing. — VI. Von Innsbruck (über den Brenner) nach Botzen, Trient und Verona. — VII. Von Roveredo nach Riva und dem Gardasee. — VIII. Von Trient nach Riva und dem Gardasee. — IX. Durch die Thäler Nonsberg und Sulzberg (Val di Non und Val di Sol.) — X. Durch das Fleimser und Fassaner Thal (Val di Fassa und Val di Fiemme). — XI. Von Trient (durch das Val Sugana) nach Venedig. — XII. Von Brixen (durch das Pusterthal) nach Villach. — XIII. Von Brunecken (durch das Tefereggenthal) nach Mittersill im Pinzgau. — XIV. Von Brunecken (durch Enneberg und Gröden) nach Botzen. — XV. Von Innsbruck (auf der Strasse über Ampezzo) nach Venedig. — XVI. Von Salzburg nach Innsbruck. — XVII. Von Innsbruck (durch das Zillerthal über die Gerlos) nach Salzburg und Gastein.)

Zweiter Anhang. Salzburg, Berchtesgaden und Gastein 438

(I. Route von München nach Salzburg. — II. Route von München nach Salzburg über Rosenheim, Chiemsee, Reichenhall und Berchtesgaden. — III. Salzburg. Kurzgefasste Beschreibung der Stadt. — IV. Route von Salzburg nach Linz. — V. Ausflug von Salzburg nach Berchtesgaden und dem Königssee. — VI. Von Salzburg nach Bad Gastein über Hallein und Werfen, nebst Beschreibung Gasteins. — VII. Von Gastein nach Salzburg über Zell am See und durch das Pinzgau.)

Dritter Anhang. Das Salzkammergut 566

(I. Einleitung. — II. Von Lambach nach Ischl und Aussee, an den Traunfällen vorbei über den Gmundner und Hallstadter See, Aussee u. s. w. — III. Vom Hallstadter See nach Golling und Salzburg über Gosan, Abtenau und den Gschüttpass.)

Erste Abtheilung.

Nördliche
und
östliche Thäler.

Erstes Capitel.

Eintritt in Tirol.

Abschied von Baiern. — Charakter von Tirol. — Vergleich mit der Schweiz. — Hauptpässe. — Die Isar. — Scharnitz. — Porta Claudia. — Seefeld. — Des Mauthners Töchterlein. — Zirl. — Anblick des Innthals. — Das Mittelgebirge. — Errettung des Kaisers von der Martinswand auf eine natürliche Weise. — Der Scirocco. — Die Gegend von Innsbruck. — Der Gasthof zum goldenen Adler.

Mittenwalde ist der letzte baierische Ort. Dort trinkt man das letzte baierische Bier, dort sieht man die letzten baierischen Beamten, Gendarmen u. s. w. In Tirol wird Wein getrunken, die Beamten sind höflicher, die harten Zollgesetze sind nicht so drückend, als man glaubt, Gendarmen gibt es aber im deutschen Theile gar nicht.

Das Tirol ist ein seltsames Land; eine wahre Felsenburg — aber der kolossalsten Art. Eine Verschränkung von Felsen, ein Netz, ein Rost, man nenne es wie man will, kein Vergleich wird passend befunden. Der Witz verläſst uns. Die Schweiz ist anders, ganz anders. Die Schweiz hat Ebenen zum Kornbau, der nordwestliche Theil von Konstanz nach Basel lässt das Hochland kaum ahnen; Tirol weiss nichts davon; nicht im Umfange einer Stunde verläugnet es seinen Charakter; es ist gebirgig durch und durch. Daher fehlt ihm aber auch Getreide; es hat an vielen Orten kein Brod für seine Söhne, die es dennoch warm und treu lieben. Die Schweiz hat Seen, eine Wasser- und Nixen- und Najaden-Pracht, die ihr Reisende von allen Theilen der Welt herbeiziehen; Tirol hat seine sprudelnden Quellen, seine

brausenden Ströme, seine lieblichen Gebirgsflüsschen, aber die grossen Wasserspiegel fehlen ihm, um seiner Felsen Füsse zu baden, ihre Häupter widerzustrahlen. Nur ganz im Süden kann es auf einen Winkel des Gardasees einiges Recht ansprechen; und will man die Vorarlberg'schen Herrschaften, nach Recht und Billigkeit, für einen Theil von Tirol gelten lassen, so gebührt ihm auch die liebliche Bucht des Bodensees bei Bregenz. Man wird ihm das nicht streitig machen, um der Schweiz nicht in Hinsicht der Seen zu viel voraus zu geben; die beiden Stückchen des Garda- und Bodensees wiegen aber an eigenthümlichen Schönheiten viel Schönes auf und sie gehören zu Tirol. Alle Pflanzen, die auf der Erde von Spitzbergen bis Spanien wachsen, sind in diesem Lande zu finden. Oben auf den Alpen, am Fusse der Gletscher, dauert der Sommer nur 5 bis 6 Wochen, und der starrste Winter regiert die übrige Zeit des Jahres. Aber dennoch blühen dort die edelsten und herrlichsten Blumen. Die Erde trinkt in jenen Regionen, wie Haller so trefflich bemerkt, schneller die erste Sonnenwärme; die Feuchtigkeit, welche der Schnee zurücklässt, erhöht die Productionskraft, und die Elektricität wird stärker, je mehr man sich im Dunstkreise erhebt. Diess erklärt die wunderbar schnelle Entwickelung der reichsten Vegetation. Drei Hauptgebirgszüge begränzen und erfüllen mit ihren Verzweigungen das Land. Zuerst die r h ä t i s c h e n Alpen, welche von Graubünden in Tirol eintreten und sich, quer durch das ganze Land ziehend, dasselbe in Nord- und Südtirol theilen. Gegen Salzburg nimmt dieses Gebirge den Namen der n o r i s c h e n Alpen an, die sich bis zum Grossglockner erheben und hier Tirol verlassen. Den zweiten Hauptgebirgzug bilden die t i r o l e r oder d e u t s c h e n Alpen, parallel mit dem Vorigen, nördlich vom Inn, und mit jenem durch den Arlberg, gegen den Jamthaler Ferner zu, verbunden. Der dritte Hauptzug umfasst die t r i e n t e r Alpen, vom Gardasee in einem grossen Bogen gegen Nordwest ziehend. Vom S. Pellegrino an erhält dieser Zug den Namen „karnische Alpen," welche Tirol von Venedig trennen. Die

bedeutendsten Berge des ersten Zuges sind der Ortles und Glockner, die höchsten Berge in Tirol; des zweiten: die rothe Wand bei Bludenz und der Solstein bei Innsbruck; des dritten: die Cima di Lagorei und der Schlern bei Botzen; in den karnischen Alpen ist der Birkenkofel bei Innichen der höchste Berg. (9161 F.)

Die Gletscher (Ferner) reichen bis 3800 F. in die Thäler herab und erfüllen einen Raum von 8½ Quadrat-Meilen. Gegen 80 sind namentlich bekannt, ½ bis 1 Stunde breit und 1 bis 7 Stunden lang.

Die Felsenburg Tirol hat fünf Hauptzugänge oder Pässe. Den einen bei Ober-Drauburg ins Pusterthal, den zweiten bei der Veroneser Klause ins Lägerthal, den dritten über das Stilfser-Joch ins Trafuithal, den vierten durch den Pass von Finstermünz ins Vintschgau, und den fünften durch die Scharnitz ins Innthal. Der Bergrücken, Joche, Jöcher, auch Tauern genannt, welche für Reiter und Fussgeher zu passiren sind, gibt es mehre. Als fahrbare Alpenpässe sind hier noch zu nennen: die Malserhaide (4600 F.), der Brennerpass (4220 F.), der Arlberg, Schlossberg, Achenpass u. s. w. Alle diese Eingänge sind imposant. Keine Befestigungskunst wäre im Stande solche Felswände aufzuführen, solche Gräben zu ziehen; und dennoch hat man in neuerer Zeit versucht, die Felsenburg noch fester zu machen.

Hinter Mittenwalde, unweit der Gränze, entspringt die Isar; ein munteres, grünes Flüsschen, das mit jugendlicher Lust über eine weite Kiesfläche setzt, und die starre, kalte, mit hundert Armen kosend bald, bald ungestüm umfängt. Ein allerliebstes Bild! Dies ganze Terrain gehört der jungen Isar. Wo sich nur ein Rinnchen zeigt, ein kleiner Abhang, da breitet sie ein Aermchen aus; sie fühlt ihre Freiheit zum ersten Male hier, die so lange in den engen Klüften der Felsen eingeengt war; sie zersplittert sich, die noch selbst so kraftlos ist, was kümmert es sie! Dort unten fliessen ihr andere namenlose Flüsschen ganz uneigennützig zu. Sie rinnen so eilig, sie lassen sich so sorglos von ihr verschlingen, zufrieden wenn sie einst mit ihr Isar genannt werden. Bild der Jugend!

Ohne es recht zu gewahren wie, sieht sich der Reisende mit einem Male aus grünen Bergen zwischen öden Felsen. Graues, festes Gestein, nicht eine Spur von Vegetation; zwei oder drei Häuschen in der Mitte des Passes, rechts über demselben lange, starke Mauern, einst ein Fort, jetzt demolirt. Ein Doppeladler, ein schwarz und gelber Schlagbaum, eine Tafel. Wir befinden uns bei dem k. k. Einbruchsamt Scharnitz, so zeigt die Inschrift und die Mauthbeamten, die so aussehen, als wollten sie visitiren. In der That wollen sie aber nur ein Trinkgeld. Ich liebe sie, diese Einfahrt in Tirol, die Porta Claudia zu nennen, wie sie einst hiess, nach der Veste, welche hier die Herzogin Claudia erbaute, und die von den Baiern zerstört wurde. Es ist ein merkwürdiger Pass, der leicht zu vertheidigen wäre; dabei ist es ein gutes Titelblatt zu dem Alpenbilderbuche, das seine Schätze dahinter verbirgt. Bald ziehen sich die Felsen wieder hinter grüne Vorberge zurück; Wälder lehnen sich daran hin; die Gegend bleibt jedoch einsam, bis der helle Kirchthurm des Marktes Seefeld und die Ruine des Schlosses Schlossberg vor unsern Augen aufgehen.

Am Fenster des Mauthners lugte ein allerliebstes Köpfchen. Das Gesicht rund, die Augen brennend, die Wangen colorirt, der Mund lächelnd. Es war die Kleine, die am Abende vorher die hübschen Lieder mit heller Stimme in Mittenwalde gesungen hatte. Wir hörten sie so gern, und baten sie immerfort zu singen, aber ein grofser, hübscher Bursche trat aus dem Kreise der Trinker, schlug die Kleine auf die Achsel, und sprach nichts als die Worte: „So geh'!“ Augenblicks verstummte sie, sprang auf, und folgte ihm. Bald darauf aber war sie wieder bei uns, und fing von Neuem zu singen an. „War der dein Schatz?“ fragte ich. „Warum nicht gar,“ erwiderte sie schalkhaft, „dann dürft' ich ja nicht „wieder hergehen und singen; mein Bruder war's.“ — In demselben Augenblicke trat der junge Bursche auf uns zu, sich höflichst entschuldigend, weil er nicht gewufst habe, dafs „das Madl“ uns Vergnügen mit dem Singen mache: es sey eine Unart von ihr. „Und,“ fügte

er etwas leiser hinzu, doch so, dafs es das Mädchen hören konnte, „mit dem Singen und Tanzen hat sie sich schon ganz verdorben. Sie hat die Brustkrankheit, und wird nicht lange mehr leben.“ Das Mädchen lachte, und sang sein Liedchen weiter

„Ist das Eure Tochter?“ fragte ich den Mauthner. „Meine Jüngste.“ erwiederte er, „erst sechszehn Jahre „alt, aber ein wildes Ding.“

Ich betrachtete das liebe, kleine Mädchen mit tieferm Interesse, da ich auch den Vater so sprechen hörte. Das Kind leidet an zu heftigem Temperamente, und tanzt und singt sich zu Tode, hier im rauhen Gebirge, wie eine vornehme Dame auf den Parquets unserer Salons. —

Wir afsen in Seefeld zu Mittag. Das Fleisch war schlecht, und der Wein sehr sauer. Hier war zum Erstenmale im Wirthshause selbst kein Bier zu bekommen; man mufste es aus der Brauerei holen lassen. Wir wollten uns daran für den untrinkbaren Wein schadlos halten, aber es ging nicht. Das Bier war noch schlechter. Nach kurzem Verweilen fuhren wir weiter. Auffallend sind hier schon die gestrickten Hauben, von weisser und blauer Wolle, birnenförmig und ungeheuer, welche Frauen und Mädchen tragen. Sie werden von hier bis in die südlichsten Thäler Deutschtirols gesehen, und sind trotz ihrer Hässlichkeit und Unbequemlichkeit, doch als die allgemeinste Kopfbedeckung zu betrachten. Der Weg wurde sehr bergig; wir kamen endlich nach Zirl.

Hier sahen wir die erste östreichische Cavallerie. Das Wirthhaus glich einer Caserne. Soldaten gingen ein und aus, brachten Rapporte, Meldungen, kneipten im Vorbeigehen der Wirthschafterin in die Backen, und liefsen sich ein Gläschen einschenken. Im obern Stock waren die Namen der Officiere an die Thüren geschrieben, welche die Zimmer besetzt hatten.

Vor Zirl senkt sich ein beträchtlicher und sehr steiler Berg ins Thal hinab. Wie wir aber bei der ersten Wendung des Weges das herrliche Innthal nun erschauten, jauchzten wir laut auf vor Freude. Es ist breit und weit, und der Inn, der stattliche Flufs, durchzieht es

königlich. Alles war sonnig und hell. Die Aecker und Wiesen schön bestellt, mit Canälen durchzogen, mit Obstbäumen eingehegt; überall Cultur, überall weisse Wohnhäuser, viele Kirchen unten und auf den Mittelbergen, die auch wieder ihre breiten, schönen Flächen haben, und selbst von den Höhen strebten kleine Thürmchen wie Pfeile in die Wolken.

Wer nur Vorgebirge kennt, wie z. B. die baierischen, ist überrascht, diese Kirchen und Dörfer zu sehen, wie die Versetzstücke eines Theaters gleichsam an den Felsen, den schroffen Wänden, klebend, schwebend und hängend. Man kann sich nicht überreden, dass Menschen dort wirklich wohnen; man begreift auf den ersten Anblick nicht, wie sie dort gehen und handtieren können; man denkt sie sich nur kletternd, springend, Arm und Bein, selbst das Leben wagend. Wenn man aber hinaufsteigt zu jener Mitte des Gebirgs, zu den breiten Abdachungen, den Ebenen dieser Höhen, wärmer von der Sonne beschienen, näher den Wolken, befeuchteter vom nächtlichen Thau; wenn man ihre Fruchtbarkeit bewundert, und gegen diese erhabene Stille das einsamste Thal noch lärmend erscheint, und von den Wirren des Lebens erfüllt, dann beneidet man die glücklichen Bewohner, und sieht ein, dass sie hier leben können und sich glücklich fühlen, und ihren Wohnsitz mit keinem andern der Welt vertauschen möchten. Hieher muss man steigen, um das Gebirgsland kennen zu lernen. Der Reisende, der diess versäumt, wird nie Tirol verstehen, und wenn er auch, wie so viele es thun, den Weg vom Zirlerberg bis zur Veroneserklause mit der grössten Aufmerksamkeit durchzöge.

O ihr lieben Berge! Immer neu zieht mich die Sehnsucht zu euch hin, und ich habe nur glückliche Monate dort verlebt. Alles, alles ist mir verständlich geworden, selbst das Heimweh habe ich mitempfunden, ich, der ich am Strande der Ostsee geboren wurde.

Den Zirlerberg hatten wir nun hinter uns, und rollten im Thale fort, an dem hohen, linken Innufer hin. Links erhoben sich steile, graue Felsen von beträchtlicher

Höhe, die in verschiedenen Vorsprüngen bald den Weg beengten, bald ihn wieder breiter werden liessen. Die mächtige Wand hier, die sich fast senkrecht über dem Flussbette erhebt, und mit der imposanten, hellgrauen Stirne in das Thal heruntertrotzt, ist „St. Martinsbühel," oder die Sanct Martinswand, auf welcher Kaiser Max das wunderbare Abenteuer bei der Gemsjagd bestanden hat.

Die Sage, wie den Kaiser der Engel herunterleitete, ist bekannt genug.

Hier ist eine andere Kunde von diesem Ereigniss, die wohl weniger bekannt ist, und sich dabei auf Urkunden stützt. Inglis erwähnt sie zwar, doch etwas ungenau und willkürlich.

Max war bereits einige Tage, mit Hunger kämpfend, auf dem unersteiglichen Felsen. In allen Kirchen wurden Betstunden gehalten, und selbst der Clerus, den Abt von Wiltau mit dem Hochwürdigsten an der Spitze, zog hinaus zum Fusse der Martinswand, um dem sterbenden Fürsten die letzten Tröstungen zu reichen, da man dessen Tod als gewiss voraussah.

Aber der Himmel fügte es anders. Einer der geschicktesten und kühnsten Gemsenjäger, Zips oder Zipper mit Namen, war seit lange schon auf Streifereien im Gebirge begriffen, und wusste nichts von diesem seltsamen Vorgange. Indem er einer Gemse nachklettert, erreicht er den Standpunkt des Kaisers, und überrascht von dem unerwarteten Fund, bleibt er wie angewurzelt stehen und ruft entsetzt: Holla! — Der Kaiser, eben so ergriffen von diesem plötzlichen Besuch, kann erschöpft nur die Worte vorbringen: „Ich laur'!" — Jetzt nähert sich der Jäger und lässt sich mit wenig Worten des Fürsten Verlegenheit erklären. „Wenn's weiter nichts ist," ruft er freudig, „ich muss ja auch hinabglitschen. Komm', also mit!" — Hierauf setzt er dem Kaiser Glitscheisen an, nimmt ihn sorgfältig unter dem Arm, und an der Rückseit des Felsens, wo auch jetzt noch der bequemere Steig sich zur Höhe hinanzieht, bringt er ihn wieder zu dem ängstlich harrenden Volke. Der so der-

Todesgefahr entrissene Monarch erhob seinen Retter in den Adelstand, und nannte ihn, zum Andenken des Anrufs und seiner eigenen Antwort, der ihm fürs ganze Leben merkwürdigen Worte, Hollauer mit dem Prädicate von Hohenfelsen. Als Wappen verlieh er ihm, eine über Felsen sitzende Gemse, mit Blumen in den Vorderfüssen.

Die Urkunde hierüber befindet sich in dem sogenannten Bekennbuche im Innsbrucker Archive. Dort heifst es unter Andern:

Der Kaiser gibt an Oswald Zipper jährlich 16 Gulden Rheinisch aus dem Zoll von Zirl, „bis so lang wir Ime „mit ainem Aembtl das ungeverlich so vil ertragt, sein „Lebelang versehen, um seines getrewen Verdienens willen „und aus sonderen Gnaden.“

Das Geschlecht der Hollauer ist indefs ganz unbekannt geblieben.

Der weite Thalkessel, in dem Innsbruck * liegt, wird von hohen Bergen begränzt, die erst nach dem Unterinnthale hin mäfsig abfallen, und eine gefälligere Form in zusammenhängenden Ketten zeigen, während sie nach den andern Seiten nur schroffe Kuppen und Spitzen darbieten. Die Felswand, die gen Norden, gleich einer Riesenmauer die Aussicht schliefst, hat eine treffliche Alpenweide, und man nennt sie von dem Dorfe Höttingen, an ihrem Fusse, die Höttinger Alpen.

Diese Felswand ist Ursache, dass der Scirocco das Thal von Innsbruck so heftig heimsucht, der, aus Süditalien kommend, hier anprallt, und dann wieder, durch die im Sommer an der Mittagsseite glühenden Felsen verstärkt, über die Stadt und ihre Umgegend hinabgesandt wird. In keinem andern Thale, selbst in den südlichen nicht, fühlt man sich von dem Scirocco so belästigt, wie hier. Die Einwohner nennen ihn den warmen Wind, und obgleich seit Jahren, oft seit der Geburt daran gewöhnt, fühlen sie stets seinen schädlichen Einfluss, der sich jedoch auf die verschiedenste Weise äussert. „Der warme Wind kommt!“ heisst es, und mit

* 1754 F. über dem Mittelländischen Meere.

den Staubwirbeln, welche man aus der Ferne sich heranwälzen sieht, verspürt man den Gluthhauch eines Backofens; die meisten Menschen bekommen dann Kopfweh, Bangigkeit, Neigung zum Erbrechen. Dieser Zustand ist jedoch nur vorübergehend, und endet sogleich, wenn der Wind seine Richtung verändert. Darum ist schon in geringer Entfernung von Innsbruck, in Hall etwa, sein verderblicher Einfluss bedeutend geschwächt.

Wir fühlten selbst auf Spaziergängen, bei kalter Temperatur, plötzlich strichweise den warmen Wind uns anwehen, und waren dann froh, wenn wir wieder aus seinem Bereiche uns entfernt hatten.

Ueber Innsbruck hinaus sieht man in ziemlicher Ausdehnung die gewerbreiche, und wegen ihrer Salinen bedeutende Stadt Hall, am Fusse des weisslichen, kahlen Salzberges gelegen, ringsumher eine Menge von Schlössern und Dörfern. Ambras, wo sich einst die berühmte Sammlung von Kunstschätzen befand, die jetzt eine Zierde des Belvedere in Wien macht, und wo Philippine Welser wohnte, leuchtet mit den klaren Fenstern aus stattlichen Mauern von seiner Höhe hernieder; dort das Jagdschlösschen Weiherburg, der Lieblingsaufenthalt Maximilians, das sein hohes, rothes Dach aus dem duftigen Laube emporstreckt; näher zur Stadt das grössere Büchsenhausen, die prächtige Abtei Wiltau mit ihrer Kirche und den palastähnlichen Gebäuden jenseits des Inns. An beiden Ufern endlich die freundliche, weitausgedehnte Stadt, mit ihren zerstreuten Anhängseln, den Kirchen, Casernen, dem Schlosse, und den zierlichen Alleen nach allen Richtungen. Innsbruck trägt überall den Stempel des Gebirgslandes, es kann keine sinnigere Hauptstadt von Tirol gedacht werden. Eine anmuthige Mischung von Naivität und grossstädtischem Wesen herrscht darin; die Lage im weitesten Thale, am mächtigsten Gebirgsflusse, das Unzusammenhängende, Offene, das Hineinlugen der schönsten, üppigsten Alpenweiden, das Ueberragen der mächtigsten Felsenhäupter, die Volksmenge in den Strassen, Damen und Herren, die nach der Mode gekleidet sind, und sich nicht im geringsten kleinstädtisch,

aber doch so ganz eigenthümlich benehmen; das Militär, das sich's auch ganz eigen bequem zu machen scheint, als wär's bei einer Landpartie; jene Tiroler endlich, wie wir sie kennen, mit den Spitzhüten und dem Gemsbarte dran, die hier noch ungenirter wie gewöhnlich sind, weil sie sich ja hier zu Hause fühlen.

Wir fuhren über die schöne Innbrücke.

„Das ist unsere Capitale,“ sagte scherzend ein junger Tiroler, in dessen Gesellschaft wir reisten, „aber das „hier und dort, und rechts und links, sind unsere Berge,“ und sein Ton wurde ernster, und er sah mit den klaren Augen recht stolz drein. „Jener dort,“ fuhr er fort, „der mit dem gebogenen Rücken, der sich so bescheiden „hinter die andern Riesen zurückzieht, die er doch alle „überragt, ist der 9000 Fuss hohe Sollstein, * der höchste „der Gebirge der ganzen Gegend, der so leicht zu be- „steigen ist, dass selbst die bequemsten Damen die Sonne „auf seinem Gipfel können aufgehen sehen. Das ist ein „ächter Tiroler Berg und mein Liebling! Auf jener „Seite, die malerische Pyramide, die sich aus furchtba- „ren Abgründen zu erheben scheint, ist die Waldraster „Spitze, der höchste Gipfel des Serlesberges, wo einst „ein berühmter Wallfahrtsort befindlich war. Die grünen „Höhen jenseits des Inns zur rechten sind der Berg Isl, „wo wir für den Kaiser, und das was der Tiroler Frei- „heit nennt, kämpften, links davon ragen die buschigen „Glanserköpfe hervor, die man leicht erklimmt, und von „ihnen die herrlichste Aussicht geniesst. Drüber hinaus „strebt der Patscher Kofel empor, an dessen Abhange „uns die Kirche vom heiligen Wasser herniederglänzt. „Diess Mittelgebirge ist reich bebaut; Kirche an Kirche „zeigt sich hier, und wenden wir die Blicke zurück, so „schliessen die Berge des Oberinnthals die Aussicht, wäh- „rend sich vor uns das freundliche Unterinnthal öffnet, „wo die lustigen Leute wohnen und der Jodler er- „klingt.“

* Diese Höhenangaben sind wie sie beim Volke cursiren; genauer findet man sie in der beigegebenen Höhenkarte.

Der Wagen hielt; wir waren mit in die Luft erhobenen Köpfen, und mit den Augen dem Finger unsers Cicerone folgend, in Innsbruck eingefahren, und hielten jetzt vor dem Gasthause zum goldenen Adler des Herrn J. B. Niederkircher.

Zweites Capitel.

Innsbruck.

Frühere und jetzige Beschaffenheit. — Doctor Maurer. — Gasthöfe. — Die Hofkirche mit den Denkmälern. — Das Ferdinandeum. — Neue Rettungsapparate gegen Feuersgefahr. — Mühlau.

Wer in Tirol bloss Berge und Bauern kennen lernen will, thut Unrecht, auch die Städte und ihre Einwohner verdienen Beachtung. Meine Vorgänger, Inglis und Mercey, fehlten hierin. —

Die Hauptstadt Tirols * war noch vor 5 bis 6 Jahren voll Schmutz und Unordnung. Der Reisende lief eilig in die Hofkirche, um das berühmte Kaiserdenkmal zu besehen, und konnte dann nichts Besseres thun, als so schnell wie möglich wieder davon reisen. Die Wirthshäuser waren schlecht, das Pflaster erbärmlich, lange Dachrinnen überragten die engen Strassen, die von beiden Seiten von dumpfigen Gewölben eingefasst waren, die auf niedrigen plumpgemauerten Pfeilern ruhten; die schönen Ufer des Inns waren ungepflastert; dafür aber mit Kehrichthaufen bedeckt und von Cloaken durchzogen. Eine Vorstadt, die sich einen Hügel nach der Weiherburg hinanzieht, wird noch heutzutage im Munde des Volks „Kothlacken“ genannt; und wenn sie gleich jetzt nicht mehr diese Benennung verdient, so kann diese doch als Massstab gelten, wie es hier einst ausgesehen haben mag.

In diesem Augenblick steht Innsbruck auf dem Punkte

* Innsbruck, im Unterinnkreise, am Einflusse der Sill in den Inn, hatte 1835 10,712 Einw

eine schöne Stadt zu werden; eine angenehme, reinliche, freundliche ist sie schon. Sie verdankt diess ihrem Bürgermeister, Herrn Doctor Maurer, einem Manne voll Energie und Eifer, der mit vielen Vorurtheilen den Kampf wagte und sie glücklich besiegte, Angewöhnungen abstellte, und überall dem bessern Neuen den Weg bahnte.*

Gutes Strassenpflaster und unterirdische Abzugscanäle, Trottoirs und Beleuchtung, schöne Promenaden und die Quais am Ufer des Inn, sind das Werk dieses Mannes, und einige projectirte und im Bau begriffene öffentliche Gebäude werden der verjüngten Stadt nicht minder zum Nutzen als zur Zierde gereichen. Diess alles trägt dazu bei, dass der Fremde hier nun gern verweilt, und ein längerer Aufenthalt in Innsbruck ist ihm nothwendig, weil von hier aus nach allen Richtungen die interessantesten Partien Nordtirols sich bereisen lassen. —

Bei dem stets sich mehrenden Zuflusse von Fremden wäre es jedoch zweckmässig, einen grossen, eleganten Gasthof zu begründen. Die zwei, welche für die vornehmsten gelten, sind der Reichsadler und die Sonne. Ich habe sie bei meinem mehrmaligen Aufenthalt in Innsbruck beide kennen gelernt.

Der Reichsadler hat einen in der That originellen Anstrich, und wenn man sich eben nicht viel aus dem Schmutze macht, der überall seine Herrschaft darin aufgeschlagen hat, so kann es einem dort wohl recht behaglich erscheinen. Der nun verstorbene Besitzer, Aloys Niederkircher, hatte den Charakter Innsbrucks, wie ich ihn oben selbst mit einigen Strichen zu zeichnen bemüht war, richtig begriffen, und ihn in seinem grandiosen Hôtel so wiederzuspiegeln gesucht. Es schimmert darin überall die Naivität des Gebirgs hervor, bei allem Anstrich von grossstädtischem Wesen, und was den Schmutz betrifft — je nun! — der war früher ja auch in der ganzen Stadt anzutreffen; es ist zu hoffen, dass der jetzige Besitzer des Hauses, oder doch mindestens einmal dessen Erbe, Neuerungen in dieser Hinsicht auch mit seinem

* Herr Dr. Maurer ist nunmehr Bürgermeister in Gratz.

Hôtel, wie der wackere Bürgermeister mit der Stadt vornehmen werde. Herr Niederkircher hatte seine Zimmer und Corridors mit den Reden Hofers, die er einst aus seinen Fenstern an das Volk hielt, geschmückt, daneben hingen Karten und Ansichten des Landes, Schmetterlings- und Mineraliensammlungen von Tirol, und die Aussicht, die man aus seinem Garten auf das Gebirge hat. Das Mass eines riesengrossen Einwohners aus dem Val di Ledro, der einst hier als Hausknecht diente, war an allen Ecken und Enden angegeben und mit erklärenden Inschriften versehen; zu dem allem kam noch eine originelle Empfehlungskarte, worauf die Karte von Tirol en miniature befindlich war, und folgender Vers:

Jeder Mensch auf dieser Welt,
Hat seine Lober und seine Tadler,
Und sogar auch der Wirth zum schwarzen Adler,
Aloys B. Niederkircher in Innsbruck. *

Diese Karte wird in ganz Tirol, bis in die Lombardei hinab, angetroffen, und verdient gewiss ihrer Originalität wegen diese Verbreitung. — Die Table d'hôte war nicht sehr zu rühmen. Auffallend ist es schon hier, dass ausser Sauerkraut und Kartoffeln fast kein anderes Gemüse servirt wird. Diess ist aber in ganz Tirol der Fall. Es wird nur wenig Gemüse gebaut, und der Tiroler isst es nicht gern.

In der Sonne ist es ein wenig eleganter zwar, aber der Mangel jener naiven Requisiten des schwarzen Adlers wird dadurch nicht vergessen gemacht. Ein Garten hinter dem Hause, mit einer herrlichen Aussicht, die sich einem hier jedoch überall aufdrängt, und daher nicht besonders hervorgehoben werden darf, ist bei schönem Wetter einladend. Beide Gasthöfe sind ziemlich theuer; denn wenn gleich die Table d'hôte mit dem Weine nur 54 Kreuzer kostet, und ein Zimmer mit zwei Betten nur einen Gulden zwölf Kreuzer, welches keineswegs ausserordentlich

* Diese Bemerkungen sind aus dem Jahre 1834. Es sollte mich freuen, wenn Alles dort jetzt eine andere bessere Gestalt gewonnen hätte.

genannt werden kann, so stehen doch so viele Nebendinge auf der Rechnung, die — der Reisende mag sich eingerichtet haben wie er wolle — immer das Sümmchen zuwege bringen, welches der Wirth sich von ihm versprach, als er ihn vor seiner Thür aus dem Wagen steigen sah. Hierin ist der Wirth des schwarzen Adlers auch wieder naiver wie der Sonnenwirth; ja — seine Naivität geht so weit, — dass er die Reisenden ermahnt, das Zimmer zu verlassen, sobald die Rechnung einmal bezahlt ist und er nachträglich nichts mehr zu fordern weiss, indem gekehrt und aufgebettet werden müsse, weil andere Fremde schon darauf warten, u. s. w.

Ich kann aus Erfahrung die Gasthöfe zweiter Ordnung empfehlen. Hierunter vor allen die Rose, unweit der Hauptwache, und die Wirthshäuser ausserhalb der Brücke, an dem reinlich-freundlichen Quai des Inns gelegen, wo man überdiess aus allen Fenstern der reizendsten Aussicht geniesst.

Die grösste Merkwürdigkeit Innsbrucks ist das Grabmal des Kaisers Max in der Hofkirche, die auch zum heil. Kreuz- oder Franciscanerkirche genannt wird. Ich halte es für überflüssig hier eine umständliche Beschreibung desselben einzuschalten, weil sie so oft schon gegeben wurde und hinlänglich bekannt ist. Kein Reisender wird versäumen, die 28 Statuen in Erz, die das Grabmal umgeben, so wie die 24 kunstvollen Basreliefs von Alexander Collin * daran, in Augenschein zu nehmen. In einer Seitencapelle, rechts vom Eingange, ruht Philippine Welser mit ihrem Gatten, und unter der Treppe, die dahinführt, Philippinens Amme. Dieser Capelle gegenüber, in einer Nische, steht nun die Statue Hofers, von weissem Tiroler-Marmor, die am 5. Mai 1834 feierlich eingeweiht wurde. Wenn die Nähe des Grabmales des grossen Kaisers, das zugleich das erhabenste Kunstdenkmal Innsbrucks ist, mit Vorbedacht für die Aufstellung gewählt worden zu seyn scheint, so muss doch kekannt

* Geb. zu Mecheln 1526, gest. zu Innsbruck 1612. — Der Leichnam Maximilians ruht nicht hier, sondern zu Wienerisch-Neustadt.

werden, dass eben diese Nachbarschaft dem neuern Werke zum Nachtheil gereiche. Hofers weisses Standbild, nach einem modern eleganten Begriff ausgeführt, hat sich wie ein ungebetener Gast diesen Reihen erzener Helden- und Frauengebilde angereiht, die wie eine stumme Gesellschaft den Eintretenden sonst empfingen, und erst nach und nach in ihrer starren Stellung das beredte Zeugniss ablegten: hier ruht der grosse deutsche Kaiser, der letzte Ritter; diess ist das Denkmal einer dahingeschwundenen Zeit, hier endete das deutsche Mittelalter. Jetzt steht der Tiroler-Bauer, einsam, mit übergehängtem Stutzen und halb entrollter Fahne seitwärts da, und spricht lebendiger von einer blutigen Zeit voll Gräuel und Plage, und von einem andern grossen Kaiser, dem Sohne dieser Zeit, auf dessen Geheiss er erschossen wurde, und im Rondell der Festung Mantua in Vergessenheit schlummerte, bis einige Officiere, ungeheissen, seine Gebeine von dort entführten. *

Von den Entwürfen, die zu Hofers Denkmal einliefen, sah ich noch einen, von einem Innsbrucker Künstler. Hofer steht hier als Held da, mit verklärtem Blicke, gekrönt von dem Genius des Ruhmes. Der Kaiser selbst soll diese Idee verworfen haben; er befahl, den Sandwirth, ganz wie er war, der Nachwelt aufzubewahren, schlicht, ohne allen Prunk und ohne Allegorie. Der Innsbrucker Künstler ist aus Gram darüber gestorben. — Von der Arbeit des Professors Schaller, der die Aufgabe nun gelöst, hätte man aber Portraitähnlichkeit erwarten dürfen. Dieses ist jedoch nicht der Fall. In der Ausführung bleibt nichts zu wünschen übrig. Der herrliche, schneeweisse Marmorblock, von einem sehr feinen Korne, lieh sich dem Meissel auf das bereitwilligste her, und Schaller war geschickt genug, den grössten Vortheil hieraus zu ziehen. Die unten zusammengehaltene, oben

* Am 19. Febr. 1823 langten die seit dem 20. Febr. 1810 in Mantua beerdigten, und dort vom ersten Bataillon Kaiser-Jäger (aus lauter Tirolern bestehend), bei seiner Rückkehr aus Italien mitgenommenen Gebeine Hofers in Innsbruck an, und wurden im Servitenkloster niedergelegt. Am 21. desselben Monats wurden sie feierlich in der Hofkirche beerdigt.

aufgeblähte Fahne, die Falten der anliegenden Kleidung, die Verzierungen, bis zu dem Riemenzeuge des umgehängten Gewehrs, alles diess ist mit Freiheit behandelt und sehr vollendet. Die Stellung war durch die Aufgabe bedingt; sie ist zu nachlässig, um edel genannt zu werden, eine heldenmässigere Haltung würde jedoch mit dem passeyerer Wamms in Widerspruch gerathen seyn. Dieses selbst, so wie die Kleidung überhaupt, ist einem Bildhauerwerke nicht günstig. Man kann dieser Tracht wohl einigen malerischen Reiz zugestehen, doch ist sie nicht schön zu nennen. Der breite, los umgeschnallte Gürtel stört vollends das Verhältniss der Figur um die Hüften, und lässt sie dickbäuchig erscheinen. Dem emporgeworfenen Kopfe kommt der volle, portraitwahre Bart sehr günstig zu Hülfe. Hier konnte ein edler Ausdruck, eine schöne Form neben der geforderten Treue sehr gut bestehen, und dieser Theil ist auch das Beste an dem ganzen Kunstwerke. Der Meister hat den breiten, verunstaltenden Hut seitwärts liegend angebracht. Professor Schaller bewährte sich durch diese Arbeit als einen der ersten jetzt lebenden Bildhauer, und das Standbild Hofers wird in vielen Beziehungen die Bewunderung der Kunstfreunde wohl zu erregen im Stande seyn.

Eine andere interessante Merkwürdigkeit Innsbrucks ist das Nationalmuseum Ferdinandeum, das von den Fremden nur wenig bis jetzt beachtet wurde. Diese bereits sehr ansehnliche Sammlung besteht erst seit drei Jahren. Eine ausführliche Kunde davon geben die Jahresberichte der Gesellschaft, und die sehr schätzbare „Zeitschrift für Tirol und Vorarlberg", welche auf Kosten des Ferdinandeum, von drei Mitgliedern desselben, den Herren von Mersi, von Pfaundler und Röggel, redigirt, in der Wagnerschen Buchhandlung in Innsbruck erscheint. Besonders reich sind hier die naturhistorischen Sammlungen zu nennen; die oryktognostische enthält merkwürdige Exemplare, für welche durchreisende Naturforscher dem Museum schon sehr bedeutende Summen geboten haben sollen. Da sie aber selbst in Tirol nur sehr selten vorkommen, so konnten sie nicht veräussert werden. Unter den

ausländischen Mineralien (darunter werden ausser Tirol gefundene verstanden), ist eine Suite Idrianer Quecksilberstufen besonders interressant. Die geognostische Sammlung ist nicht minder sehenswerth und zahlreich. Hier erregt vorzügliche Aufmerksamkeit eine Sammlung von Laven und vulcanischem Sande von der im Julius 1831, in der Nähe von Sicilien entstandenen, und nun wieder in das Meer versunkenen Insel Graham oder Giulia. Mehrere Fürsten wollten sich ihren Besitz streitig machen, und nun hat Niemand etwas davon, als das Ferdinandeum zu Innsbruck. Ferner finden sich hier noch interessante Petrefacten, als: von Landsäugethieren, Konchylien, Pflanzenthieren, Ichthyolithen, Pflanzen u. s. w. Die Flora tirolensis, fast aus allen Gegenden Tirols, ist sehr reichhaltig; unter den inländischen Fluss- und Sumpfmuscheln zeigt man eine aus dem Lanser-See mit Ansätzen von Perlen. Die Schmetterlings-Sammlung ist auf achtzig grossen Blättern aufgeklebt. Als besondere Merkwürdigkeit zeigt man noch eine ausgebalgte Taube mit vier Flügeln. — Unter den Gegenständen der Industrie und der Mechanik nenne ich vor allen das überaus künstliche Gewehr, welches ein Tiroler Landmann, Namens Pachhuber, im Pusterthal verfertigt hat. Es ist mit dem kunstvollsten Fleisse gearbeitet, mit eingelegten und damascirten Verzierungen, deren Zeichnungen den feinsten Geschmack verrathen, mit Elfenbein und Holzschnitzwerken, mit Metallguss- und Drechslerarbeiten versehen, und alles diess, ohne Beihülfe Anderer, von demselben Landmanne gemacht. Man erstaunt über die seltene Vollendung und Sauberkeit, und bewundert die überaus geschmackvolle Eleganz dieses Kunstwerks, das in einem Glasschreine, auf einem beweglichen Untergestell aufbewahrt wird, so dass man es nach allen Seiten drehen, und wohl in Augenschein nehmen kann. Silber und Vergoldungen, Elfenbein und Schildkröte, Perlmutter, angelaufener und blanker Stahl, Bronze und die schönsten Holzarbeiten sind daran sichtbar. Engländer, welche den Verfertiger bei der Arbeit antrafen, haben ihm jeden beliebigen Preis dafür zahlen wollen, den er aber

ausschlug, um sein Meisterstück in das Landesmuseum zu liefern, und als man nun von ihm verlangte: „er möge „seine Forderung stellen,“ so erwiderte er trocken: „ein „Jahr hab' ich daran zu schaffen gehabt, und einen „Gulden täglich werd' ich ja wohl verdient haben.“ Er erhielt mithin 365 Gulden. — Die geschickten Eisenarbeiter des Stubeythals lieferten alle ihre Fabricate in sehr verkleinertem Massstabe, ebenfalls mit grosser Zierlichkeit ausgeführt. Man sieht hier Federmesser mit sechs Klingen, Patentkorkzieher u. s. w. von der Länge eines halben Zolles. Alles ist in einem geschmackvollen Kästchen, wohl mehre hundert Gegenstände, mit einer schönen widmenden Inschrift. Aus Gröden finden sich die artigsten Schnitzarbeiten in Holz; aus Roveredo seidene Gespinnste, und so aus allen Gegenden das Eigenthümlichste. — Unter den Gemälden von Tiroler Malern bemerkt man mehrere von Schöpf, Knoller und von jüngern, zur Zeit in Italien lebenden Künstlern. Auch der alte Koch, seinem Vaterlande stets getreu, und in Liebe seiner gedenkend, hat aus Rom einige werthvolle Arbeiten eingesandt. *) Fast täglich laufen Stücke vom Auslande ein, womit junge Tiroler ihr Museum beschenken. — In historischer Hinsicht findet man gleichfalls sehr

* Joseph Anton Koch, geb 27. Julius 1768, zu Obergiebeln am Baçh im Lechthale. 1777, als das Lechthal vermessen ward, wurde er Handlanger bei den Geodäten. Er beobachtete die Zeichner und copirte sie. Die Mutter konnte, da der Vater weit weg auf Handelsschaft war, die Familie nicht ernähren, und Koch ward Schafhirt auf der Krabacher-Alp, einer schauervollen, wilden Gegend. Hier kratzte er Figuren auf Baumrinde und Steine. Der Weihbischof von Augsburg kam inzwischen ins Lechthal, um die Firmung zu spenden; hier sah er die Federzeichnungen des jungen Hirten und versprach für ihn zu sorgen. Wie er im Herbste mit der Heerde nach Hause kehrt, beginnt nun ein neues Leben für ihn. Er wird in Augsburg unterrichtet, überflügelt jedoch bald seinen Meister. Hierauf geht er nach Stuttgart, wo er 7 Jahre bleibt, dann besucht er Frankreich, Mailand, Florenz und Rom, wo er sich verheirathet und niederlässt. Während der französischen Invasion kehrte er nach Deutschland zurück und lebte in München, Dresden und Wien. Erst 1818 liess er sich wieder in Rom nieder. Seine Verwandten in Tirol besuchte er nie, jedoch unterstützt er sie reichlich.

interessante Gegenstände. Ein Gemälde in gewöhnlicher Grösse stellt den Moment dar, nach der Schlacht am Jauffen. Im Hintergrunde liegt Sterzing, ein Wagen Verwundeter, Speckbacher, Hofer u. A. — Unweit davon hängt ein Portrait Hofers, welches das ähnlichste von ihm seyn soll. Darunter befinden sich in einem Schrank einige Reliquien von ihm: sein Degen, den ihm Chasteler gab, wofür er seinen alten Bauernsäbel ablegte, nachdem er Landescommandant geworden war, und sein grüner Hosenträger, woran ein zinnernes Amulet, das von einer geistlichen Brüderschaft herrühren soll, welcher er angehörte. Diess wurde von seiner Wittwe hiehergespendet. Auch zeigt man hier noch einige eigenhändige Briefe von ihm, und unter andern den Abschiedsbrief an die Seinigen, aus Mantua datirt, wenige Stunden vor seinem Tode. Er athmet eine höchst rührende Naivität. *

Dieser flüchtige Umriss einer nicht nur schätzbaren, sondern auch merkwürdigen Sammlung genüge hiermit, um die Reisenden aufmerksam zu machen. Sie ist in einem hellen, freundlichen Locale aufgestellt, und wird mit vieler Bereitwilligkeit gezeigt. Der Director dieses Instituts ist der um sein Vaterland Tirol hochverdiente Präsident di Pauli, der, obgleich schon in sehr vorgerücktem Alter, dennoch der Wissenschaft und Kunst mit eifriger Liebe zugethan ist.

Nachdem wir mit der Besichtigung dieser Gegenstände einen sehr angenehmen Vormittag hingebracht hatten, wurden wir von einigen Freunden eingeladen, einem Versuche beizuwohnen, der auf dem Rennplatze vor dem Mauthgebäude, mit einem neuen Rettungsapparate in Feuersgefahr, gemacht werden sollte. Er bestand in sehr bequemen und festen, in sichern Gestellen ruhenden, langen Brandleitern, die sehr zweckdienlich sind, und in einer dem Brande widerstehenden Kleidung für die Rettenden. Eine dieser Kleidungen war aus Asbestleinen verfertigt, und umgab den ganzen Mann von dem

* Ich habe diesen Brief, so wie alles Andere, Hofer betreffend, den Episoden von 1809, s. III. Abtheilung, einverleibt.

Scheitel bis zur Zehe; vor den Augen war eine kleine Oeffnung mit einem Drathgitter versehen, überdiess trug er noch einen grossen, ovalen Schild aus Drath geflochten in der Hand. Die andere Kleidung war aus starkem, filzartigem Zeuge, das mit Federweiss eingerieben war, und worüber sich ein vollkommen anschliessendes Drathgeflechte zog. Schild und Kappe waren von demselben Material. Man errichtete zwei ziemliche Scheiterhaufen, die, nachdem sie angezündet waren, eine Flammengasse bildeten, wodurch die Männer in der feuerfesten Kleidung zu wiederholten Malen langsamen Schrittes hindurchgingen, sich auch selbst ein paar Mal auf die brennenden Holzstösse niedersetzten. Es schien jedoch, als ob der Mann in Filz und Drath weniger von den Flammen belästigt würde, als der Andere in der Asbestkleidung, der nicht so oft und nicht so anhaltend seinen Prüfungsweg einschlug. Die Hitze an diesem Tage war ausserordentlich, das lange Harren, bis alles zu dem Versuche hergerichtet war, und nun dieser selbst, musste den armen Salamandern auf recht klägliche Weise zugesetzt haben. Obgleich man die augenscheinliche Gewissheit erhielt, dass diese Kleidung Schutz vor Flammen gewähre, so konnte doch nicht eben so unumstösslich angenommen werden, dass einige Männer, so angethan, bei einer ausbrechenden Feuersbrunst mit Nutzen verwendet werden dürften. Da werden andere Bedingungen vorausgesetzt: rasche Entschlossenheit, Geistesgegenwart, Muth, Gewandtheit, und es ist ein Andres, wie ein watschelnder Tanzbär zur Belustigung der Menge ein solch spasshaftes Manoeuver auf ebener Erde auszuführen, oder auf brennenden Balken in schwindelnder Höhe, mit einer Last auf den Armen, der wirklichen Gefahr zu trotzen. Die schwerfällige Kleidung muss diesem geradezu entgegenstehen, und die, wie ich glaube, nach englischem Gebrauch organisirten „Menschenretter" in Hamburg, scheinen mir zweckmässiger uniformirt zu seyn.

Während dieser Feuerprobe erschallte von Zeit zu Zeit aus dem an den Rennplatz stossenden Hofgarten eine rauschende Militärmusik. Es war das Musikcorps

des Regiments Grossherzog von Baden, das sehr ausgezeichnet ist. Wir begaben uns dahin, und fanden viel schöne Welt dort, die aber leider sehr bald durch Regentropfen und einen fernhin hallenden Donner auseinander gescheucht wurde. Einer unserer Freunde, der sich auf die Gebirgswetterkunde verstand, munterte uns dessen ungeachtet auf, einen Spaziergang nach dem unfernen Mühlau zu machen. Er behauptete, dass das Wetter nicht heraufkommen werde, und ehe noch eine halbe Stunde vergangen war, so würden auch selbst keine bedrohlichen Wolken mehr am Himmel seyn. Wir machten uns also auf den Weg, immer jedoch die zweifelhaften Blicke nach dem von der untergehenden Sonne gerötheten schweren Gewölke gerichtet, das sich über Ambras weg, nach den Spitzen des Patscher Kofels und Glungezer Jochs hinzog. Bald waren diese Berge in einen feuerfarbenen Mantel gehüllt, der im Winde zu flattern schien, und oft die Seiten, oft wieder die Gipfel kohlschwarz hervorragen liess. Dann fuhren Blitze daraus nach allen Richtungen, und ein dröhnender Donner liess sich vernehmen. Diess machte einen köstlichen Effect! Der Himmel über uns wurde indess immer reiner, und ein Stern nach dem andern schimmerte daran empor. Der Feuermantel jener Berge bleichte nun auch nach und nach und löste sich in einen Wolkennebel auf, der sich weit ins Unterinnthal hineinzog, und Hall mit seinem Hintergrunde schöner Berge vor uns verhüllte. Wir hatten einen klaren, freundlichen, milden Abend, denn die elektrischen Entladungen hatten ihren wohlthätigen Einfluss auf das ganze Thal ausgeübt.

Wir stiegen zum Wirthshaus in Mühlau hinan, das auf Terrassen am Innufer sich erhebt. Wir waren eine gemischte Gesellschaft, aus Norddeutschen und Tirolern bestehend. Einer der Letztern liess einige Flaschen „Tiroler Ausbruch" geben, die uns zum ersten Male hohe Achtung vor diesem, in der Fremde etwas verrufenen Gewächs einflössten, das ich in der Folge besser kennen lernte, um einzusehen, wie ungerecht die

Menschen oft urtheilen, und wie wenig man den Berichten der Reisenden in frühern Zeiten trauen durfte, als das Reisen noch nicht so allgemein war wie jetzt, und die süsse Gewohnheit eine parteiische und unempfängliche Stimmung für das Fremde so gern hervorrief. In neuerer Zeit ist nur ein einziges Beispiel dieser Art, in Herrn Nicolai, dem merkwürdigen italienischen Reisenden, da gewesen.

Drittes Capitel.

Innsbruck.

(Fortsetzung.)

Lebensart der Einwohner. — Weiherburg. — Ambras. — Tummelplatz. — Philippine Welser. — Caserne. — Begräbnisse. — Das goldene Dachl. — Bauernkomödien. — Theater in Büchsenhausen.

Die Einwohner der Hauptstadt sind arbeitsam und mässig. Sie sind stolz auf ihre schöne Natur, und lassen keinen Festtag vorbeigehen, ohne grössere oder kleinere Ausflüge zu machen, um sie recht zu geniessen. Dann ist die Stadt wie ausgestorben; man sucht seine Freunde vergebens an den gewohnten Orten, und hat man sich nicht einer Landpartie angeschlossen, so muss man einsam und verlassen in seinem Zimmer bleiben, denn in Innsbruck würde es vergebens seyn, wollte man eine Gesellschaft suchen. Von Kaffeehäusern ist nur ein erhebliches in der Vorstadt Wiltau zu nennen, wo nicht selten sogar ein recht anmuthiger Damenkreis angetroffen wird.

In der nächsten Umgebung ist ein Spaziergang nach der Weiherburg angenehm. Er zieht sich auf dem linken, etwas erhöhten Innufer mässig hinan. Das kleine Jagdschloss ist von duftigen Bäumen umgeben, daneben ist ein Grasplatz, eine Art von Zwinger, in dem ein runder, tüchtiger Steintisch steht. Hier kreiste sonst der Humpen, und der Imbiss wurde von hungrigen Jägern daran eingenommen. Die Aussicht, die man von diesem nur um ein geringes über dem Flussbette erhöhten Terrain geniesst, ist schon reich und bedeutend zu

nennen. Es lässt sich nichts Angenehmeres denken, als einen schönen Morgen unter diesen Bäumen zuzubringen. Dem mächtigen Kaiser Maximilian genügte dieser Aufenthalt vollkommen, er zog ihn allen seinen Burgen und Schlössern vor, und er hat hier so manches Jahr seines bedeutungsvollen Lebens hingebracht. In dem einen Erker zeigt man das Plätzchen, wo er in sehr unanständiger Verfassung den Abgesandten Venedigs Audienz gegeben haben soll. Es war nicht die interessanteste Erinnerung, die uns hier durch den Sinn zog, obgleich der Cicerone sie jedesmal sehr eifrig hervorzurufen bemüht war; aber andere Züge deutscher Vergangenheit werden hier wach und weihen diesen Ort zu einem Gedächtnissmale des Kaisers.

Ambras (Amras), das man von allen Seiten des Thals sehr lockend herabschauen sieht, ist das zweite Ziel der Wanderungen in die Umgegend. Man hat zwei Wege dahin, den obern und den untern, und man thut gut, den einen hin, und den andern zurück zu wählen. Auf dem obern kommt man an dem Falle der Sill vorbei, die vom Brenner herabkommt, und unweit von hier sich in den Inn ergiesst. Die Gebüsche auf den Felsen ringsumher, und die in gewissen Jahreszeiten nicht unbedeutende Wassermasse, die nicht in verschiedene Arme zertheilt, sondern auf Einmal in den Kessel wogt, geben diesem Falle ein Interesse vor so manchem berühmtern, der sich von grösserer Höhe herabstürzt.

Ehe man die Höhe des Schlossbergs erreicht hat, steige man aus, um seitwärts einen Fusspfad nach dem sogenannten Tummelplatz einzuschlagen, der nicht beschwerlich ist.

Als in dem Kriege des Jahres 1799, das Schloss Ambras zu einem Feldlazarethe gemacht worden war, herrschte darin eine epidemische Krankheit, und die Todten wurden auf einem Hügel unweit des Schlosses begraben, der früher von den Rittern zum Tummeln ihrer Rosse bestimmt gewesen war. Eine Sage, die jedoch in neuester Zeit durch Belege eine furchtbare

Bestätigung erhielt, berichtet nun aber: dass von den habsüchtigen Verpflegern und Lieferanten des Spitals, um die Zahl der Kranken so schnell als möglich zu vermindern, die Halbtodten und schweren Patienten nach dem Tummelplatz gebracht und dort beerdigt wurden; dass man dort in stiller Mitternacht diese Gräuel verübte, und die Armen ohne Barmherzigkeit lebendig begrub, ohne sich an ihr Wimmern zu kehren, welches von der ersten Schaufel Erde vollends erstickt wurde. Die Angst vor der Epidemie, die sich immer weiter verbreitete, beschwichtigte das Gewissen der Helfershelfer bei diesen nächtlichen Unthaten. So soll der Tummelplatz das Grab von 8000 Menschen geworden seyn, grösstentheils Unbekannter und Fremder, deren Namen man nicht einmal kennt. Eine spätere Zeit war bemüht, diese Verbrechen zu sühnen. An allen Bäumen hängen Votivtafeln, überall sind Denksteine, Kreuze und andere fromme Grabesornamente angebracht. In der Mitte, unter dem Dom hoher Eichen und Linden, ist eine offene Capelle, mit dem Crucifix, und mit Bildern und Lampen im Freien. Der Glaube hat den Ort zu einer Wallfahrt erhoben, und eine Unzahl von verlobten Gliedmassen in Wachs, wie man diess an solchen Orten überall findet, bedecken die Baumstämme und hängen als ziemlich unappetitliche Früchte von den Zweigen herab. Eine schwere, eiserne Truhe steht da, um die Gaben der Opfernden zu empfangen. Aber selbst an diesen Ort frommer Busse wagte sich das Verbrechen aufs Neue; diese Truhe ist einigemal bereits erbrochen und ihres Inhalts beraubt worden. Stets findet man Beter hier, und selbst noch am späten Abend erblickte ich hin und wieder kniende Gestalten, wenn mich ein einsamer Spaziergang hieher führte. Ein Mondscheinabend wirkt hier ergreifend. Bei einem längern Aufenthalt in Innsbruck versäume man es daher nicht, sich vom Monde zu einem Besuche des Tummelplatzes leuchten zu lassen. Die schönen Worte eines ältern französischen Schriftstellers waren mir hier beständig gegenwärtig: *la réformation, en regardant le culte des morts comme une*

idolâtrie, a détruit l'harmonie la plus poétique, qui unit ici bas les deux mondes.

Seitwärts liegt Schloss Ambras aus dem 13ten Jahrhundert. Die Mauern sind noch wohlerhalten, die Treppen führen aus dem engen Schlosshof in die weite Halle; dort ist der runde Thurm, aus dem die schöne Philippine herabsah; die schöne Augsburgerin mit den klaren Augen und dem schneeweissen Hals, durch dessen Adern man den rothen Tirolerwein schimmern sah, den sie genoss. Diess berichten glaubwürdige Ueberlieferungen. Sie war die Tochter des Augsburgischen Patriziers Franz Welser und der Anna Adlerin, einer gebornen Freiin von Zinnendorf. Auf dem grossen Reichstage zu Augsburg 1548 lernte der 19jährige Ferdinand sie kennen. Nach zwei Jahren vermählte er sich heimlich mit ihr, und nach 6 Jahren erst vermochte er és, den Kaiser zu versöhnen. Ihre Ehe währte 31 Jahre. — Ein Ort, wo eine ausgezeichnete Frau waltete, die ihrer Shönheit ihre Erhöhung zu verdanken hatte, der die Liebe ihr Schicksal gewoben, erfüllt uns schon mit ganz eigenem Interesse. Hier kommt noch das tragische Dunkel hinzu, das über dem Ende dieser Frau gebreitet liegt. Sie soll nach Einigen im Bade durch Oeffnung der Adern getödtet worden seyn. Wie gern überliesse man sich hier seinen Träumereien. Es ist alles so einladend dazu; die Gemächer scheinen noch wohnlich, Fenster, Thüren, Brücken und Thore, nichts zeigt, wie fern der Zeitraum, da jene Begebenheiten sich zutrugen, demjenigen ist, wo der Reisende diesen Ort besucht. Im Garten stehen die Küchengewächse, die Bäume tragen Früchte, die Pfade sind betreten, nichts ist verwildert, nichts verfallen. Aber welche Leute treiben sich in diesen Räumen umher, die treue Liebe, vielleicht tiefer Schmerz geadelt haben? Welche Laute hört man dort erschallen? Lange, riesengrosse Männer mit schwarzen Schnurrbärten gehen in den Gängen, die Treppen auf und ab. Sie schleppen grosse Näpfe von Blech, Fleisch, Brod, die Bedürfnisse des Lebens herbei, und schreien dazwischen mit rauhen Stimmen unverstandene, übeltönende Worte. Es sind

Kroaten, von der Militärgränze gegen die Türken, *die* hier ihre Caserne haben. Ein Fortschritt in der Cultur ist es zu nennen, denn diese jetzt uniformirten, wie Soldaten aussehenden Menschen, waren noch zur Zeit der ersten französischen Revolution ganz undisciplinirt, und unter dem gefürchteten Namen der Rothmäntler bekannt. — Von der Höhe des Daches, um das eine eiserne Brustwehr läuft, hat man eine herrliche Aussicht. — Im Hofe des Schlosses befindet sich eine Reihe, in Tirol gefundener, altrömischer Meilensteine. —

Ich hatte Gelegenheit, einige Leichenbegängnisse in Innsbruck zu sehen, die mir ganz besonders auffielen. Vor der Geistlichkeit ziehen die Gewerke mit ihren grossen Fahnen und Standarten, gleich wie bei einer Procession, einher, und hinter dem Sarge gehen paarweise Männer und Frauen, zum Theil in Trauer; die Leidtragenden, gewöhnlich lautschluchzend, oder still in sich hineinjammernd, machen den Anfang. Diess Letztere ist herzzerreissend. Ich sah unter andern einmal zwei junge Mädchen, in langen schwarzen Schleiern, hinter der Leiche ihres Vaters hergehen; sie waren so schwach, dass sie bei jedem Schritte niederzustürzen drohten, die Augen der einen wurzelten auf dem Strassenpflaster, auf das sie grosse Thränen fallen liessen, das Gesicht der andern war in ihr Tuch vergraben, und nur an der Bewegung des Kopfes nahm man wahr, dass sie heftig schluchzte. Und gleich hinter diesen Bildern des tiefsten Schmerzes kamen geputzte Damen, laut schwatzend, mit Sonnenschirm und Arbeitsbeutel, wie zur lustigsten Promenade eingerichtet. Dieser Contrast erhöhte den Eindruck; ich konnte ihn lange nicht los werden.

Das „goldene Dachl" in Innsbruck, von dem wohl schon hie und da in den Beschreibungen gemeldet wurde, ist eine unbedeutende Kleinigkeit. Friedrich „mit der leeren Tasche" liess, um zu zeigen, dass er den Beinamen nicht verdiene, einen Erker seines damaligen Residenzschlosses, mit vergoldeten Ziegeln decken, wozu nun eben keine grossen Schätze nöthig gewesen seyn mögen. Drei Figuren in Stein darunter sind zu beachten, da sie

Maximilian I. und seine Gemahlinnen, Maria von Burgund und Maria Blanca von Mailand vorstellen sollen. Die Regenten Tirols besassen drei Residenzen in Innsbruck. Die älteste lag am Inn, und ist noch jetzt unter dem Namen der Ottoburg bekannt. Ein alter, ich glaube fünfeckiger Thurm trägt eine Inschrift, die darauf hinweist. Er liegt dem Gasthofe des Herrn Niederkircher gegenüber. Otto I., Herzog von Meran, erbaute ihn 1234. Er erhob Innsbruck zur Stadt, und verlieh ihr Privilegien. Die zweite Residenz lag am Hauptplatze; es ist das Haus, das noch jetzt mit dem „goldenen Dachl" prangt, und nun Privatwohnungen enthält. Die dritte ist endlich die jetzige kaiserliche Residenz am Rennweg, dem Innsbrucker Corso. Hier liegt auch das Theater, ein dem Aeussern wie dem Innern nach unansehnliches Gebäude. — Auf diesem Platze befindet sich die Reiterstatue Erzherzog Leopolds, des Gemahles der Herzogin Claudia, von einem Tiroler Künstler, Reinhart, in Erz gegossen und 1797 aufgestellt. Ein unbedeutendes Werk.

Wohl niemand reist nach Tirol, um ein mittelmässiges Theater zu besuchen, und die lockenden Anschlagzettel, welche von der Stummen von Portici und dem Zweikampf an den Strassenecken klebten, übten daher anfänglich keine anziehende Macht auf mich aus. Dessen ungeachtet trieb mich meine Gewohnheit aus grössern Städten jeden Morgen zu diesen Zetteln hin, um zu erfahren, was im Bereiche der Sehenswürdigkeiten Neues auftauchte. Da las ich denn an einem schönen Sonntagsmorgen folgendes: Heute wird in Pradl aufgeführt u. s. w. „Der dreimal durch Gottes Fügung wunderbar errettete Prinz Henricus aus Schwaben, und seine ins Elend vertriebenen Eltern Lupold und Athiesa. Schauspiel nach der heiligen Legend mit Vorstellungen und Chören." Was ist das? schrie ich ganz entzückt einem mich begleitenden Freunde zu, denn eine Ahnung kam über mich, dass mir hier etwas Ausserordentliches bevorstünde. „Es ist eine Komödie," erwiderte jener kalt, „wie sie hier unsere Landleute aufführen. Der Gebrauch ist alt, doch historische Nachweisungen vermag ich dir nicht darüber

zu ertheilen. Die Kerle in Pradl machen indess ihre Sachen nicht halb so gut, wie die Künstlerinnen von Büchsenhausen, denn dort spielen bloss Mädchen, und es ist daher um Vieles amüsanter.“

– „Wie? Was? Mädchen! auch die Männerrollen?“ –

„Auch die Männerrollen,“ erwiderte Jener, „die Ritter, die Tyrannen, die Henker und Greise. Ich erlaube dir übrigens nicht lange mehr an meinen Worten zu zweifeln, wir wollen schnell zu Mittag essen und hinausgehen, denn um zwei Uhr fängt die Komödie an, und dann sollst du dich hoffentlich überzeugen, dass es seine vollkommene Richtigkeit damit hat.“

Die Neugier hatte meinem Appetit Schaden gethan, und nach einem kurzen Mahle waren wir schon auf dem Wege nach Büchsenhausen. —

Links vom Wege, auf dem Hof einer alten Bäuerin fanden wir das Theater von Brettern. Eine kleine Thür zur Seite war geöffnet, wo das Eintrittsgeld erlegt wurde. Auf dem Zettel, den man uns überreichte, war zu lesen:

„Mit gnädiger Bewilligung wird heute Sonntag von einer Mädchengesellschaft aufgeführt, ein Trauerspiel unter dem Titel: die heilige Genovefa, ein wahrer Spiegel der Geduld. Es wird auch in jedem Act der Vorstellungen die Tugend des ägyptischen Joseph entgegen vorgestellt. Der Schauplatz ist bekannt. Es kann auch bei jeder Vorstellung gespielt werden. Der Anfang ist um halb zwei Uhr.“

Um fünf Uhr war alles vorbei.

Eine Gesellschaft junger, zum Theil sehr hübscher Mädchen spielte hier wirklich Komödie; die Männer- und Frauenrollen waren mit Mädchen besetzt, mein Freund hatte die Wahrheit gesagt. Ich war ganz entzückt von diesem Schauspiele. Als es zu Ende war, lief ich in meiner Eigenschaft als alter Regisseur auf die Bühne. Hier lernte ich Frau Anna Pritzin, die Spielführerin (*Directrice*) kennen.

Sie ist die Wittwe eines Schuhmachers, und hat sonst auch Komödie gespielt. Jetzt begnügt sie sich damit, Stücke zu dichten und selbst in die Scene zu setzen.

Bis jetzt wurden 21 Theaterstücke von ihr zur Welt gebracht. Sie selbst hatte die Güte mir folgenden *Catalogue raisonné* darüber mit grosser Bescheidenheit mitzutheilen:

„Mein frühestes war: Ritter Theodor — sehr gut ausgefallen. Dann kam die Passion — 123 Personen spielten es. — Kaiser Octavianus — prächtig ausgefallen. — Ritter Pontus, Königssohn von Gallizien — gar ein schönes Stück. — Johann und Paul, die Wetterherren. — Kaiserin Hildegarde und die heilige Cäcilia. — Lupoldus, Herzog aus Schwaben, oder Kaiser Konradus — gar eine schöne Begebenheit. — Die Hochzeit auf der Alm, ausbündig ausgefallen, ein schönes Stück. — Eustach und Alexis und Eugenia. — Johannes Quarinus. — Chlorus und Chlorisanthus, zwei Meuchelmörder. — Florida, das ungerathene Kind. — Mathilde von Arlstein. — Ferdinand, oder Herzog von Arragonien. — Albert, oder das belohnte Messopfer.“ —

Alle diese Stücke werden noch immer mit Beifall gegeben, und die Spielführerin schreibt stets neue. Es ist nicht zu läugnen, dass sie zu den fruchtbarsten Schriftstellerinnen gehört. Sie schien ungefähr 50 Jahre alt, und von gutem Aussehen. Von frühester Jugend regte sich schon in ihr der Trieb zur Dichtkunst.

Die Zwischenacte werden durch mimische Darstellungen oder sogenannte Tableaux ausgefüllt, deren Stoff grösstentheils aus der Bibel entlehnt ist. Ein Genius mit Flügeln und einem Scepter in der Hand, geht vorn beim Souffleurkasten auf und ab, und singt die Erklärung dazu.

In allen diesen Stücken erscheint die lustige Person, die nach Landesart gekleidet ist, nur etwas phantastischer mit Blumen und Bändern geputzt. Von dem Darsteller dieses Charakters hängt, wie natürlich das Gelingen und Misslingen des Ganzen in hohem Grad ab.

Nachdem das Schauspiel beendigt war, brachten wir den Abend mit der Spielführerin und ihren ersten *Emplois* in Büchsenhausen zu, und ergötzten uns sehr an den

naïven Aeusserungen dieser Künstlerinnen des Gebirgs. Bei meiner Nachhausekunft suchte ich Aufschluss über Ursache und Zeit der Entstehung dieses seltsamen Kunstzweiges zu erhalten, aber vergebens — meine gelehrten Freunde wussten mir nichts Genaues darüber mitzutheilen.

Viertes Capitel.

Weitere Ausflüge in die Gegend von Innsbruck.

Sollstein. — Martinswand. — Oetzthal. — Stubey. — Engländer. — Der Serlesberg mit der Waldrast. — Legende. — Sellrain. — Peter Anich. — Peter Haiders Abenteuer. — Ausflüge ins Oetzthal. — Das Unter-Innthal. — Ungesunde Gegenden. — Verschiedene Touren nach Tirol. — Der Glockner. — Der Stellwagen nach Hall. — Die Unter-Innthaler. — Schwatz. — Georg von Freundsberg. — Einfahrt in das Zillerthal.

Wer den Sollstein * und die Martinswand ** bestiegen hat, wird, ehe er Innsbruck verlässt, einen Ausflug in das liebliche Thal von Sellrain und in das gewerbfleissige und malerische Stubeythal unternehmen müssen, um die Hauptschönheiten der Gegend kennen zu lernen. Fahrten in das Zillerthal und nach dem Oetzthale sind schon kleinen Reisen vergleichbar, und namentlich bedarf die letztere einiger Vorbereitung und eines festern Anlaufs, wenn man nämlich damit die Besteigung der Gletscher oder Ferner verbinden will, welche sich hier in ihrer höchsten Pracht zeigen, und von erfahrenen und weit herumgekommenen Reisenden mit Recht das Chamouny von Tirol genannt wurden. Nur finden sich leider hier noch nicht die Bequemlichkeiten vor, die dort den Reisenden überall hin geleiten und empfangen; und die schaurige Grösse der noch gänzlich unbezwungenen Natur ist nicht im Stande, schwächlichen Constitutionen ihren Genuss ungetrübt zu gestatten. Hier im Oetzthale ist das

* 8020 F.

** Die Höhle in der Martinswand hat nur 42 F. Tiefe, 84 F. Höhe und 60 F. Breite.

Reich der Sage, und wer in dieser interessanten Einsamkeit den kurzen Sommer hinzubringen sich entschliesst, oder wer öfter wiederkehrt zu den Hütten der armen, aber wackern Bewohner, und ihr Vertrauen gewinnt, wird von alten Bergjägern oder Forstleuten mit wundersamen Geschichten regalirt, die er nie noch vernahm und die ihm einen ganz neuen Mährchen- und Sagenkreis eröffnen. * Trotz dieser Volkspoesie, die im ganzen Thale verbreitet ist, sind Musik und Tanz als unheilig daraus verbannt. Die Oetzthaler sind nicht gross, aber ein schöner, durch beständigen Kampf mit der rauhen Natur abgehärteter Menschenschlag. Die zahlreichen Orte des untern Thals sind ziemlich wohlhabend, desto ärmer aber die höher gelegenen. Schon bei der Mündung des Thals verschwinden alle Fruchtbäume und es gedeiht nur wenig Getreide, aber vorzüglich guter Flachs. Umhausen ist der Hauptort, wunderschön am Fusse der hohen Engelwand, eine Stunde vom Stuibenfall gelegen.

Bis Neustift führt eine gute Strasse durch das Stubeythal, welches ungefähr 9 Stunden von Süden nach Norden zählt, von hier aber beginnt der Fussweg nach den Gletschern, welche das Thal begränzen, und sich von der schwarzen Wand im Oetzthale darnach hinuntersenken.

Man übersieht das ganze, freundliche Thal vom Schönberg aus, den man auf der Tour nach Botzen befährt. Das schönschattirte Grün sticht herrlich gegen das blendende Weiss der Gletscher ab, die man hier, wenn man von Baiern über die Scharnitz nach Tirol kam, zum ersten Male begrüsst.

Sehr reinliche und wohlhabende Orte zieren dieses Thal. Telfes ist der Hauptort, Fulpmes, Mieders mit einem von Innsbruck aus stark besuchten Gesundbrunnen. Fulpmes wurde vor ungefähr 25 Jahren durch einen fürchterlichen Bergsturz heimgesucht, der den Ort grösstentheils zerstörte. Man sieht noch die Felsenmassen aufgehäuft, unter denen die freundlichen Wohnungen begraben

* Zu empfehlen ist: die Märchenpoesie des Oetzthales von Eduard [illegible]adenfeld.

liegen. Der Mischbach, der in diesem Thale einen schönen Staubfall bildet, ist zu erwähnen. Im Sommer 1834 traf ich hier bereits eine englische Familie. Nach und nach fangen die Engländer schon an, die stillen Thäler Tirols aufzusuchen, da sie die Schweiz ganz und gar kennen. Diese Engländer beschwerten sich über die enorme Zeche, die ihnen der Wirth gemacht hatte, und wurden sogar beim Landgerichte desshalb klagbar. Dies ist leicht zu erklären. Die Tiroler sind auf solchen Besuch noch nicht eingerichtet, und gewohnt, ihre Gäste nach ihrer Weise zu bewirthen. Nun kommen die Fremden mit unbekannten und neuen Bedürfnissen an. Sie wollen den Thee und Kaffee so trinken, wie sie es gewohnt sind. Sie verlangen dazu kleine gebratene Kartoffeln, weichgesottene Eier, Roggenbrod, frischen Honig, Wurst und Schinken. Gewöhnlich fragen sie sogleich nach allen diesen Gegenständen schon bei ihrer Ankunft, und wenn der Wirth, der wirklich alles vorräthig hat, sie zu liefern verspricht, so sind die Engländer hoch erfreut, und machen indess einen tüchtigen Spaziergang um ihren Appetit zu verstärken. Aber, mein Himmel! welche Enttäuschung! Sie kehren zurück, und das Frühstück, das sie bestellt haben, ist zwar pünktlich da und reinlich servirt, aber dennoch nicht, wie sie es wünschen. Die Kartoffeln sind gross und mehlig, der Schinken ist gekocht, das Brod ist nicht jene weiche, schwarze, süssliche Masse, die sie in dünnen Scheiben so gern mit Honig geniessen, Kaffee und Thee sind ganz verfehlt. Sie müssen sich damit begnügen, einige Eier zu schlürfen. Der Wirth, der jedoch seinen Vorrath erschöpfte und grosse Mühe hatte, wohl auch überdiess von den reichen Inselbewohnern schon gehört haben mag, lässt sich alles ordentlich bezahlen, worüber die Gäste, die gar nichts davon genossen, laute Klagen erheben und das Wirthhaus weit und breit als theuer verschreien. Für deutsche Reisende und solche Fremde, die, ohne besondere Forderungen, ihre Bewirthung den Wirthsleuten anheimstellen, ist Tirol nicht theuer. Ich spreche hier vom deutschen Theile, wo übrigens die Art zu leben so ist, dass jeder Einwohner

einer andern deutschen Provinz unbedingt damit zufrieden seyn kann.

Von Mieders kann der Serlesberg erstiegen werden, an dessen nordöstlichem Abhange, in einem Fichtenwalde, einer der vormals berühmtesten Wallfahrtsorte der ganzen Gegend gelegen ist: die Waldrast genannt. Von ihr wird die erhabene Pyramide des Serlesberges auch im gewöhnlichen Leben die Waldrasterspitze geheissen. Joseph II. hob auch dieses Kloster auf. Die Gebäude wurden an einen Bauern verkauft, der sie zertrümmerte, um sein ausgelegtes Geld hereinzubringen. Die Grundstücke werden nunmehr als Hornvieh-Alpe benutzt. Das wunderthätige Gnadenbild ist nach Mieders gebracht worden. Hier aber wirkt es keine Wunder mehr. Es steht jetzt verlassen und wenig besucht in der Kirche zu Mieders, während fromme Waller noch immer zur einsamen Waldrast hinanklimmen, um dort, an der geweiheten Stelle, vor einem ganz gewöhnlichen, gemalten Bilde zu beten. So ist der Mensch! Aber wer weiss nicht, welche Wunder die Einsamkeit und die Schauer einer grossen Natur auf ein erregtes Gemüth hervorbringen können, und wie diese noch stärker werden, durch die Pracht und den Glanz einer reichen Kirche, die zwischen hohen Felsen, im dichten Walde, auf einsamer Spitze das Wunderbild umschirmt.

Nach den Traditionen im Volke soll die Legende zum ersten Mal durch den Mund einer Besessenen, im Jahre 1626, auf der Waldrast selbst verkündet worden seyn. Das erste Waldraster Mirakelbuch erschien 1738, unter dem Titel: Der in seiner wunderbarlichen Frucht höchst beglückte Lärchenstock. 1759 folgte das zweite, betitelt: Stets fortgrünender Lärchenstock zu Waldrast.

Hier gebe ich die Legende in ihrer ursprünglichen Einfachheit:

Im Jahre 1392 schickte „das grosse Weib im Himmel" (eine Besessene spricht) einen Engel auf die Waldrast, der einen hohlen Lärchenstock in ihrem Namen also ansprach: „Du Stockh sollest der Frawen im Himmel „Bild fruchten, dan balt wird da ein Khirchfart

„aufkhommen.“ Das Bild wuchs hierauf im Stock und ward zuerst am Ostersonnabend 1407 von zwei frommen Hirtenjungen, Hänsele uud Peterle von Mizens, entdeckt, einem Dörfchen an der Strasse von Matrey nach Waldrast. Die liefen herab zu ihrem Bauern und sagten: „sie hätten „etwas Wunderlichs in einem Stocke gesehen, das sie sich „nicht anzurühren getrauten.“ Der Bauer ging hin und schnitt voll Andacht das Bild mit einer Säge aus dem Baume, und brachte es einstweilen nach Matrey. Das Glück, dem Bild eine Wohnung zu verschaffen, war einem armen Holzhauer, Jacob Lusch zu Matrey, vorbehalten. Diesen Vorfall erzählt das gleichzeitige „Unserer lieben Frauen-Protokoll,“ welches vom 15ten Jahrhundert an bis zur Auflösung der Wallfahrt über alle Vorfallenheiten geführt wurde.

„Chund sey getan aller Manigkleich, als wie von erst die kirchen hie auf der Waltrast in den eren U. L. F. erpawet und aufkommen ist. Das ist also beschechn. Das Ainer tzü Matray ist gesessen mit namen Christan Lusch saliger, tzü dem ist kommen ein stym an einer Phinztag (Donnerstag) Nacht, als er an seinem pett lag, die redt mit ihm zu 3 Maln und sprach: slaffestu! — Da antwort er und fragt: Wer pistu und was will du? — Da sprach die stym: ich bin ein stym. — Da sprach er: was will du? — da sprach die stym: Du sollt aufpringn ein Kappeln in den eren U. L. F. auf der Waldrast. — Da sprach er: Das will ich nit tun. — Desgleichen kam die stym die nächste Phinztag Nacht. Da sprach er: ich bin zu arm dazu. — Da kam die stym zur dritten Phinztag Nacht und redt zu ihm als wie zuvor. Er konnte vor Sorgen nit schlafen und sagt zur stym: Wie maynestus, das du nit von mir wild lassen? — Da sprach die stym: Du sollt es tun. — Da er aber noch immer nicht wollte, da nam es in, und hubn gerather (grade) auf und sprach: Du sollt es tun, da berat dich nur bald um. — Da gedacht er im Sinn: o ich armer Man! was ratt ich, das ich recht tät? und sprach: er wollts thun, wenn er nur die rechte statt west. — Da sprach die stym: im Wald ist ein grün Fleck im Moos,

da leg dich nieder und rast, so wird dir wol kund getan, die rechte Statt. — Das tat er und entschlief und da hört er zwei Glöckl. Da erwacht er und sah vor sich ein Frau in weisskleidern und hat ein kind im Arm, des ward im nur ein Blick. Da gedacht er: Allmächtiger Got! da ist freilich die rechte Statt. Und da merkt er's aus, und die Glöcklein klungen bis er ausgemerkt hat. Da sprach er: lieber Got, wie soll ich's vollbringen, ich bin arm und han kein Gut. — Da sprach die stym: „So geh zu frommen Leuten, die geben dir also vil, dass du es wohl verbringst. Und wan es beschicht das man es weichen soll, da steht es still 36 Jahr. Darnach wird es vürgeng, und werden gar grosse Tzaichen da geschechn zu ewig Tzaitten." Und so ging er zum Beichtvater, der sendet ihn zum Bischof „gen Brichsen", und so fing er dann an zu bauen. Er erhielt im Jahr 1421 vom Generalvicar zu Brixen einen Sammelbrief, und die Capelle wurde 1429 vollendet. Dann trat der Stillstand von 36 Jahren ein und erst 1465 wurde sie eingeweiht. Von jetzt an wurde sie die besuchteste Wallfahrt. Prinzessin Maria, Erzherzog Ferdinands Tochter, verehrte 1607 dem Bilde eine Krone von Perlen und Schmelz mit ihren goldgelben Haaren umwunden. Claudia von Medicis, 1625 die Braut des Erzherzogs Leopold, machte aus ihrem Brautrock ein Messkleid und zwei Levitenröcke für die Capelle auf der Waldrast. Alle Fürsten und Regenten beschenkten das Bild. — Die 25 Zoll hohe bemalte Statue von Lärchenholz, die man noch heutzutage sieht, stellt die Mutter, die in der einen Hand einen Apfel hält, mit dem Kinde auf einem Stocke, der durch die Säge sehr uneben geschnitten wurde, sitzend vor; um die Mitte des Leibes ist die Statue noch ungebildet, und rückwärts mit einem Beile vom Stocke abgespalten. Vom Grundstamm sollen jedoch schon im Jahre 1622 keine Spuren mehr anzutreffen gewesen seyn.

Wer nicht mehr nach Innsbruck zurückkehren will, kann von der Capelle zur Waldrast auf einem ziemlichen Fusssteige nach Matrey gelangen, wo man sich auf der

Strasse nach Botzen befindet, und den Fuss des Brenners bald erreicht hat.

Auf dem Wege nach Sellrain kommt man nach Axams, von wo man das Dorf Ober-Perfuss erblickt, worin mehre ausgezeichnete Tiroler geboren wurden. Zuerst verdient hier der berühmte Peter Anich erwähnt zu werden, dessen kleine Hütte von den Reisenden noch besucht wird. Er war ein Bauer und blieb es bis zum Tode, verfertigte aber dabei die grossen Karten von Tirol, die ihrer Genauigkeit wegen spätern Arbeiten zum Grunde gelegt wurden. Als man nach seinem Tode zwei von ihm verfertigte Globen fortbringen wollte, musste man die Thür seiner ärmlichen Wohnung ausbrechen, die zwar gross genug gewesen war den Bewohner hindurchzulassen, aber nicht seine Werke. Die Inschrift auf seinem Grabe sagt:

Rusticus idem, ac tornator, Cosmographus, Astronomus, Geographus, Geometra, Chalcographus, Mechanicus, per omnia excellens.

Er kam zur Wissenschaft, wie die Chaldäer, wie Bode und Andere, indem er, seine Heerde weidend, den Lauf der Gestirne beobachtete; erst mit 28 Jahren nahmen sich seiner die Jesuiten in Innsbruck an. Im Jahre 1756 vollendete er die Himmelskugel, im Jahre 1759 den Erdglobus. Er lebte in grosser Armuth, und verfertigte diese Arbeiten mit Hülfe seines Verwandten Blasius Hueber. Alle Mühen, Schwierigkeiten und den Mangel der Hülfsmittel wusste er zu überwinden. Er starb im 43sten Jahre. Maria Theresia, die sich seiner nicht angenommen hatte, liess ihn prächtig begraben. Sein Gefährte Hueber erhielt eine Pension von 300 Gulden. — Noch ein anderer merkwürdiger Mann wurde in Ober-Perfuss geboren, in einer ganz andern Sphäre wie Anich glänzend, dessen Leben Stoff zu einem Melodrama böte, wenn wir damit so leicht wie die Franzosen fertig werden könnten. Ich theile hier das Interessanteste aus seinem Leben mit. Solche Züge werden dazu dienen, uns mit dem Charakter der Tiroler vertraut zu machen.

Peter Haider war ein Mann voll Muth und Unerschrockenheit und beseelt von der feurigsten Vaterlandsliebe. Schon im Jahre 1796 war er zweimal mit dem Scharfschützen-Corps von Innsbruck in das Ober-Innthal gezogen, unter Anführung des Hauptmanns Philipp von Wörndle. Als aber 1797 der französische General Joubert bis Brixen und Mühlbach vorgedrungen war und der Feldmarschall-Lieutenant Kerpen bis Sterzing zurückweichen musste, wurde der Landsturm vom Inn- und Wippthal in Masse aufgeboten. Ein Theil desselben musste von Mauls durch das Thal Rittseil über das Valser-Joch gegen Spinges vorrücken, um dem Feinde, der bei Mühlbach stand, in seine rechte Flanke zu fallen. Hier war Peter Haider Corporal einer Landsturm-Compagnie von 500 Köpfen, unter dem Hauptmann Anton Reinisch, Sensenschmied zu Volders. Diese Mannschaft wehrte sich in dem blutigen Gefechte vom 2. April 1797 so tapfer, dass sie den Hauptmann und 19 Schützen verlor und 25 Verwundete zählte. Peter Haider entwickelte einen grossen Muth und erlegte mitten im stärksten Feuer des Feindes sechs Franzosen. Plötzlich hört er hinter sich schiessen; er blickt um sich und gewahrt fünf, die den Posten von Aichet her umgangen hatten, und nun lebhaft auf ihn losfeuerten. Ganz allein, wie er war, besann er sich nicht lange, und schoss einen davon mit dem Stutzen, einen andern mit der Pistole nieder, und dem dritten, der wenige Schritte von ihm entfernt auf ihn anschlug, versetzte er wie der Blitz eins mit dem Säbel. Allein in demselben Augenblicke bekam er einen Schuss aus der Ferne ins rechte Bein, und während er hinfiel, einen Hieb in die linke Hand, die er, um sich zu stützen, ausgestreckt hatte. Er lag nun auf seinem Gesichte, und die zwei noch übrigen Feinde fielen über ihn her, gaben ihm vier tiefe Säbelhiebe auf den Kopf, wovon einer gerade über dem Genicke war. Weil er keinen Laut mehr von sich gab, und sich aller Regungen vorsätzlich enthielt, so liessen sie ihn in einem Birkenwäldchen, gerade über Spinges, für todt auf der Erde liegen.

Sobald er merkte, dass alles um ihn stille war, richtete er sich auf, und verband sich zuerst mit dem Schnupftuch den Kopf. Die Schusswunde aber, so wie die Hand, musste er aus Mangel eines Tuches offen lassen, und nun ging er in diesem elenden Zustande, mit der äussersten Anstrengung ein gutes Stück vorwärts. In einiger Entfernung erblickte er einen andern verwundeten Tiroler, der sich eben so mühsam fortschleppte. Da erwacht in ihm ein Strahl der Hoffnung, dass sie vereint sich beistehen und helfen könnten. Er ruft ihm zu. Es ist Pancraz Haider, sein Bruder, der drei Stücke einer Kugel im Unterleibe und zwei Bajonnettstiche im rechten Schenkel hat. Er stützt sich auf sein Gewehr und muss sich oft streckenweise an der Erde fortschleifen. Beide Brüder waren nun wohl in einem Zustande, dass an wechselseitige Hülfe nicht zu denken war; aus Schwäche und Furcht überfallen zu werden, bleiben sie im Dickicht des Waldes und bringen dort eine Nacht voll Schmerzen und Kummer zu. So bleiben sie vom 2. April Abends bis zum 4. Früh, volle 37 Stunden, ohne Verband und Labung, ja ohne Wasser. Peter saugte, um seinen fürchterlichen Durst zu stillen, das Blut aus seiner Handwunde.

Endlich am 4. April können sie es nicht länger aushalten und schleppen sich nach Mühlbach, welches eine Viertelstunde von ihrem Versteck entfernt lag. Sie brauchten aber zwei Stunden dazu. Als sie eben über die Brücke wollen, die ins Dorf führt, sehen sie die Feinde dicht aus dem Valserthale herausströmen. Sie müssen sich im Räderwerke einer Mühle verbergen.

In steter Angst, dass die Mühle zu gehen anfangen könnte, und sie dann zermalmen würde, verlassen sie aber bald ihren Versteck, um ihn mit einem andern zu vertauschen. Eine nahe Sägmühle scheint ihnen dazu willkommen; sie hoffen sich dort in die Späne vergraben zu können. Zu ihrem Schrecken ist die Mühle aber ganz aufgeräumt. Im heftigsten Fieber werfen sie sich auf den harten Boden und meinen ihren Geist aufzugeben, als ein altes Mütterchen dazu kommt und sie mit Theilnahme betrachtet. Sie bringt ihnen eine warme Suppe, die erste

Speise, die sie seit 40 Stunden erhielten. Sie vermögen aber nichts davon zu essen. Das Feuer, welches die Feinde unterhalten, und ihre Geschäftigkeit in Aufsuchung des Holzes, lassen für sie in der Sägemühle keine lange Sicherheit mehr hoffen. Sie verkriechen sich daher in einen Schweinestall. Aber auch hier sind sie nicht geschützt, weil die Franzosen zu allererst nach Hühnern und Schweinen suchen. Man will sie weiter führen; sie können es aber nicht mehr aushalten, und wollen hier sterben.

Ein mitleidiges altes Weib, das eine kleine Hütte bewohnt, nicht viel besser als der Schweinestall, den die Armen eben verlassen hatten, nimmt sie bereitwillig auf. „Wenn Euch die Franzosen entdecken, so helf Euch Gott,“ spricht sie, „ich laufe davon.“ Peter antwortet: „Hat „Er uns bis hieher wunderbar erhalten, so wird er uns „auch künftig nicht verlassen-“ – „Habt ihr Geld?“ fragt das Mütterchen, „denn ich habe nichts.“ – Peter gibt ihr, was er bei sich hatte. Sie räumt ihnen ihr Bett, und besorgt das Essen. Am fünften April kommt ein Wundarzt dazu. Er erklärt Peters Wunden für tödtlich: in der Schusswunde sey bereits der Brand, er schneidet daran herum und verbindet ihn dann. So bringen sie 14 Tage unter unsäglichen Schmerzen zu; dann erscheint eine Fuhre, um die Brüder heimzuholen. Die beschwerliche Fahrt über das Gebirge, verursacht ihnen Höllenqualen. Im Militairspital an der Volderer-Brücke war eben ein geschickter Chirurg, der sich der Brüder annahm. Er heilte Peter vollkommen, der, ausser einer unwiderstehlichen' Schläfrigkeit bei eintretender schlechter Witterung, wieder ganz gesund wurde. Mit seinen Narben zog er 1799 noch zwei Mal ins Feld; mit dem Landsturm ins Ober-Innthal und als Scharfschütz ins Engadin. Im Jahre 1802 stand er noch als Jäger in Diensten bei dem Freiherrn von der Lochau, auf dem Schlosse Friedberg bei Volders. – –

In Sellrain ist ein Bad, das von den Innsbruckern häufig besucht wird. Von hier kann man noch nach Gries und S. Sigmund fahren. Aus ersterem Orte macht

man einen Absteher nach dem romantischen Lisener-Thale, bis zu dem Dorfe Lisens, wo sich der zwar kleine, aber schöne Alpeiner-Ferner den Blicken zeigt. Von hier geht es an der Seite des Ferners und zum Theil über denselben nach Gries und Lengenfeld im Oetzthale. Doch das sind Partien, die geübte Bergsteiger erfordern, und für Damen nicht gut zu unternehmen sind. In S. Sigmund ist man am Ende des lieblichen Sellrainthales, und kann, dem Laufe des Stuibenbaches folgend, nach Sauters am Eingange des Oetzthales gelangen. Folgt man jedoch dem Gleierscher-Bach, so führt ein beschwerlicher Gebirgspfad nach Umhausen.

Nachdem wir von diesen Partien erfreut und zugleich auch ermüdet nach Innsbruck zurückgekehrt waren, und nun unser gewohntes und recht bequemes Quartier in der Rose eingenommen hatten,* beschlossen wir unsere Ausflüge nach der Seite des Unterinnthales in den nächsten Tagen auszudehnen.

Das Unterinnthal zeigt sich in der Nähe von Innsbruck anmuthig, weit und gut bebaut. Die Berge sind, mit Ausnahme des Salzbergs bei Hall, mit Laub- und Nadelholz bewachsen, und von gefälligen Formen, das Schroffe, Zerrissene ist verschwunden, und die Rücken sind sanft gewölbt und ausgedehnt. Die Strasse zieht sich breit und grösstentheils eben an dem hier schon breitern Flusse hin, und die Dörfer liegen beisammen, zwischen Obstgärten und Fruchtfeldern, und zeugen von Wohlhabenheit und Reinlichkeit. Die Städtchen Hall, Schwatz, Rattenberg entsprechen gleichfalls diesem Charakter, und die malerisch gelegene Festung Kufstein macht den Schluss des Thals, gegen Baiern hin.

Dieser Theil von Tirol hat schon viele Beschreiber gefunden, weil er am gewöhnlichsten bereist wird. In

* Wir accordirten für ein Zimmer täglich 24 Kreuzer; und ordneten selbst unsern Küchenzettel an, wofür uns ein sehr mässiger Preis berechnet wurde. Wildes Geflügel, Fische und gutes Gemüse sahen wir täglich auf unserm Tische, was an den Tables-d'hôte in der Sonne und im Adler nur sehr selten der Fall war.

vierzehn Tagen macht man leicht von München aus die Partie über Rosenheim, Kufstein, Schwatz und Hall nach Innsbruck, und geht dann durch einen Theil des Oberinnthals über Reutte und Füssen wieder hinaus. Auch das berühmte Zillerthal kann dabei besucht werden. Für die Genre- und Landschaftsmaler in München ist diese Reise fast jeden Sommer unerlässlich, und man findet viele von ihnen beständig auf dieser Tour.

So lieblich die Gegend des Unterinnthals und einige Seitenthäler desselben, wie das Achenthal mit einem schönen See, und das Zillerthal sind, so abschreckend sind jene Thäler, die zwischen dem Unterinnthal und dem Pinzgau liegen. Eine rauhe Gegend mit Sümpfen und Mooren bedeckt, die höchste Armuth und fast das ganze Jahr ansteckende Krankheiten. Hier gedeiht nichts ordentlich; nicht einmal trinkbares Wasser haben die Einwohner, und das eben ist ihr grösstes Unglück. Im Sommer 1834 war hier der Herd einer fürchterlichen Ruhrseuche, die gleich der Cholera wüthete, und sich von hier aus fast über ganz Tirol und einige benachbarte Provinzen erstreckte. In dem armen Hopfgarten, in Kitzbühel und der Umgegend war das Elend entsetzlich. Bösartige Fieber finden hier alljährlich statt.

Viele Reisende, die zuerst Salzburg und Berchtesgaden besuchen, dann in Gastein verweilen, kommen über Lend in Tirol, und betreten dessen Boden im Pinzgau zuerst. Sie haben alle mitgebrachte Bewunderung gewöhnlich dann schon erschöpft, und fühlen sich von den Herrlichkeiten Tirols, die sie hier zu sehen bekommen, nicht sehr angezogen, noch weniger entzückt. Interessanter ist es gewiss unsern Weg zu befolgen, und durch die Porta Claudia ins Innthal zu treten. Wer nun aber einmal das hochgepriesene Salzburg nicht unbesucht lassen will, und dann auch Gastein mitnimmt, wie es eigentlich sich von selbst versteht, der sollte sich nur auch zugleich mit guten Steigeisen und einem tüchtigen Alpenstock versehen, um seine Wanderung nach Tirol zu Fusse weiter fortzusetzen. Er steige dann in das Nassfeld, wo er eine Menge der herrlichsten Wasserfälle

sieht, welches der eigentliche Schlupfwinkel der lieblichsten Najaden der ganzen Alpenwelt ist; von hier wandre er über den bekannten Malnitzer Tauern* nach Malnitz, und von da nach Obervellach in Kärnthen. Eine gute Fahrstrasse bringt ihn nach Winklern, wo er in das zwar rauhe, aber höcht interessante Pusterthal seinen Einzug hält, und nun bis Bruneck immer schönere Gegenden zu sehen bekommt, immer wärmern und glücklichern entgegengeht. Dann werde zuerst der südliche Theil bis Verona bereist, und im Rückwege das Etschthal besucht bis Meran, und von dort durch das Vintschgau und das Oberinnthal nach Innsbruck gegangen, wo dann diese Hauptstadt den Schlusspunkt der ganzen Reise bilden könnte. Bei dieser Berührung der östlichsten Gränze Tirols, am äussersten Ende des Pusterthales, zeigt sich der majestätische Glockner so nahe, dass ein Ausflug an seinen Fuss nicht wohl umgangen werden kann. Man fährt von Winklern über St. Leonhard nach Döllach, und von hier geht es zu Fuss in das Thal von Heiligenblut, wo sich die beiden Eispiramiden des Glockner auf einem Plateau von Gletschern erheben. Obgleich er um zweitausend Fuss niedriger als der Orteles ist, so zeigt er sich doch von dieser Seite viel imposanter als jener. Das Pfarrdörfchen Heiligenblut, das drei Vierteljahr Winter hat, und von reissenden Gebirgswassern, Lawinen und Felsenstürzen stets bedroht wird, ist ein sehr trüber Aufenthalt, der für den Fremden nur im Hochsommer auf einen Tag erträglich ist. Es liegt 5000 Fuss über der Meeresfläche, und sein Name rührt von einem Fläschchen heiligen Blutes her, das ein römischer Hauptmann

* Ich las neulich in einem norddeutschen Berichte „von dem herrlichen Tauerngebirge" und diess bringt mich zu der Vermuthung, dass das Wort „Tauern" für manchen Leser noch einer Erklärung bedarf. Man nennt so in den Salzburg'schen Alpen die hohen Gipfel eines Gebirges, wenn eine Strasse, ein Saumschlag, darüber führt. Es ist dasselbe, was „Joch" in Tirol bedeutet. Kogel, Kofel, Spitz sind im Gegensatze solche Gipfel, die sich der Communication nicht so willig herleihen wollten. Sattel ist der niedrigste Theil eines Gebirgsrückens, zwischen zwei hohen Gipfeln.

Brictius von Constantinopel hieher gebracht haben soll. Zu Anfange dieses Jahrhunderts hat Schultes eine sehr umständliche Glocknerreise in vier Bänden herausgegeben, worauf wir Liebhaber solcher Partien noch besonders aufmerksam machen wollen.

Es war Abends, als wir uns — eine zahlreiche Gesellschaft — in den Stellwagen setzten, der nach Hall abfuhr. Ein Stellwagen ist ungefähr wie ein Pariser Omnibus gebaut; der Eingang ist zwischen den Hinterrädern, und die zwei davor gespannten Pferde sind bemüht, ihn eben so langsam vorwärts zu bewegen.

Wenn man vom Wege nach Hall die Blicke rückwärts sendet, so bemerkt man westlich vom Sollstein, am Ende der Höttinger Alpen, einen seltsam geformten Fels, der einem sitzenden Weibe gleicht, welches sich über einen Säugling beugt, den es in den Armen hält. Diess ist die Frau Hütt, von der die Sage geht, dass sie einst vor grauen Jahren, ehe sie in Stein verwandelt wurde, als mächtige Fürstin über dieses Thal geherrscht. Damals sollen hier alle üppigen Früchte des Südens gediehen, und an Fruchtbarkeit und Reichthum kein Anderes in der Welt ihm zu vergleichen gewesen seyn. Frau Hütt ward desshalb übermüthig, und kam auf die tollsten Gedanken. So soll sie sich bis zu ihrem Schlosse hinan, welches auf derselben Höhe lag, wo sie noch heutzutage mit ihrem Säugling sitzend zu sehen ist, eine Treppe haben anlegen lassen, aus lauter Käsen gebaut, die in dem Thale bereitet wurden. Ueberhaupt soll sie die besten Lebensmittel vergeudet haben; endlich — das Uebermass des Frevels — hat sie ihrem Säugling, so oft er nach Säuglingsart die Windeln verunreinigte, mit dem schönsten Weizenbrode die schmutzigen Theile abgerieben. Darob ergrimmte endlich der Himmel und versteinerte die Frau Hütt mit ihrem Kinde; das Thal aber verwüsteten Felsenstürze und Wildwasser, und es lag viele Jahrhunderte in Schutt und grausen Ruinen. Erst in neuern Zeiten wurde sein Anbau wieder versucht, und obgleich es jetzt recht gute Früchte hervorbringt, so konnte es doch zu dem frühern Segen nie wieder gelangen. Frau Hütt sitzt aber stets

noch auf dem alten Fleck, und scheint immerfort mit ihrem Säugling beschäftigt, und starrt wie ein alter, grauer, verwitterter Felsen in das einst von ihr beherrschte Thal hinunter. Von der Käsetreppe ist jedoch keine Spur mehr, selbst nicht in Versteinerungen, anzutreffen. Auf der Rückseite der Frau Hütt und der ganzen Felsenwand, auf welcher sie sitzt, zieht sich ein wildes, gänzlich unbewohntes und unfruchtbares Thal hin, voll von Felsentrümmern und Bergstürzen, das die eigentliche Gränze nach Baiern hin bildet.

Der Salzberg bei Hall lädt zu einem Besuch ein. Man kann Stunden lang in diesen weiten Hallen umhergehen, aus denen das Wasser das Salz herausgezogen hat, und die nun einen kühlen, nicht uninteressanten Spaziergang darbieten. Man kann sich mit einem Einspänner bis an den Eingang des Bergwerks bringen lassen, der schon in beträchtlicher Höhe liegt. Mehres über den Besuch der Salzbergwerke findet man im Anhange bei Berchtesgaden und dem Salzkammergut. Die Stadt Hall selbst hat eine grosse Pfarrkirche, deren Gemälde (Albrecht Dürer) sehenswerth sind.

Die Unterinnthaler sollen die lustigsten von allen Tirolern seyn, hier ist das beliebte Jodeln zu Hause, und hier wird am meisten getanzt. Es sind noch nicht dreissig Jahre her, dass man im nördlichsten Theile von Deutschland noch gar nichts vom Jodeln wusste. In Königsberg z. B. wurde es erst durch den Rochus Pumpernickel, der Wiener Posse, allgemein bekannt, worin das „Wann i in der Fruh aufsteh'!" gesungen wird. Seitdem war es stark in der Mode, in Wien musste vor zehn Jahren in allen sogenannten Localstücken gejodelt werden; jedes Lied endete mit dem Jodeler; aber in diesem Augenblick ist die Liebhaberei dafür wieder verschwunden. Vor einigen Jahren noch musste es selbst in französischen Opern häufig vorkommen, um das Publicum zu ergötzen, wie z. B. in der Braut von Auber. Rossini's Tirolienne im Tell war die Losung dazu für alle andern Componisten geworden. Jetzt ist dafür das Jodeln in Italien Mode, und Bellini und Donizetti verschmähten es nicht, häufige

Anklänge von Tirolerliedern in ihre Compositionen zu verweben. Selbst Anna Bolena, die unglückliche Königin, haucht ihren Schmerz in einer Tirolienne aus. Ich führe das hier als ein Beispiel an, dass andere Nationen auch einmal Deutsches zur Mode erhoben.

Wenn man durch das Unterinnthal fährt, drängt sich seine Lustigkeit dem Reisenden nirgends auf. Um das Landvolk von dieser liebenswürdigen Seite kennen zu lernen, muss man einige Zeit mit ihm leben. Keineswegs ist aber das Jodeln eine ihm anklebende Eigenthümlichkeit, die sich sogleich kund gibt, etwa wie der Kuhreihen in Appenzell. Die Leute gehen ihrer Arbeit nach, und müssen sehr fleissig seyn, dafür zeugt die Ordnung auf ihren Feldern, die Einfriedung derselben mit Obstbäumen, die Bewässerungen der Wiesen und der Anbau auf den Höhen. Bei so schwerer Arbeit, wie der Ackerbau im Gebirge, kann die laute Fröhlichkeit nicht alle Tage zum Vorschein kommen, und wird klüglich auf die Tage der Kirchweihen verspart, wo sie dann aber auch im vollsten Glanze hervorbricht. Neben der Lustigkeit zeichnet Muth, Hartnäckigkeit und Ausdauer den Unterinnthaler aus. Während der Insurrection haben sich viele glänzende Beispiele davon gezeigt. Der Hass gegen Baiern war hier am stärksten. Ich hörte einige Anekdoten, die den hiesigen Bauer, bei aller Grausamkeit gegen einen gehassten Feind, doch in seiner ganzen Naivität zeigen. Oft sah man einen Landmann plötzlich seine Arbeit im Stiche lassen, den Säbel ergreifen, und mit den Worten fortgehen: „Heint muss i a Boafack dastöch'n!“ (Heut muss ich einen Baier abstechen! Boafack war ein allgemein übliches Schimpfwort; Fack bedeutet Ferkel.) — Einst tritt ein baierischer Soldat in einen Hof, um beim fliessenden Brunnen seinen Durst zu stillen. Sogleich legt ein Junge aus dem Hinterhalt auf ihn an. Der alte Bauer tritt dazu und verweist es ihm mit den Worten: „Lass' ihn erst trinken!“ und der Junge wartet, bis der Soldat seinen Durst gestillt hat, und schiesst ihn dann kaltblütig nieder. — Als Pendant mag folgende Anekdote gelten. Bei jedem kleinen Excess, der bei den französischen Generalen gemeldet

wurde, liessen diese ihre Soldaten füsiliren. So hiess es; aber die pfiffigen und argwöhnischen Tiroler liessen es sich nicht nehmen, dass man ihnen diess nur vorspiegle, und sie oft dem *soit-disant* Erschossenen später wieder begegnet seyen. Man that es eben nur, um einen Schein von strenger Mannszucht walten zu lassen. Einst beschwerte sich ein Geistlicher bei dem französischen Commandanten über Erpressungen von seinen Soldaten. Dieser sagt: „Ich lasse sie sogleich erschiessen!“ — „Damit ist nicht geholfen,“ entgegnet der tiroler Pfarrer kalt; „wenn Sie mir Genugthuung schaffen wollen, so erlauben Sie, dass ich die Bougres selbst erschiessen darf.“ — „Wie? Sie, ein Geistlicher, wollen das?“ fragte der General erstaunt. — „Nun ja,“ erwiderte der Pfarrer, „denn nur in diesem Falle werde ich mich vor ihnen sicher glauben.“ Der General liess es darauf nicht ankommen, denn der Schwarzrock sah aus, als könnte er Ernst machen, und bewilligte ihm lächend eine Sauvegarde. —

Die Tracht der Unterinnthaler ist bekannt genug, da sie am meisten in das Ausland reisen und Handel treiben. Die Teppichhändler und die mit Handschuhen die Messen bereisen, sind meist von hier, wenn auch die Fabricate, die sie feil halten, im Pusterthal und in andern Thälern gemacht werden. In Innsbruck sieht man sie häufig, wo sie sich als Dienstmägde und Hausknechte verdingen. Das Zierlichste an dem Anzuge der Erstern ist der zugespitzte Hut, von dessen oberm Ende ein sehr breites, schwarzes oder grünes Band mit goldenen Fransen besetzt, bis in den Nacken herabhängt. —

Sehr früh verliessen wir Hall und genossen des Schauspiels der aufgehenden Sonne. Alle Bergspitzen waren leicht mit einem zarten Purpur gefärbt, der immer glühender wurde, und zu dem Grau der unbeleuchteten Seitenwände und dem Schwarz der tiefern Gegenden zauberisch abstach. Je mehr sich die Spitzen jetzt in Flammen hüllten, desto mehr zerfloss der Purpur und überfluthete im eigentlichen Sinne des Wortes die ganze Riesenwand von Bergen und Felsen. Dann wurden die

Spitzen rosenfarb, und das Feuer schwamm auf den Mittelgebirgen; bis endlich das klarste Sonnenlicht, mit den bläulichern Lufttinten lasirt, die Spitzen einnahm, und die lieblichsten Rosen weit und breit ausschüttete. Dieses himmlische Farbenspiel begleitete uns lange Zeit, und hielt uns so gefesselt, dass wir erst wieder Augen für unsere nähere Umgebung hatten, als es einem gleichverbreiteten schönen Tage gänzlich gewichen war.

Der Weg war immerfort von Bäumen eingefasst, und der grüne, breiter gewordene Inn rauschte zu unserer Linken. Hübsche Häuser lagen überall zerstreut. Zur Rechten schimmerten stattliche Burgen von bewaldeten Höhen. Das Thal verläugnete seinen anmuthigen Charakter keinen Augenblick. Vor uns, nicht fern mehr, schaute Freundsberg herab, die Burg des weltgeschichtlich berühmten Hauptmanns Georg von Freundsberg, der sogar mit seinen Söldnern einen Zug nach Rom unternahm.

Dieser Anführer Freundsberg, Fronsperg, auch Frundsberg genannt, war eine merkwürdige Erscheinung jener Zeit, wo das Kriegführen wie ein Handwerk betrachtet, und daher ganz eigentlich „Kriegerhandwerk" genannt wurde. Er war Herr zu Mindelheim, kaiserlicher Feldhauptmann, geb. 1475, gest. 1528. Er war treu und tapfer. Das Volk, das er unter seine Fahne gesammelt hatte, war auf das bunteste zusammengesetzt, und das bekannte Lager Wallensteins hatte in dieser Hinsicht nichts voraus. Auch ihm waren Alle mit unbedingter Liebe und einer rührenden Anhänglichkeit ergeben. Sie nannten ihn den „Landsknechtvater." Hier im Angesichte seiner Burg fielen mir ein paar merkwürdige Lieder ein, die man in Tirol aufbewahrt hat. Das erste wurde von den Landsknechten zu des Helden Ehre gesungen, und mag oft hinter jenen Mauern erklungen seyn. Es enthält eine kurze Charakteristik des Ritters und seiner Mannen. Hier ist es:

Georg von Freundsberg
Von grosser Stärk',
Ein treuer Held,
Behielt das Feld.

In Streit und Krieg,
Den Feind niederschlieg,
In aller Schlacht
Er legt Gott zu, die Ehr' und Macht. —
Er überwand
Mit eigener Hand,
Venedisch Macht,
Der Schweizer Pracht,
Franzosen Schaar
Legt nieder gar;
Mit grosser Schlacht,
Die Päbstisch Bündniss zu Schanden gemacht.
Der Kaiser Ehr' hat er vermehrt,
Ihr Land und Leut'
Beschützt alle Zeit,
Mit grosser Gefahr
Er sieghaft war,
Ganz ehrenreich
Man find't nicht bald, der ihm wär' gleich. —

Das andere Lied hat den edeln, mannhaften Ritter selbst zum Verfasser. Er dichtete es in Italien, und pflegte es bei traulichen Gelagen im Feldlager mit seinen Hauptleuten zu singen:

Mein Fleiss und Müh' ich nie hab' gespart
Und allzeit gewart
Des Herrn mein
Zum Bessten sein,
Gnad, Gunst verhofft,
Doch's Gemüth bei Hof verkehr' sich oft.
Wer sich zukauft, der lauft weit vor
Und kommt empor,
Doch wer lang Zeit
Nach Ehren streit
Muss dannen weit,
Das thut mir ant,
Mein treuer Dienst bleibt unerkannt.
Kein Dank noch Lohn davon ich bring.
Man wiegt mich ring
Und ist mein gar
Vergessen zwar,
Gross Noth und Gefahr
Ich bestanden hab'; was Freud' soll ich haben drob? —

Ehe wir nach Schwatz gelangten, erblickten wir einen Berg, rechts am Wege, der wie von Riesenmaulwürfen umgewühlt schien. Bald sahen wir auch Einfahrten und Gebäude; alles aber verlassen und öde. Diess

war einst das reiche Silberbergwerk von Schwatz, dem so viele Familien im Mittelalter, unter andern auch die Fugger in Augsburg Glanz und Macht verdankten. * Jetzt ist es so unergiebig, dass die Kosten durch den Ertrag nicht gedeckt werden könnten. Nur ein einsames Pochwerk ist noch im Gange, das aus jenen Schlacken, die in früherer Zeit weggeworfen wurden, heutzutage das reine Metall zu Tage fördert. Es macht einen trüben Eindruck, und schien uns nicht merkwürdig genug, eine genauere Besichtigung davon vorzunehmen.

Schwatz ist eine freundliche Stadt, die sich an dem einen Ufer des Inns ausbreitet, während auf der andern Seite nur eine Reihe nicht sehr ansehnlicher Häuser, eine Art von Vorstadt bildet. Der erste Gasthof in Schwatz liegt am Inn, und hat gute Zimmer und Betten; in der Stadt, am Markt aber ist ein anderer, den ich nicht für schlechter halte. Ich habe in beiden übernachtet. Meine Zeche, für zwei Personen, betrug in dem erstern 2 Gulden 50 Kreuzer, während ich in dem zweiten genau für dasselbe 1 Gulden 34 Kreuzer bezahlte. Man urtheile nun welcher von beiden den Vorzug verdiene.

Von Schwatz bis Strass bleibt die Strasse eben, und die Gegend dieselbe. Hier öffnet sich das Zillerthal. Zwei Felsen, als seyen sie durch eine gewaltsame Revolution auseinandergerissen, bilden den Eingang in dasselbe. Strass präsentirt einen hübschen, hohen Kirchthurm, mit einem blank vergoldeten Kreuz auf der Spitze. Das Thal zeigt hier eine breite, ebene Fläche, die von grünen Mittelgebirgen begränzt wird, welche bis zu den Gipfeln angebaut sind. Hier sieht man Kornfelder in langen, wogenden Reihen. Der Ort Schlitters macht den Hintergrund, und lehnt sich an die Berge. Die Strasse windet sich durch die Berge hin, bald auf- bald abwärts, und diess hindert eine weite Fernsicht. Nach und nach nur rücken die Orte Fügen, Uderns, Ried und Zell hervor. Dann verengt sich das Thal und wird rauher

* Hans Fuger aus Hall war der Erste, der durch den Bergbau zu grossem Vermögen gelangte.

bis Mayrhof, von wo es sich in zwei Arme theilt, rechts bis nach Lahnersbach nach dem wilden und eingeschlossenen Duchs, links nach Brandberg am Fusse der schroffen Gerlos. An beiden Orten muss man, um weiterzukommen, sich vor dem Steigen und zuweilen halsbrechenden Klettern nicht fürchten.

Das Zillerthal gewährt einen überraschenden Anblick. Es ist das freundlichste, was wir bis jetzt in Tirol gesehen haben. Ueberall begegnen uns lachende, gutmüthige Menschen, grüssend und plaudernd. Männer und Weiber sind gross; ein schöner Menschenschlag. Wir wollen sie später an ihrem grössten Festtage kennen lernen.

Fünftes Capitel.

Der Abend in Absam.

(Intermezzo.)

Es gehört nicht zum guten Tone, sich des Stellwagens nach Hall zu bedienen, die Gesellschaft ist darin ein wenig zu stark, was man in Deutschland gemischt nennt und unbegreiflicher Weise so sehr fürchtet. Da wir indess schon selbst sehr zahlreich waren, so konnten wir, nach dem Ausspruch einiger Innsbrucker Freunde, es getrost wagen, weil ausser uns nur zwei bis drei fremde Passagiere noch Platz finden konnten. Und in der That trafen wir beim Einsteigen nur zwei: einen jungen hübschen Mann mit einem blonden Schnurrbart, der sich uns bald für einen Ungar zu erkennen gab, und einen ehrlichen Landbewohner der Gegend, der vom Markte in Innsbruck zu seinem Herde zurückkehrte.

Es war ein milder, stiller Spätsommerabend, und bald war es so finster, dass wir unsere Gesichtszüge nicht mehr sahen, und die Phantasie die anregende Beschäftigung erhielt, sich jedesmal das Bild des eben Sprechenden nach dessen Kräften zu vergegenwärtigen. Eine solche Unterhaltung auf der Reise hat für mich stets einen eigenthümlichen Reiz. Ich bin nicht im Stande, zu schildern, welche Flüge und Sprünge ich dann in Gedanken mache. Ich bevölkere gewöhnlich den innern Raum des Wagens mit ganz andern Personen, als sich eben darin befinden.

So konnte ich an jenem Abend ein junges Mädchen nicht los werden, das einen zwar flüchtigen, aber sehr

interessanten Eindruck auf mich gemacht. Sie stieg einst in Brüssel Abends neun Uhr, da es auch stockfinster war, mit mir zugleich in die Diligence von Laffitte-Gaillard — sie von rechts, ich von links — und weinte heftig. Ein sehr hübscher, schnurrbärtiger Jüngling stand, von der Hoflaterne vollständig beleuchtet, auf dem Schlage und hatte die Hand der Weinenden gefasst. Beide sprachen nicht; sie weinte immerfort, und er blickte sie unverwandt an. Endlich rief der Conducteur dem Postillon das Losungswort der Abfahrt zu und warf, indem er zur Imperiale hinankletterte, einen tiefen Schatten auf den Jüngling, der ganz verfinstert sich einen Augenblick in den Wagen bog und ohne ein Wort zü sagen, das Mädchen heftig küsste. „Adieu, Hector!" hauchte sie, und das war Alles. Er hörte es nicht einmal, denn wir flogen fort, und er war schon herabgesprungen.

Es herrschte Stille im Innern der Diligence. Vier Menschen schliefen fest, meine Nachbarin, so schien es, weinte still in sich hinein, und ich suchte mir die Geschichte zusammen, wodurch das Pärchen — offenbar zwei Liebende — für lange Zeit getrennt wurde. Sie musste blond seyn und schlank, das Auge schmachtend; ich freute mich auf den Sonnenaufgang, der mir ihre ganze Anmuth enthüllen sollte. Die aufgehende Sonne beschien meine geschlossenen Augenlieder, denn ich war sehr fest eingeschlafen, und als ich in Landrecy erwachte, war meine Nachbarin bereits ausgestiegen, und ich sah sie nur noch in der Ferne am Arm eines hübschen jungen Mannes einen Hügel hinaneilen, auf dem ein freundliches Gebäude stand. Einige schwarze Locken flatterten von ihrem Köpfchen; sie war klein und voll, ganz dem Bilde widersprechend, das ich mir von ihr entworfen hatte. Meine so schön erfundene romanhafte Geschichte der Nacht war mit einem Mal über den Haufen geworfen. Der Jüngling des vorigen Abends konnte ihr Bruder gewesen seyn, sie den Tod einer guten alten Tante beweint haben und nun mit dem ihr zugefallenen Erbtheil die Gattin desjenigen werden, den sie lange schon liebte und der sie in Landrecy im Hause ihrer

Eltern erwartete. Diese Geschichte war so freundlich, wie der herrliche Morgen, der auf die Visitatoren herabschien, die in unsern Koffern herumwühlten. Für mich musste aber das Schicksal meiner Nachbarin ein Räthsel bleiben, denn wir verliessen Landrecy sogleich wieder, und ich bin seitdem nicht wieder hingekommen. — Auf dem Wege von Innsbruck nach Hall sass aber meine junge Brüsselerin wieder neben mir, und ich drückte, in diesem Traume befangen, einer hübschen jungen Frau, welche in der That meine Nachbarin war, vielleicht etwas zu theilnehmend die Hand und lispelte ihr zu: „Warum weinen Sie denn?" worauf sie jedesmal mit einem gar anmuthigen Lachen antwortete. Inzwischen erzählte der Ungar vom neulichen Brande von Munkacz, ziemlich trocken referirend, ziemlich theilnahmlosen Zuhörern. Ich jedoch konnte unmöglich die schöne Gelegenheit versäumen, nach Munkacz zu reisen. Mit einer reizbaren Phantasie reist es sich billiger und schneller als mit jedem Dampfwagen. Ich war sogleich zur Stelle, und so glücklich, alle meine lieben Freunde mitzunehmen, denn neben mir stand die weinende Brünette von Landrecy, und der fürchterliche Brand der schauerlichen Felsenveste röthete ihre lieblichen Züge. Schwarze Gestalten schossen durch die Flammen hin, wie es schien, nicht um Hab und Gut zu retten, denn daran dachte Niemand, sondern um zu jenen Felsenhöhlungen zu dringen, die tief unter dem Bette des Stromes sich ausdehnen, und dort die lebenslänglich Gefangenen von den schweren Ketten loszuschliessen und sie so lange in Sicherheit zu bringen, bis ihnen der neue Kerker gebaut seyn wird. Ich war im Begriff, in einen solchen Wasserkäfig mit hinabzusteigen. Da heulten plötzlich die Sturmglocken durch den nächtlichen Graus, ein ungeheures Mauerstück stürzte in den Felsenkrater hinab, und die gedämpfte Flamme zuckte aus den Oeffnungen des schwarzen Gemäuers. . . .

Der Stellwagen hielt; meine phantastische Maskerade war geendigt, und ich sah statt der geträumten Personen meine Innsbrucker Gesellschaft bei hoch empor gehobener

Laterne aus dem Wagen kriechen. Alles war Traum gewesen, bis auf die Erzählung des Ungarn von Munkacz's Brand, die ich nur ein wenig grell staffirt hatte, und das Läuten der Glocken von Hall, die aber nicht Sturm, sondern das friedlich erquickliche Ave Maria verkündeten. Obgleich nun meine Träumereien zu dem Folgenden in keiner Beziehung standen, so hatten sie mir doch eine angenehme Empfänglichkeit dafür mitgetheilt.

Ich stand im Hofe des Wirthshauses zur Krone, über mir der gestirnte Himmel, im Angesicht des weissen, schroffen Salzberges, dessen malerische Formen der eben aufgegangene Mond mit höflicher Bereitwilligkeit im schönsten Lichte zu zeigen bemüht war.

Weder die Stadt Hall, noch die grossen, weiten, vom Wasser ausgehöhlten Säle und Galerien des Salzberges, waren jedoch das Ziel unserer Reise. Diess fiel mir jetzt erst ein, als die Gesellschaft ohne Rast mich ans Weitergehen mahnte. Wir waren nämlich auf der Wallfahrt nach Absam begriffen, wo das jüngste Mirakelbild der heil. Jungfrau verehrt wird, welches zu Ende des vorigen Jahrhunderts, unter Donner und Blitz, vom Himmel fuhr, und an dem Laden eines Hauses in Absam hängen blieb. Man sagt, es sey gekommen, um das Bild der Waldrast, dessen Ansehen abgenommen hatte, zu ersetzen. Wir kamen jedoch mit einer weltlichen Nebenabsicht hieher. Der Mondschein - Abend lud zur Fusspartie ein, und die Gesellschaft war so heiter gestimmt, dass man sich mit Recht viel Vergnügen davon versprach. Wir wandelten den Weg nach Absam; der Mond beschien die Strasse und „Ave Maria" schallte von vielen Thürmen in den ringsumher verbreiteten Dörfern. Wir hielten an einer Wiese, die ein Wald umsäumte. Vor uns lag ein reinliches Bauerhaus, aus dessen geöffneter Thür die Flamme des Herdes leuchtete.

„Lasst uns bei dieser Hütte nicht theilnahmlos vor„übergehen," sprach einer aus der Gesellschaft; „wir „wollen hier dem trüben Andenken eines vaterländischen „Künstlers einige gemüthvolle Augenblicke weihen. Sein

„schreckliches Schicksal wird nie aufhören, uns räthsel-„haft zu bleiben, denn jedes dahinrollende Jahrhundert „zieht neue Lavarinden über das Leben Einzelner, und „es ist Pflicht, sich ihrer zu erinnern, damit sie nicht „ganz dahinschwinden.“ Meine Freunde sahen sich ernst und stillschweigend an; keine Neugier malte sich in ihren Blicken; man entdeckte sogleich, nichts Neues erwartete sie hier, sondern es galt nur, eine bekannte Rührung aufzufrischen. Man brachte eine Bank aus der Hütte und stellte sie unter einen mächtigen Nussbaum, dessen Zweige Nacht verbreiteten und den lichten Wiesenteppich mit stets wechselnden Arabesken verzierten, die ganz von der Laune des Windes abhingen. Auch die Bank, in welcher eine runde kleine Oeffnung sichtbar war, wurde von der Gesellschaft, ehe sie sich darauf setzte, mit stummer Theilnahme ein Weilchen betrachtet. Ich lehnte, in mich gekehrt, am Stamm des Nussbaums. Sey es, dass man mich von allem unterrichtet wähnte, oder wollte man einen überraschenden Eindruck auf mich wirken lassen, niemand nahm sich die Mühe, ein Wort an mich zu richten. Ich bemerkte noch, dass ein junger Mensch sich mit schnellen Schritten von uns entfernte und sich bald in den nahen Wald verlor; er war in einen Mantel gehüllt. Dann schloss ich die Augen, um mich durch nichts stören zu lassen. „Gibt's hier Wunder,“ sagte ich zu mir selbst, „so mögen sie kommen, sie finden ein offenes „empfängliches Gemüth zu dieser Stunde!“

Bald hörte man eine Geige aus dem Walde. „O! „Göttlich!“ — „Eduard!“ — „Sie ist ächt!“ schallte es aus verhüllenden Shawls und Capoten, von einem herrischen St! unterbrochen. Ich horchte hoch auf. Das Geigenspiel war herrlich; nichts von jener eleganten Volubilität, nichts von jenem geisterhaften Arpeggio, jenem baroken Pizziccato, das heutzutage der stumpfsinnigen Menge Beifall entlockt; es war ein Adagio, so durch und durch Klage, so ganz getaucht in unendliche Wehmuth, wie Scarlatti, der Sage nach, es vorzutragen verstanden haben soll. Aber mehr noch als Vortrag und Composition erschütterte mich — der Ausdruck ist wahrlich

nicht zu stark — der Ton dieser Geige. Armer Balzac! der du, um den Zauberklang einer Geige zu erklären, den röchelnden Sterbelaut eines alten Mütterchens hineinbannen liessest! Ich will hier keine Erklärung wagen, aber sicher ist es, dass eine Seele in diesem Instrumente wohnte, die ein grosser, kunstfertiger Meister, vielleicht als Theile seiner eigenen, hineinzubannen verstand.

Diese letzten Gedanken waren laut geworden, ich hatte sie unwillkürlich gesprochen; ich öffnete hier die Augen; die Saiten waren vom Abendthau verstimmt worden, und der Spieler stimmte sie aufs Neue; die Gesellschaft rief Bravo und sah mich dabei an; mir war's, als ob auch meinem Ausruf der Beifall gelten sollte; aber die Geige schwieg nun, und der junge Mensch im Mantel trat aus dem Schatten der Waldbäume wieder auf uns zu.

Laute Lobeserhebungen empfingen ihn; er nahm freundlich dankend den Hut ab, und indem er sich die Stirne trocknete, sprach er: „Ihr Lob gebührt nur der „Geige; warten Sie, sie soll sich bedanken!" Und nun suchte er recitativisch seinem Instrumente Töne zu entlocken, die wahrhaftig wie Dank klangen. Er wusste sie so geistreich zu beherrschen, wie ich diess nie zuvor gehört hatte, obgleich ich alle unsere Virtuosen, alle Götter und Halbgötter unserer Concertabende von London, Paris und Wien zu kennen glaube.

„Und was ist diess wohl für eine Geige?" fragte mich mein Nachbar; „denn dass sie von einem namhaften „Meister herrühre; werden Sie wohl gleich gehört ha„ben." — „Von dem Vortrefflichsten ist diess Meisterwerk!" rief ich aus meiner Art von Begeisterung heraus, „und „ich glaube nicht zu irren, wenn ich sie für eine ächte „Amati halte, wie sie der wackere, hochbegabte Meister „um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zu Cremona „verfertigte." — „Und warum suchen Sie ihr Vaterland „jenseits der Alpen?" fragte mein Nachbar bedeutend, indem er um sich blickte. Die ganze Gesellschaft stand um uns her und hörte theilnehmend zu.

„Diess ist ein Werk meines Grossonkels, der in jener „Hütte sein Leben im tiefsten Elende, in der härtesten „Entwürdigung beschloss. Jener Wald hat das Holz „dazu geliefert, es ist von den Haselfichten, die sich bis „gen Gleirsch hinter den Salzberg erstrecken, und dieser „Stock, den ich trage, mit dem Hammer als Knopf, ist „derselbe, womit mein armer Grossohm jeden Stamm „berührte, um mit seinem feinen, wundersamen Ohre „den Klang zu erforschen, der in dem Holze schlief, „bevor er ihn fällte. Sehen Sie, mein werther Freund, „so nahe sind uns die Wunder, wir haben nicht Ursache, „desshalb die Alpen zu messen. Aber diese Geige, worauf „eben mein Sohn spielte, ist in der That ein Wunder, „sie ist die herrlichste, die der alte Bewohner dieser „Hütte jemals geschaffen, und wenn seine andern jetzt „mit 3, 4 und 500 Ducaten bezahlt werden, so hat diese „einen unschätzbaren Werth; er nannte sie seine Geliebte, „er spielte selbst darauf, wenn der entsetzliche Wahn- „sinn seine Fesseln ein wenig lüftete; sie ist nie verkauft „worden, sondern als theures Erbstück in der Familie „geblieben, worin immer ein tüchtiger Violinvirtuose „sich hervorthut. Mein Sohn ist kein Stümper, wie Sie „so eben gehört haben. Ich aber bin der Hauptmann „Stainer, wie Sie wissen.“ — „Und diess ist eine Stainer- „geige, die dem Namen Ehre macht!“ — rief ich nicht ohne Beschämung. „Wie konnte ich nur beim Hören „dieses männlich reinen Tons an Amati denken?“ — „So „setzen Sie sich her zu mir,“ sprach der Hauptmann, „hören Sie Einiges von der wunderseltsamen Geschichte „des Mannes, der diese köstlichen Instrumente zu bauen „verstand, so viel wir selbst nämlich davon wissen. Ein „Theil derselben, und zwar der wichtigste, ist vor un- „sern Blicken undurchdringlich verschleiert. Kommen „Sie, setzen Sie sich auf diese Bank, auch sie spielte eine „Rolle in dem verwickelten Drama seines Lebens.“ Und ich setzte mich zu den Uebrigen, und der Hauptmann begann mit einer schönen Bassstimme zu erzählen; aber aus dem Walde glaubte ich zwischendurch immer die Geige zu vernehmen, nur leiser, gespensterhafter, so das

sie nicht störte, nur begleitete. — Er war wirklich ein recht abenteuerlicher Mondscheinabend, den ich nie vergessen werde! Die Erzählung des Hauptmanns aber lautete ungefähr so:

„Es sind nun fast zweihundert Jahre, dass ein kleiner Bube auf dieser Wiese die Gänse hütete, und dabei ein ganz klägliches Gesicht zog. Denn gerade dass er Gänse hüten musste, war ihm so verhasst. Ihr Geschrei machte ihn krank, er warf sich mit dem Kopf ins Gras, stopfte sich damit beide Ohren zu, und wälzte sich wie unsinnig umher. Nach langem Sollicitiren gelang es ihm, den Posten eines Kuhhirten bekleiden zu dürfen, und dabei befand er sich besser. Nicht nur das harmonische Geläute am Halse der Thiere machte auf ihn einen ungleich bessern Eindruck, sondern auch das tiefe, langausgehaltene Gebrüll erfreute ihn; dazu brauchte er nicht mehr auf der Wiese zu bleiben, er trieb höher hinauf in den Wald, der auch voll wunderlicher Stimmen und melodischen Getöns war, und am Felsen, wo das Echo schlief, blies er dann wohl irgend ein schönes Lied auf dem Schwegel,* den er selbst geschnitzt und zu blasen erlernt hatte — Gott weiss nach wessen Anleitung! Nachdem die Knabenjahre so vorüber gegangen waren, trat er eines Tages mit freundlichen Blicken vor seinen Vater, als eben ein Trupp herumziehender Fiedler dort ins Wirthshaus ging, und bat ihn, er möge ihm erlauben, bei diesen Leuten Dienste zu suchen, er wolle sich dann schon selbst durchs Leben schlagen, und brauche seiner Hülfe fürder nicht mehr. Der alte Bauer aber ward ganz zornesroth im Gesichte. Er war zwar arm und mit Kindern gesegnet, und es ward ihm schwer, ihnen die volle Schüssel täglich hinzusetzen, aber um solchen Preis mochte er dennoch für keines von ihnen ausgesorgt haben. Mit harten Reden scheuchte er den jungen musikalischen Kuhhirten von sich, der aber dessen ungeachtet nicht aufhörte, seiner, wie es schien, angebornen Neigung mit glühender Liebe anzuhängen.“

* Die Tiroler Pfeife, worauf die Schützenmärsche geblasen werden

„Man wird stets darauf zurückgeführt, dass es mit dem, was wir Bestimmung nennen, seine vollkommene Richtigkeit habe. Der junge Bursche wusste die Aufmerksamkeit des Organisten im Ort auf sich zu ziehen, und dieser war zufällig ein eben so gescheidter als liebevoller Mann, und sagte zu dem alten Bauer eines Tages: „Seht, Stainer, Euer Jacob zeigt eine ungemeine Liebe zur Musik, ich beobachte ihn schon lange auf dem Chore. Er hat eine feine Stimme und ein treffliches Ohr. Gebt ihn mir, er soll mein Schüler werden. Wer weiss, ist er nicht einmal dazu berufen, nach meinem Tode zu Gottes Ehr' und Preis die Orgel in unserer Kirche zu spielen.“ Das war freilich ein anderer Vorschlag, als mit den wilden böhmischen Fiedlern zu ziehen, und der Vater hätte gewiss sogleich mit Freuden eingewilligt, wenn die Kühe und Kälber als hirtenlose Schaar hätten bestehen können. Alles, was für jetzt geschah, war, dass Jacob in den Abendstunden zum Meister Organisten gehen durfte, um von ihm den ersten musikalischen Unterricht zu empfangen. Nun aber zeigte sich zuerst etwas, das ans Wunderbare gränzte. Die Unterweisung im Violinspiele sollte beginnen, aber der wackere Lehrer hatte selbst nur eine schlechte Geige, und im ganzen Absam war vor 200 Jahren weiter keine aufzutreiben. Aber Jacob — das Wunderkind, würde man heute sagen — rückte mit einer selbst verfertigten hervor, die er nach vielfältigem Studiren und Beobachten während der Dauer eines langen Jahres im Walde beim Hüten des Viehes, und Nachts in der einsamen Kammer für sich geschnitzt und bezogen hatte, und die, so unvollkommen sie auch gewesen seyn mag, dennoch dem verständigen Organisten über die Fähigkeiten des jungen Menschen genügendes Licht ertheilte. Noch war das erste Jahr des Unterrichts nicht verstrichen, da trat dieser wieder zu dem alten Stainer und sprach: „Euer Jacob macht solche Riesenfortschritte, dass ich Euch wohlmeinend rathe, ihn bei der Musik zu lassen, und Euch in Innsbruck nach einem bessern Meister für ihn umzusehen, denn meine Weisheit wird bald zu Ende seyn. Besondere Geschicklichkeit zeigt

er im Verfertigen der Geigen, wie er denn jene, worauf er spielt, ohne alle Anweisung ganz aus sich selbst gebaut und nach und nach vervollkommnet hat. Wie wäre es, wenn Ihr ihn dieser Kunst gänzlich sich widmen liesset? Sie nährt ihren Mann, und ist ehrenvoll. Ist es Euch genehm, so bring' ich meinen lieben Schüler selbst zu meinem Freunde Herz nach Innsbruck, dem kunstvollsten Meister unserer Zeit, der selbst für die heilige Grabeskirche zu Jerusalem eine Orgel gebaut hat.“

„Dem alten Stainer traten Thränen in die Augen. Orgeln bauen, die nur zum Lobe des Herrn und seiner Himmel die mächtigen Stimmen ertönen lassen, schien ihm ein höchst verdienstliches, frommes Werk, und nun gar ein Schüler des berühmten, verehrten Meisters Herz werden, das war ein Glück, woran er nie zu denken gewagt haben würde. Aber der Organist war ihm auch ein ehren- und vertrauenswerther Mann, und das Zeugniss, welches er seinem Sohne gab, so wie das Anerbieten, womit er es begleitete, liessen ihn an alles glauben, und er willigte mit Freuden ein. So wurde Jacob Stainer, der vom Gänsetreiber plötzlich Kuhhirt geworden war, vom Schüler des namenlosen, gänzlich unbekannten Organisten in Absam, Gehülfe des berühmtesten Orgelbauers, dessen Verbindungen sich über die ganze Erde erstreckten.“

„Der alte Herz gewann unsern Jacob bald so lieb, als wäre er sein eigener Sohn gewesen, nicht nur wegen seiner Gelehrigkeit, sondern auch wegen seines heitern Gemüths und seines stillen Wandels. Allein eben diese väterliche Zuneigung war es, die ihn mit Sorgen erfüllte. „Jacob,“ sprach er, „ich bin nicht reich genug, um dir eine Zukunft neben denen zu sichern, deren Schicksal mir noch näher am Herzen liegen muss, als das deinige. Du weisst, dass ich viele Kinder habe. Du hast nun meine ganze Kunst inne, und wirst ein eben so geschickter Orgelbauer werden wie ich. Aber nur selten wirst du Gelegenheit haben, ein Werk zu liefern. Die Lust, Kirchen zu bauen, nimmt täglich ab, und die bestehenden haben bereits ihre Orgel. Ich sehe ein, dass diess Geschäft seinen Mann nur kärglich nähren wird. Wende dich

daher zu kleinern Werken, welche in diesem Augenblick eben so grossen Ruhm als Gewinn versprechen. Ich meine die Geigen, die jetzt durch hochbegabte Meister so sehr in Schwung gekommen sind, und in deren Verfertigung Cremoneser und Venetianer sich gleich hervorthun. Du wirst mich auf einige Jahre verlassen müssen, um die Geheimnisse und Kunstgriffe, die Akustik des kleinen Baues, das Verhältniss seiner einzelnen Theile an der Quelle selbst zu studiren. In Venedig lebt mir ein alter Gastfreund, ein wunderlicher Kauz zwar, aber ein sehr geschickter. Ein Brief von mir soll dir in seinem Hause Aufnahme verschaffen."

„Kurze Zeit nach dieser Unterredung nahm unser Jacob einen herzbrechenden Abschied von seinem Wohlthäter, und zog, in seiner Tiroler Tracht, fort über die Alpen in die damalige Welthauptstadt Venezia. Erst nach mehren Jahren kehrte er wieder zurück. Während er in Italien lebte, hatte er nur selten von sich hören lassen, und nur sein Wohlthäter Herz erhielt Briefe von ihm. Es hiess endlich, dass er auf dessen Wunsch plötzlich alle Bande zerrissen habe, die ihn an jenes schöne Land gefesselt, und dass er nach Innsbruck gekommen sey, um sich im Vaterlande niederzulassen. Es war auch wirklich bald nach seiner Ankunft, dass er durch seines alten Meisters Vermittelung eine wackere Jungfrau, Margarethe Holzhammer, heimführte. Aber welche Veränderung war indess mit ihm vorgegangen!"

„Aus dem Hirten von Absam war zwar ein grosser und weltkundiger Meister geworden, der durch seine Kunstwerke, die Geigen, mit den ersten und vornehmsten Männern jener Zeit in naher Berührung stand; aber statt der frischen Farbe seiner Wangen, des jugendlichen Feuers seiner Augen, war Blässe und Mattigkeit darüber verbreitet, und ein langsames Siechthum schien sein Inneres zu verzehren. Seine Frau gebar ihm drei Töchter und einen Sohn, sie war tugendhaft und ihm ergeben, eine wackere Hausfrau, die ihn pflegte und seiner mit Liebe wartete. Der Erzherzog Ferdinand Karl ernannte ihn zu seinem Hofgeigenmacher und erzfürstlichen Diener,

und Kaiser Leopold I. liess ihm darüber das Diplom ausfertigen, welches wir noch in unserer Familie bewahren. Es lautet vom 28sten October 1658. Aber alles dieses, Kunstfertigkeit, daraus entspringender Wohlstand, Ruhm und Ehre und häusliches Glück, Dinge, die in solchem Verbande jeden andern Sterblichen beneidenswerth hätten erscheinen lassen, konnten ihn, den durch unbekannte Macht tief Gebeugten, nicht erheben. Man wandte sich mit Bedauern, und nicht ohne ahnungsvolle Schauer zu empfinden, von seinem Anblick weg; niemand suchte seine Nähe, es war, als ob ein schreckliches Geheimniss, ein mächtiger Fluch darin brüte. Und der Arme fühlte es, denn immer blässer wurde sein Gesicht, immer tiefer sank sein Auge, immer schrecklicher malte sich eine verzweifelnde Schwermuth in jenen einst so heitern, offenen Zügen. Eines war allen seinen Freunden klar geworden: er hatte des Menschen kostbarstes Eigenthum, seine Seelenruhe, in Italien eingebüsst; er hatte sein Tirolergemüth dort verwechselt gegen den finstern Sinn der Italiener; denn einsiedlerisch lebte er in seinem Hause, nicht um Andere zu ergötzen spielte er auf seinem herrlichsten Instrumente, sondern im finstern Gemache, bei dicht verhängten Fenstern; keinem Lehrling oder Gesellen offenbarte er seine kostbaren Geheimnisse. Allein, in früher Morgenstunde stieg er hinauf in den Bergwald, dort wusste er durch Anschlagen mit dem Hammer volltönendes Holz zu finden, das ihm zur Verarbeitung tauglich schien; dann liess er den gefällten Baum in seine Wohnung bringen, und zerschnitt ihn, und machte Geigen daraus. Niemand weiss, wie er es mit dem Trocknen gehalten, wie er seinen Hals ansetzte, wie er seine Stege bereitete, wie er zusammen leimte, nach welchen Berechnungen er im Innern des Bauches seine Constructionen machte; niemand kennt genau seine Verhältnisse und die Kunstgriffe, die er anwandte, um seinen Instrumenten jenen Ton, jene Reinheit, jene edle Männlichkeit zu verleihen, wodurch sie sich vor allen andern, nach 200 Jahren noch, auszeichnen, und dem Kenner und Virtuosen so werth erscheinen.“

„Bald ward es dem finstern Manne, der nun auf der Höhe des Lebens und seiner Kunst zu stehen schien, in der Hauptstadt zu lebendig, seine Schwermuth war so gestiegen, dass ihm nur die Einsamkeit des Geburtsdörfchens noch wünschenswerth vorkam. Er übersiedelte nach Absam; diess veränderte nichts in seinem äussern Leben, als dass er noch stiller und schwermüthiger wurde, wie bisher.“

„Man sagt, dass er eines Abends eine Einladung erhielt, in einem Hofconcerte mitzuwirken, worin sich eine berühmte welsche Sängerin hören lassen sollte. Kurz nach dem Beginn ihrer Arie, als sie die Kraft ihrer Stimme entfaltete, sanken unserm Jacob Stainer Geige und Bogen aus der Hand, und mit einem starren Blicke nach der Fremden und einem fürchterlichen Schrei fiel er zusammen. Man hielt diess für eine plötzliche Krankheit, und entfernte ihn aus dem Concertsaale. Noch in derselben Nacht aber kam der fürchterliche Wahnsinn über ihn, der bis zu seinem Tode nur auf kurze Intervallen von ihm wich, und dann nur einem stumpfsinnigen Zustande Raum liess, der fast noch schrecklicher anzusehen war, als die wildesten Ausbrüche seiner Wuth, die am Ende durch geeignete Zwangsmittel doch gebändigt werden konnten. — An diese Bank, worauf wir sitzen,“ — hier sprangen Alle unwillkürlich auf — „ward er dann festgekettet,“ fuhr der Hauptmann fort; „durch dieses Loch lief die Fessel, die seine gewaltsam wilden Bewegungen in Schranken hielt, und ihn an die Wand der Hütte bannte.“

„Es war eine lange Pause entstanden; eine stille Wehmuth hatte sich unsrer bemächtigt; Alle betrachteten die Bank, woran der wahnsinnige Meister vor zweihundert Jahren geschmiedet war, mit grossem Interesse. „So lebte Jacob Stainer noch viele Jahre,“ fuhr der Erzähler fort. „Oft in stillen Augenblicken nahm er eben jene Geige, worauf mein Sohn vorhin spielte, und stieg damit in den Wald hinauf. Tage lang hörte man ihn bald in wilden Läufen, bald in schmelzenden Weisen. Es hat sich die Sage bei uns erhalten, dass nichts dem

Ausdrucke gleich zu kommen im Stande sey, den er in sein Spiel zu legen wusste. Aber stets still und in sich gekehrt blieb er dabei, seine verfallenen Gesichtszüge schienen theilnahmlos für alles, sein starres, schwarzes Auge blickte stets vor sich hin, und bemerkte nichts von dem, was ringsum sich begab; weder Speise noch Trank war ihm dann Bedürfniss, und er, der am Morgen, rasch vom Lager springend, in den Wald gerannt war, kehrte Abends, mit vom Thau genässten, herabhängendem Haar, die Geige unter dem Arm, in die Hütte zurück und suchte wieder still das Lager, ohne eine Labung zu begehren oder ein Wort an seine trauernde Familie zu richten, die ihn beständig umgab und aus der Ferne beobachtete. Wenn ihn jedoch diese tiefe Schwermuth so riesenhaft übermannte, dass sie mit glühender Kraft ihm ins Hirn stieg, dann theilte er sich mit, und das, was der stille, tiefere Schmerz sorglich in seinem Innern zu verbergen bemüht gewesen war, brach dann mit dämonischer Gewalt hervor. Dann heulte er seine finstern Klagen aus der zerrissenen Brust und verwünschte sein Geschick. Es ist fürchterlich, zu denken, dass das, was wie Raserei aussah, vielleicht der Moment des rückkehrenden Bewusstseyns war. Statt ihn anzuketten, den armen Mann, hätte vielleicht ein lindernder Trost ihm in die Seele träufeln sollen; vielleicht wäre eine Reise nach Italien ihm heilend gewesen, ein Bad, Zerstreuung, Entfernung aus seinen häuslichen Umgebungen. Wer vermöchte das jetzt zu bestimmen!“

„So wurde aber dieser Zustand der einzige Dolmetsch seines unverständlichen Innern, denn Niemand aus seiner Familie dachte damals daran, durch eine Reise nach Italien oder genaue Nachforschungen sich nähere Aufschlüsse zu verschaffen.“

„Wir wissen auf diese Weise, durch Stainer selbst, von seinem Aufenthalt in dem Hause seines Meisters Pietro Vimercati in Venedig und seiner schönen Tochter Chiara. Ihr zu Ehren hatte er sein trefflichstes Kunstwerk, seine Lieblingsgeige, Chiara genannt, und er behauptete, dass es seinem Scharfsinne, unter dem Beistand

unsichtbarer Mächte, die er darum angefleht, gelungen sey, ihr die Stimme, ja die Seele von Chiara Vimercati einzuhauchen — und" — setzte er dann wildlachend hinzu, — „meine hölzerne Chiara hat nun mehr Seele wie sie!" Meister Pietro war ein wüster, böser Mann, dem Spiel ergeben, voll hitziger Leidenschaften, der in seinen alten Tagen gern trank und die Sorge für's Haus gänzlich dem wackern, fleissigen Gehülfen aus Tirol überliess. Der hohe Preis, der für die von ihm gefertigten Instrumente bezahlt wurde, war indess nicht hinreichend, um den theuern Chier in ungeheuern Massen für den Alten herbeizuschaffen, noch die Putzsucht der Tochter zu befriedigen, welche nur zu oft den ganzen Erlös mehrwöchentlicher Arbeit auf den Rialto trug, um das geprägte Gold sogleich in verarbeitetes, in Ketten, Spangen und Nadeln umzusetzen. Jacobs angestrengtester Fleiss genügte endlich nicht mehr allen diesen Bedürfnissen, und er mochte wohl nicht undeutlich seinen Unwillen darüber zu erkennen gegeben haben. Der alte Pietro, um ihn für immer an sein Haus zu fesseln, bot ihm die Hand seiner Tochter an, und Chiara ward Jacobs Braut. Es scheint allerdings, nach dem, was uns nach des Unglücklichen Selbstgesprächen überliefert worden ist, dass die Schönheit Chiara's und mehr noch der himmlische Ton ihrer Stimme einen tiefen Eindruck auf sein empfängliches Gemüth gemacht; aber unenthüllt bleibt es, wodurch es sich von diesem Gegenstande seiner Neigung so plötzlich abgewendet habe. Chiara's Putzliebe und Verschwendungssucht mochten wohl mit andern verderblichen Eigenschaften zusammenhängen, und Jacob gab sie — gewiss nach langem Kampfe — auf. Er erklärte seinem hoffnungsvollen Schwiegervater seinen Willen, in die Heimath zurückzukehren. Man kann sich denken, wie er damit aufgenommen wurde. Seit diesem Augenblick war seines Bleibens nicht mehr in Venedig. Bald von zudringlichen Liebkosungen bestürmt, bald von Hass verfolgt, endlich sogar an seinem Leben bedroht, brachte er noch einige Zeit dort zu, seinen Verpflichtungen nachkommend und einen günstigen Augenblick zur Flucht erwartend. Mit

heftigen Angstgebärden soll er oft diesen letzten Theil seines Aufenthalts in Venedig seinen Angehörigen geschildert haben; er sprach davon, dass man mehrmals Zauberei gegen ihn angewandt habe, dass er oft in tiefen Schlaf gefallen sey und dann beim Erwachen eine Kette von Haaren, der Farbe nach Chiara's, in seltsamen Knötchen um seinen Hals geschlungen gefunden, die er mit Abscheu abgerissen und weit von sich geworfen habe, um dann wieder freier athmen zu können. Alles dieses bestärkte damals den Glauben an einen sogenannten Liebestrank und ähnliche Zaubereien, deren man sich in Italien bedient haben soll. Dass man sich solche Versuche erlaubte, scheint ausser allem Zweifel, dass ihnen jedoch nicht allein Jacobs Gemüthsverwirrung zuzuschreiben ist, kann wohl mit eben solcher Gewissheit behauptet werden. Er entfloh aus Venedig. Die Beunruhigungen, die er im Hause Vimercati's in letzter Zeit erfahren hatte, nun gesteigert durch die Ungewissheit seiner Lage, geleiteten ihn bis in die Heimath. Hier aber wollte er alles vergessen, oder vielmehr ein längst entschwundenes Bewusstseyn wieder neu in sich erwecken. Es sollte wieder so seyn, wie es einst gewesen, als er noch still ergeben, ohne andere Wünsche, als die bescheidensten, einem angebornen, glücklichen Triebe gehorchend, in des wackern, deutschen Meisters und väterlichen Freundes Haus arbeitete und wirkte. Er wollte die verzehrende Leidenschaft, die ihm aus Italien gefolgt war, wie ein unsichtbares Band, das ihn noch immer an Venedig fesselte, gewaltsam trennen; er führte ein einfaches, sanftes Geschöpf zum Altare, das weder so heiss liebte, noch so schön sang, noch so reizend aussah, wie Chiara Vimercati. Und diese Gattin gebar ihm Kinder, und er verdoppelte seinen Fleiss, um Unterhalt zu schaffen und einen nothdürftigen Wohlstand um sich zu verbreiten; denn die Zechinen Venedigs wurden nicht so bereitwillig in Innsbruck gezahlt, wenn gleich derselbe Meister dieselbe Arbeit dafür lieferte."

„Gegen die überhandnehmende Schwermuth mit Macht ankämpfend, glaubte Stainer noch das Letzte thun zu

müssen, um sich ganz der Gegenwart zu entrücken und in eine glücklichere Vergangenheit zu erheben. Er zog nach Absam, in die Hütte, wo er das Licht der Welt erblickt hatte. Hier wuchs sein stiller Gram, seiner Umgebung ganz unverständlich; hier begann sein trostloses Spiel auf seiner geliebten Geige, die er Chiara nannte; aber noch war seine Thätigkeit nicht ganz erloschen. Gebeugten Hauptes und keuchend stieg er im Wald umher, sein Holz suchend, wie es einst geschehen in gesunden Tagen. Es lässt sich nicht voraussagen, welch' ein Ende diess genommen haben würde, ohne die gewaltsame Erschütterung, die jenes erwähnte Concert herbeiführte. Vielleicht würde ein plötzlicher Tod, vielleicht ein Selbstmord ganz unvermuthet seinen Tagen ein Ende gemacht haben, eben so räthselhaft seiner Familie, als ein ganzes Leiden ihr war. Aber das Concert führte eine andere Crise herbei. Ob die Sängerin an jenem verhängnissvollen Abende Chiara selbst gewesen, ob er bloss durch eine Aehnlichkeit getäuscht worden sey, oder ob eine ganz Fremde, Unbekannte in dem Nervenschwachen mit einem Male das Bild der Entfernten hervorgerufen, diess ist unerklärt geblieben. Hier den Zusammenhang näher bezeichnen zu wollen, hiesse einem talentvollen Dichter vorgreifen, der es vielleicht einst unternimmt, aus den tragischen Schicksalen meines armen Grossoheims nach den Bedürfnissen der Lesewelt eine Novelle zu machen." *

Als der Hauptmann mit diesen Worten seine ungeschmückte Erzählung geschlossen hatte, liess sein Sohn Chiara's Saiten wieder ertönen. Ein schmelzendes Nachspiel erhöhte den Effect des Ganzen. Diess war ja die Hütte, diess die Bank, diess seine geliebte Geige, seine Familie noch — in dieser Umgebung, mit diesen Requisiten war eine wunderbare Wirkung leicht hervorzubringen.

* Herr Doctor Schüler in Innsbruck hat Jacob Stainer zum Gegenstande einer interessanten Novelle gemacht, die in den Alpenrosen aus Tirol, 2. Jahrg., abgedruckt ist. Nach dieser ist ein Schauspiel verfertigt worden, das jedoch ohne allen Werth ist.

Wir erhoben uns schweigend und folgten dem Hauptmanne hinter den Häusern des Ortes hin, durch thauiges Gras, zur Stätte, wo Jacob Stainers Denkmal von der Mauer des Kirchhofes auf uns niederblickte. Es war einfach; eine weisse Marmortafel, mit den Emblemen des Todes umgeben, enthielt die übliche Anzeige für die Nachkommen. Wir ordneten uns davor im engen Halbkreise, beschränkt durch die im Mondschein blinkenden Kreuzchen der hier ausruhenden Absamer. Hierauf stimmten Einige, so stehend, einen schönen Gesang an, dessen Worte:

„Hier liegt mein Leib, und der ist todt,
Meine Werke die leben und loben Gott!"

von Jacob Stainer selbst, als Grabschrift für seinen Meister Herz, einst verfasst worden waren. Chiara's reiner Ton führte die Stimmen und begleitete den Gesang. „Göttliche Chiara!" rief ich dazwischen aus. Eine kleine blonde Dame von sehr reizbarer Empfindlichkeit wollte mir das verweisen. „Und wenn er auch darüber zu Grunde „gehen müssen," rief ich, „so war doch Chiara der Engel „seines Lebens! Warum wollte der arme Thor ihr Bild „aus seinem Herzen verdrängen? Warum wähnte er, ihre „Seele mit ihrem Ton in diese Geige zaubern und so „seine Seligkeit mit sich forttragen zu können? Gebannt „in das schwere Joch der Sorgen, sehnte er sich hinaus „in die goldene Welt der Freiheit, worin er seine Jugend „verträumt hatte. Mit dieser Sehnsucht wuchs seine „Schwermuth, bis ein boshafter Augenblick ihm die ver„scherzte Glückseligkeit noch einmal zeigte, sie ihm als „unwiederbringlich verloren zeigte! Die Sängerin war „nicht Chiara — sie war fern — fern — sonst würde „sie ihn gewiss getröstet haben, sie — die er verlassen!"

Wir verliessen jetzt den Kirchhof. Im Wirthshause war es noch sehr lebhaft, als wir anlangten. Es war noch lange nicht daran zu denken, sich dem Schlaf in die Arme zu werfen.

Ich sass in einer Ecke und liess — so aufmerksam mich sonst solch' ein Treiben erhält — alles ganz unbeachtet an mir vorübergehen und dachte immerfort an

unsern mittelalterlichen Violinspieler, indem ich ihn mit einem Wundermann unserer Tage in Rapport zu setzen suchte, der jedoch von keiner Liebe beseelt ist, als von der zum Gelde, dessen Räthselhaftigkeit allein in dem weiten, langen Rocke und den struppigen Haaren steckt, der übrigens auch keine Geigen baut, die man noch nach Jahrhunderten bewundern wird, und dessen Gestirn wir, die wir es aufgehen sahen, allgemach auch untergehen sehen werden. Unser deutscher Jacob Stainer aber, der grosse Meister (etwas Stolz ziemt uns wohl auch einmal), gab keine Concerte um's Geld, und lebte allein mit seinem ungeheuern Schmerze, von dem er kleine, beseligende Partikelchen in ruhigen, glücklichen Stunden in die Fugen seiner Instrumente goss; denn was hätten alle seine Berechnungen gefruchtet, die sich ja nachweisen und nachrechnen lassen, wenn nicht seine wundersam zerissene Gemüthsstimmung das Unnachahmliche hinzugezaubert hätte. — Und so verdankte ich meinem lieben Tirol auch diesen Abend diese Bekanntschaft. Ja wohl, Recht hat der „Weiskhunig," von Tirol sprechend: „Dieser rauhe „Bauernkittel, in dessen Falten man sich aber Hände und „Herz gar wohl erwärmen mag!" — —

Sechstes Capitel.

Zillerthal.

Menschenschlag. — Kleidung. — Die Zillerthaler in der Fremde. — Separatisten. — Tanzwuth und Lust. — Duchs. — Die Rainer und Leo. — Der Actuar des Landgerichts. — Die schöne Duchserin. — Ein Volkslied. — Raufer. — Aristokratenball. — Das Goldbergwerk. — Des alten Bergmanns Abenteuer. — Die Hütte der Elinden. — Der Bauer und der Bock. — Widderstossen. — Aushopsen. — Mineralien und Gebirgspflanzen. — Die Lage Zells. — Landschaftsmaler.

Die Kirchweih im Zillerthale ist die lustigste in ganz Tirol; sie wird im Hauptorte Zell gehalten, am Sonntage nach Mariä Geburt, und wer es so einrichten kann, versäume nicht an diesem Tage dort zu seyn.

In Tirol selbst werden die Zillerthaler für die schönsten gehalten, nur den Passeyrern wird eine grössere Kräftigkeit zugestanden. Diess gilt jedoch nur von den Männern. Die Weiber im Zillerthale sind zu kolossal, um schön genannt zu werden, die Brüste hängen wie bei den Weibern von Mangermannskraal in Afrika tief herab, und werden durch ein eignes Brusttuch, gleich wie in einer Schlinge, gehalten. Die Jacken werden dabei tief ausgeschnitten getragen, und diese Mode ist wahrhaft widerlich. Der lange, faltige Rock reicht bis unter die Brust hinauf, und eine dicke Wulst sucht zwischen dieser und den Hüften ein richtigeres Verhältniss herzustellen. Jacke und Rock sind von einem dunkelblauen Zeuge, und das Brusttuch ist schwarz. Auf dem Kopfe trägt die Zillerthalerin einen Männerhut, mit niedrigem, rundem Kopfe, und einem schmalen, etwas herabhängenden Rande, der bei weitem nicht so zierlich ist, wie der Spitzhut der Unterinnthalerin, oder der grüne Scheibenhut, den man in der Gegend von Botzen trägt.

Die Tracht der Männer ist kleidsamer; sie ist durch die vielen Zillerthaler, die singend und handelnd überall hinreisen, in ganz Deutschland bekannt genug. Auch hier sind die vorherrschenden Farben dunkelgrau und schwarz, und diess gab dem recht fröhlichen Getümmel bei der Kirchweihe einen schmutzigen Anstrich, als wäre alles bei starkem Regen lange im Freien gewesen; diess macht besonders auf den, der die bunten Trachten der südlichen Thäler zu sehen gewohnt ist, einen unangenehmen Eindruck.

Die Gesichtszüge der Zillerthaler sind schön; sie zeigen Offenheit und Gutmüthigkeit. Ihre Farbe ist gewöhnlich lichtbraun, und ihre besondere Zierde sind wohlgeordnete, sehr weisse Zähne. Sie geben vor, dass sie diess einem besonders zubereiteten, weissen Pech verdanken, Käupech genannt, welches hier Männer und Weiber beständig kauen. Ich glaube schwerlich, dass dieses Zahnconservativ ausser dem Zillerthale Eingang finden würde, da es einen höchst widerwärtigen Geschmack hat, und Uebelkeiten verursachen kann. Schöne Zähne gehören übrigens in Tirol zu den Seltenheiten. Im südlichen Theile mag die gewöhnliche Nahrung des Landmanns, die nur aus geräuchertem Fleische, nie aus frischem, und aus hartem Brode, wie Schiffszwieback, besteht, viel dazu beitragen. Auch ist in mehren Gegenden das Trinkwasser schlecht, und die starke Säure des schlechtesten, jungen Weines, der auf dem Land in Massen getrunken wird, zerstört wohl auch den Schmelz der Zähne. Auffallend ist es auch, dass der Gebrauch, die Zähne zu putzen, in Südtirol fast gar nicht üblich ist. Selbst Städterinnen, die recht sorgfältig darauf bedacht sind, ihre Reize ins rechte Licht zu setzen, vernachlässigen diesen so erheblichen Theil derselben. Als ich einst einem jungen, hübschen Mädchen ein Compliment über ihre weissen Zähne machte, die in jener Gegend der Seltenheit wegen doppelt auffielen, und zu wissen wünschte, welches Zahnpulver sie anwende, lachte sie laut und versicherte: gar keines; auch nehme sie nur selten Wasser in den Mund, und könne daher nicht sagen, wesshalb sie weissere Zähne

als Andere habe. Das klingt zwar etwas chinesisch, wo man bekanntlich sich der weissen Zähne schämt und sie schwarz färbt, ist aber dennoch der strengsten Wahrheit getreu.

Die Zillerthaler wissen, dass sie ein schöner Menschenschlag sind, und suchen daraus Vortheil zu ziehen. Ich habe in grossen Städten oft diese Naturmenschen mit rothen Backen und strotzender Gesundheit ankommen sehen, die nach Verlauf von einigen Wochen ganz das Ansehen von Leuten hatten, die, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, zu viel mitmachen. Es waren oftmals Handschuhhändler, die mit den vornehmsten Damen, schon ihres Geschäfts wegen, in Berührung kamen. Mir fielen jene aufgeputzten, arabischen Jünglinge ein, die ihrer Ausdauer und männlichen Schönheit wegen in London so beliebt sind, und von denen uns Doctor Adrian, wie ich glaube, in seinen englischen Skizzen erzählt. — Die Zillerthaler besitzen einen hohen Grad gemüthlicher, naiver Dreistigkeit, die sie vor den andern Tirolern vortheilhaft auszeichnet; diess bestimmt sie denn auch häufiger auszuwandern, und im Auslande Verbindungen zu schliessen. Man trifft sie in aller Herren Ländern, und niemand nimmt ihnen das „Du" übel, womit sie jeden anreden, und ihr ungezwungenes Benehmen. Jedoch muss ich bekennen, dass ich mich oft überzeugte, wie diess alles nur aus einer wohlberechneten Koketterie entsprang, und Alle, die vielleicht dieselbe Bemerkung zu machen Gelegenheit hatten, mögen nach solchen Tiroler Exemplaren in der Fremde nicht die in ihren heimathlichen Thälern beurtheilen, und noch dazu in jenen trauten, abgeschlossenen, wo man sich anfänglich scheu vor dem Fremden verbirgt, wovon in dem offenen, ebenen Zillerthale freilich keine Spur anzutreffen ist. In Italien reiste ein Zillerthaler umher, ein auffallend schöner Mann, der sich auf den Pferdehandel versteht, dabei aber noch den Kunsthandel treibt, und sich nebenbei mit was ihm vorkommt abgibt. Er hatte bei allen Fürsten Audienz, so oft er wollte; der Grossherzog von Toscana empfahl ihn dem Papst, und dieser dem Könige von Neapel. Im

Sommer 1833 kehrte er mit Schätzen mancherlei Arten nach seiner Heimath zurück. Der Papst hatte ihm einen heiligen Leib geschenkt, wie sie aus den Gebeinen der Katakomben zusammengesetzt, in Kisten gethan und mit Certificaten versehen werden, um fromme Gläubige zu beglücken. Unser Zillerthaler hatte seine Kiste auf den Wagen gepackt, und hielt unter dem Geläute der Kirchenglocken, von der Geistlichkeit und dem Volk empfangen, mit seiner heiligen Bürde einen solennen Einzug in das Dorf seiner Väter.

Am Sonntage früh trafen die Kirchweihgäste von allen Seiten in Zell ein. Unsere Gesellschaft hatte aus Vorsorge die besten Zimmer bei dem „Bräu," dem vorzüglichsten — aber auch theuersten — Wirthshaus eingenommen. Doch muss man die Zeche an solchen Tagen nicht als Massstab für ruhige Zeiten gelten lassen. — Wir begaben uns zuerst in die Kirche, wo ein und derselbe Geistliche Messe lesen und die Predigt halten musste, eine — für den nicht mehr jungen Mann — überwältigende Anstrengung. Ich war überrascht, hier einen sehr guten Canzelredner zu finden, und äusserte darüber mein Befremden gegen einen Freund, der mir sagte, dass die Separatisten in dieser Gegend Schuld daran wären. Um den Unfug nicht weiter einreissen zu lassen, und den jetzt noch treuen Anhängern der Religion, worunter immer einige unruhige und schwindelnde Köpfe vermuthet werden müssen, keine Ursache zum Abfall zu geben, bemüht sich die Behörde, stets einen wohlunterrichteten, aufgeklärten und erfahrenen Geistlichen zu dieser Pfarre zu befördern, und ein solcher war auch der Prediger, der mein Befremden erregte. Ein Original, wie ich es manchmal in Südtirol kennen zu lernen Gelegenheit hatte, würde hier leicht unangenehme Scenen erregen können.

Bei Tische ging es ziemlich lärmend zu. Es wurde an verschiedenen Tafeln gespeist; die Gesellschaft war die gemischteste, die man sich denken kann. Noch sassen wir aber alle beim Braten, als über uns ein Tumult losbrach, wie wenn das Haus einstürzte. „Aha, der Ball beginnt!" sagte lächelnd mein Nachbar; man kann leicht

denken, dass ich Braten und alles im Stiche liess, um mich auf den Tanzboden zu begeben.

Es ist ein ganz eigenes, kräftiges Element in diesen Tirolern eingezwängt, und es ist wunderbar, wie es sich so einzwängen lässt. Man sehe diese Menschen arbeiten oder tanzen, singen oder raufen; wir haben in den Ebenen keine Ahnung davon. Nur wenige Wochen darauf sah ich einer Kirchweihe in Schwaben zu; die Leute waren sehr lustig; denn der Wein war über die Massen gut gerathen, und sie tranken ihn im eigentlichen Sinne bis zum Zerplatzen. Sie hatten schmutzig gelbe lederne Inexpressibles an, dazu schwarze Strümpfe und weisse Nachtmützen auf; die Röcke waren ausgezogen worden, und sie tanzten in Hemdärmeln, die nicht mehr rein genannt werden konnten. Wie einförmig drehend sich das hinschleppte! Und nun hingegen die Zillerthaler! Noch stimmten die Musikanten, aber die Tänzerpaare zogen schon hinter einander her, dichtgeschaart im kleinsten Raum, und strampften, und drehten, und machten Luftsprünge, und jauchzten dabei, dass man sich ihre Lustigkeit wohl denken konnte, aber zugleich seine Ohnmacht lebhaft fühlte, wenn man sie in diesem Grade theilen wollte. Besonders bemerkte ich bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten ein convulsivisches, heftiges Zittern, welches sich der jungen Bursche bemächtigt, und beim Kopfe beginnt, dann in die Arme fährt, und zuletzt sich in den Waden zu entladen scheint, die blitzschnell und übervoll kräftig den Boden dabei zerstampfen. Das Ganze nimmt den Raum einer Secunde ein, und erstreckt sich doch über den ganzen Körper. Ein jeder der Tänzer wird von diesem Wonnekrampf ergriffen, bevor er sich mit seinem Mädchen herumzudrehen anfängt. Endlich ging nun die Musik und mit ihr der wildeste Tanz los. Mir waren Kirchweihen im Gebirge und Tiroler Tänzer nichts Neues mehr; aber etwas Aehnliches hatte ich doch noch nie gesehen. Eine Beschreibung davon zu geben ist fast unmöglich. Es war ein dichtes Gewirre springender und drehender Menschen; jeder trieb's auf seine Weise, jeder wollte recht austoben; in jedem brach eine lodernde

Flamme aus, die ihn verzehrt haben würde, wenn sie nicht Luft bekommen hätte. Der drehte sich wie toll und schrie dabei, dass er braun wurde und die Augen ihm zum Kopfe herausschwollen; jener pfiff auf dem Finger, dass es gellte; ein dritter versuchte sich in Luftsprüngen; ein vierter wollte ihn darin überbieten, und Alle hatten Platz zu diesen Uebungen und Evolutionen, und Niemand hinderte den Andern. Dazwischen drehten sich die starkbusigen Jungfrauen, mit hochrothen Gesichtern, aus denen Liebe und Lust leuchteten, und obgleich kein Tänzer seiner Tänzerin den Arm reichte, und trotz des unsinnigsten Gedränges, des Lärms und der scheinbaren Verwirrung, kannte jeder Trabant die Sonne, um die er sich drehte, und die Paare hatten sich gefunden und umfasst, so oft sie es wollten, und diess geschah mit einer wahrhaft bewundernswerthen Accuratesse. Von allen Tänzerinnen erregte die „schöne Duchserin" das grösste Aufsehen. Die jungen Maler, die immer den Sommer über im Zillerthale leben, hatten sie Alle schon gezeichnet oder gemalt, und fragten uns mit grossem Eifer: ob wir sie schon gesehen hätten? Und wir hatten sie Alle schon gesehen. Es war das lieblichste, unschuldigste, rosigste Gesichtchen, das man sich denken kann, das von dem wilden Duchsthale zu dieser Kirchweihe abgeordnet war; eine allerliebste Repräsentantin. Mit ihr waren einige riesige Männer aus Lahnersbach mitgekommen, mit braunen, ausdrucksvollen Gesichtern und starken Bärten.

Das kleine, rauhe Duchsthal ist ein naher Nachbar des Zillerthals. Es ist nur wenig, am Eingange, angebaut und von hohen Bergen, dem Duchser Joch und Duchser Jöchel, eingeschlossen, der Duchser Ferner schliesst es, und hängt mit einer Fernerkette zusammen, die sich bis zum Brenner erstreckt. In Duchs sind drei prächtige Wasserfälle zu sehen. Die wenigen Bewohner dieses Thales sind ungemein stark und besonders gute Schützen, wesshalb denn auch die Schützen und Jagdliebhaber in ganz Tirol sich gern nach Art der Duchser kleiden. Ihre Kleidung ist der Zillerthaler ähnlich, doch

ist sie enger und kürzer, und lässt das Nackte der Brust, der Knie und Waden mehr sehen; eben desshalb ist sie aber auch malerischer. Von Schmuck ist an dieser Tracht nichts bemerkbar: sie ist einfach grau, und nur auf dem kleinen, schief aufgesetzten Hute prangt ein Gemsbart und eine Spielhahnfeder. —

Berühmte Namen hatten sich auch zum Fest eingestellt. Ein eleganter Einspänner brachte den einen Rainer, den Franzel, mit seiner hübschen, stattlichen Frau, den Jodler *par excellence*, der in Brighton einst sich hören lassen durfte, herbei. Er zeigte feines Benehmen, und sprach während des Essens englisch mit seinem Nachbar, das aber freilich ein wenig stark die zillerthalerische Zunge verrieth. Zum Singen war er nicht zu bewegen; er entschuldigte sich damit, dass seine Brüder nicht zugegen wären, und dass er mit den Andern nicht eingesungen sey. Diese Andern waren aber die drei Brüder Leo, die mich vor einigen Jahren in Hamburg besucht hatten, und mich nun in ihrem Thale herzlich bewillkommten. Sie regalirten uns mit ihren gut eingeübten, frischen Alpenliedern, und zu meiner freudigen Ueberraschung hatten sie zu den ältern, mir wohlbekannten, einen Schatz von neuen hinzugelernt. Alle, selbst die Einheimischen, freuten sich über diesen Besuch; es ward stille überall, und man schloss sorgfältig die Thüren, um den Lärm des Tanzbodens entfernt zu halten, und keinen Ton zu verlieren.

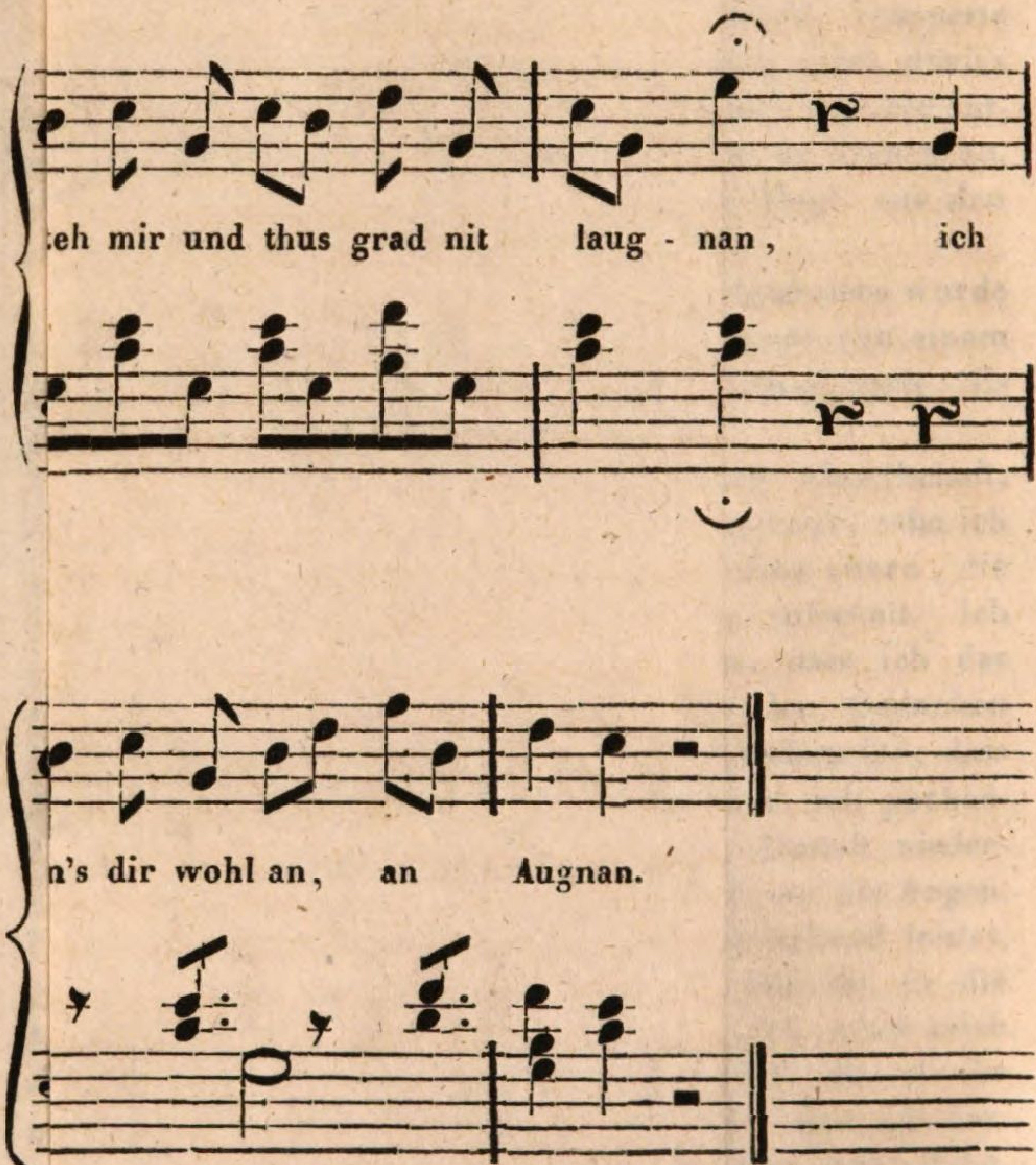
Um fünf Uhr sollte schon die ganze Freude ihr Ende erreichen. Der Adjunct des Landgerichts, der hier seit lange schon den fehlenden Landrichter ersetzte, und die erste Behörde für das ganze Thal in seiner Person darstellte, war zugegen, und auf seinen Befehl sollte all diese Lust, dieser Lärm, dieser Ungestüm ersticken, sollten all diese freudigen Riesen, diese tobenden Springer und kräftigen Tänzer, ruhig und zahm wieder einherschleichen, und alles ins gewöhnliche Geleise zurückkehren. Es schien mir wie die Gewalt des menschlichen Geistes über die Kraft des Thieres. Der Adjunct trat unter die Tanzenden, er, solch ein blasses, kleines

Männchen mit heiserer Stimme, und dennoch ward es sogleich still, und die glühenden Giganten zogen die Mützen, lachten verlegen und schauten zu Boden. Unsere Blicke baten, und der Adjunct, sonst ein freundlicher und höflicher Mann, zog seine Uhr aus der Weste, räusperte sich, und sprach: „Wenn ihr Ordnung halten wollt, dürft's bis neun Uhr tanzen.“ Ein lautes Geschrei war die Antwort, und sogleich fing sich alles wieder zu drehen an, und der Adjunct hatte Mühe, mit heiler Haut aus den kreisenden Paaren zu entwischen.

In acht nebeneinander liegenden Wirthshäusern wurde an diesem Tage getanzt, und so wie die Tänzer von einem zum andern zogen, so zogen auch wir ihnen nach. Es war ein lustiger Abend!

Indem ich, abgesondert von meiner Gesellschaft, durch die engen Gässchen im Halbdunkel streife, sehe ich eine weibliche, hohe Gestalt auf einem Steine sitzen, die sich mit einem weissen Tuche Kühlung zufächelt. Ich muss, um aufrichtig zu seyn, gestehen, dass ich das schöne Mädchen von Duchs nicht aus den Gedanken brachte, und dass es mich jetzt sogleich durchzuckte, dass sie es wohl seyn könnte. Ich näherte mich mit pochendem Herzen, und wie ich mich zu der Gestalt niederbeuge, hält sich diese scherzend das Tuch vor die Augen. Nach einem kurzen Widerstande, den sie lachend leistet, gelingt es mir, das Tuch zu entfernen, und ihr in die Augen zu blicken. Es war die Duchserin. Ich setzte mich zu ihr, und sie fragte sogleich sehr naiv: ob ich ihr nachgegangen sey. Ich weiss nicht mehr, was ich darauf erwiderte, ich war wie berauscht von ihrer Nähe. Sie ginge jetzt fort, erzählte sie mir, und warte hier auf ihren Vater. Sie würden in Rohr bei einem Vetter übernachten, weil es bis nach Lahnersbach zu weit sey. Ich trug mich zur Begleitung an, und sie schlug sie nicht aus; der Alte kam bald dazu, und wir machten uns auf den Weg. Ich führte die schöne Marie (Mend'l) den Gebirgspfad hinan, als hätte ich eine Dame von hoher Bedeutung am Arm, und fühlte mich seliger dabei. Sie hatte sich eingehängt, und das grosse Mädchen schritt

erthal.



mit einer Leichtigkeit neben mir her, und ihr Arm ruhete so zierlich in dem meinigen, als wenn eine Pariser Ballettänzerin an meiner Seite wäre. In Rohr trat ich beim Vetter ein. Man sah mich gross an, doch wusste ich mir bald Vertrauen zu gewinnen. Ich fragte Maria, ob sie die Leo's singen gehört habe; es hatte ihr Vergnügen gemacht, wie sie sagte. Ich bat sie, sie sollte mir einmal etwas singen. „Bei uns in Duchs," erwiderte sie lächelnd, „sind wir nicht so geschickt wie im Zillerthale. „Wir sind gar arm, und nur die Reichen können singen." Dessenungeachtet begann sie einen hellen Jodler anzuschlagen. Sie hatte eine herrliche Stimme. „Ich weiss „halt nichts," sprach sie weiter, „als das alte Volkslied „Bürgall, das wirst Du wohl schon gehört haben." Ich kannte es nicht und bat sie darum.

Bürgall [1] geh' her und lass dich fragen,
Geh', gesteh' mir und thu's grad nit laugnen,
Ich mein', du hast heut die ganze Nacht gereacht, [2]
Und ich kenn's dir wohl an, an d' Augnen.

Ja freilich mein Bau'r, hast es bald errath'n,
Geh nur her und lass Dir's dazöl'n, [3]
Weil mich die Bubmar, [4] die sakrische Fundt, [5]
Alleweil für a Narr'n hab'n wöl'n.

Z'nächst hat mich a Mal einer auf Kirchtag genarrt,
Und hat gesagt er wollt mir zahl'n;
Mir kommen auf die längste Poise [6] nimmer z'sammen,
Weil der Fudtlottar [7] fort war gen Alm.

Ich hun ihm ein grossen Rosmarinstock gekaft,
Hat 'n lassen recht schien übergolden,
Und der Fudtlottar [7] hat sich nicht söchen lassen mehr;
Aftang [8] hatt' ich mich wohl heimlich gescholten.

Ich suchet alle Gassen und Kirchplatze aus,
Und der Fudtlottar lasst sich niedacht [9] finden;
Heisst das oft die Leut nit für'n Narr'n gehabt,
A mai Seel wie wird er sich nit versinden.

1 Notburga. 2 geweint. 3 erzählen. 4 die Buben. 5 verwünschte Gecken. 6 Zeit, Pause. 7 leichtfertiger Liebhaber. 8 Nachher. 9 nirgends.

'N Buschen hun ix oft mir 'n Andern verehrt,
Hat' gemont ich wollt 'n Ehre aufheb'n,
Hun a Poise getanzt, hat mir nit a Mal gebracht,
Hat' oft schon wieder heimgehn mögen.

Mitridattrager Hoisel [10] war ich schuldig geblieben,
Hat em soll'n a sust a wenk zahl'n;
Zum Hoamgehn hat er oft mehr an Andera gehat,
Hat mer ach aft nid gar feitlar gefallen.

Das war oft der Dank für mein aufrichtig Seyn,
Wiev'l Koidarbak [11] hat ich ihm schon göb'n.
Zlötzt thaten's Einer noch den allergrössten Spott,
Söttlar [12] Ding miech [13] die Leut' wohl verwegen. [14]

O Bauer thu du's groad kein Menschen nit sagen,
De Leut' that'n mich so viel wohl vergunnen,
Jetzt trag' ich auf kein Lodtar gar nimmer an, [15]
Jetzang [16] hat ich mich wohl vuer-einhi [17] besunnen!

Und das ist das hohe Lied aus dem Duchserthale! Die Melodie habe ich aufgeschrieben und lege sie bei. Sie hat etwas Schläfriges; aber auch etwas Klagendes liegt darin. Meine schöne Sängerin trug sie ganz allerliebst vor. Es war indess spät geworden, und ich nahm Abschied von den guten Leuten. Ein paar junge Bursche liessen sich's nicht nehmen, mich nach Zell zurückzubringen, ich könnte, wenn ich allein ginge, mit Betrunkenen Händel bekommen, meinten sie; im Hintergrunde lag wohl nur der Wunsch verborgen, der Freudenneige der Kirchweihe noch theilhaft zu werden. Die schöne Marie blieb zurück und kehrte am andern Morgen in ihr unwegsames Thal, und ich verliess auch in kurzem diese Gegend, vielleicht für immer. Sehe ich sie einst nach Jahren wieder, so werden ihre lieblichen weichen Züge nicht mehr zu erkennen seyn, denn im Gebirg altern die schönsten Kinder bald, durch die schwere Arbeit, die schlechte Kost und das Mutterwerden.

10 die im Lande herumziehenden Pharmaceuten werden so genannt; Hoisel ist Matthias. 11 Kautabak. Aehnlich den Pariser *Cachous à la Rose, à la Violette.* 12 Solch Ding. 13 machte. 14 vorsichtig. 15 auf etwas antragen, wünschen. 16 jetzund. 17 vorhinein.

Man findet über dreissig Jahre hinaus keine schönen Weiber hier.

Unterwegs erzählten mir meine Begleiter viel von den Raufern, die man hier Haggler nennt, welches von Haggeln (Häkeln) herkommt, das ist: sich mit gekrümmtem Mittelfinger aus einer festen Stellung zu ziehen bemühen. Die bedeutendsten unter ihnen sind die Hagmaier. Sie bildeten sonst eine förmliche Gilde, hatten ihre Gesetze und Bräuche, sandten Boten an einander und bestellten sich gewöhnlich nach Wallfahrtsorten, um ihre Faustkämpfe mit einander auszumachen. Die Lust am Raufen ist dem Nordtiroler, namentlich dem Zillerthaler, angeboren. Oft im Gebirg kommt ihm diese Lust an, und macht sich auf einsamem Pfade durch einen gellenden, ganz eigenthümlichen Schrei Luft. Wird dieser Schrei in der Ferne beantwortet, so braucht man nur dem Schalle nachzugehen, um seinen Gegner zu finden. Denn der Schrei muss durch einen ähnlichen beantwortet werden, wenn er zu den Ohren eines Sterblichen ertönt, der den Comment versteht; so verlangen es die Gesetze der Ehre. Ich glaube, es wird keinem meiner Leser einfallen, dabei zu lachen, der unsere eigenen weisen Gesetze in dieser Hinsicht kennt.

Einst geht ein junger, hübscher Bursche an der Seite eines erfahrenen Alten über den Berg, so erzählten mir meine Begleiter, als er den bekannten Ruf vernimmt. Er besinnt sich nicht lange zu antworten, und sogleich flammt stärker sein Auge, und seine Wange färbt sich dunkler. Er geht dem Schalle nach, und um die Ecke herum tritt ihm sein bester Freund entgegen, sein Nachbar, um dessen Schwester er auf das heftigste wirbt. Wäre er allein gewesen, so würde er dem Drange zu Raufen wohl nicht nachgegeben haben; aber der alte, erfahrene Bauer ist dabei, und es würde Schande auf beiden lasten, wenn sie der Sitte nicht genug thäten. Lachend beginnen sie, es soll nicht Ernst werden, sie reissen sich hierhin, dorthin, der Alte steht dabei, feuert an, prüft, ermuntert, entscheidet. So erhitzen sich beide immer mehr, ein zu starker Stoss des einen, bringt

endlich den andern auf, er packt ihn, wirft ihn zur Erde und beugt sich über ihn. Der Untenliegende erschnappt seine Nase mit den Zähnen, und ist eifrig bemüht, sie ihm abzubeissen, der andere schreit, aber der Alte erklärt, dass das Nasenabbeissen nach den Raufgesetzen eben so erlaubt sey, wie das Augenausdrücken. Das lässt sich der Kämpfer, der seine Nase schon verloren gibt, nicht zweimal sagen, und drückt dem unter ihm Liegenden mit dem Daumen das Auge aus. Jetzt waren beide Theile befriedigt, und erhoben sich blutend vom Boden, der eine ohne Nase, der andere einäugig; der Alte aber erklärte, dass den Raufgesetzen und der Ehre im vollen Masse genug geschehen sey. Das Ausgedrückte Auge wird, wo es seyn kann, mit etwas Salz bestreut, die Augenhöhle, an der nächsten Quelle vom Blute gesäubert, und jenes dann wieder eingesetzt. So wird es wieder fest, der Blick eines solchen Auges soll aber immer stier bleiben, wie die Leute versichern. Auch muss die Sehkraft wohl für immer darin erloschen seyn. Der Sieger nimmt dem Besiegten die Hutfedern ab; drei Federn auf den Hut gesteckt, gelten als allgemeine Herausforderung.

Unter diesem lehrreichen Gespräche, über das Duell unter den Gebirgsbewohnern, waren wir nach Zell gekommen. Ich erkundigte mich desshalb bei dem Actuar, der mir zwar alles bestätigte, mir aber zugleich die Versicherung ertheilte, dass seit zehn Jahren die Kirchweihe in Zell durch keine ernste Rauferei entweiht worden wäre, weil er sie stets sehr geschickt im Keime zu ersticken wisse. Die Lust dazu gähre jedoch immerfort bei den Leuten. —

Es war neun Uhr und unwiderruflich war nun das Verbot des Tanzens eingetreten, die Musik schwieg, und die Paare verloren sich nach und nach. Aber einige von unsern Damen, besonders die liebenswürdige Gräfin * *, ein so rosiges, junges Gebirgskind, wie die andern, hatten nur mit Mühe ihre Lust unterdrückt, und bestürmten jezt den Actuar, ihnen noch ein Tänzchen zu gestatten. Er musste einwilligen. Der Raum wurde gelüftet und



gekehrt, die Lichter wurden angezündet, und der Aristokratenball begann, während die armen Bursche und Dirnen neidisch dreinschauten und keinen Fuss mehr rühren durften. Diess that mir von Herzen leid. Unser Tanz hatte aber kaum ein Stündchen gedauert, als schon eine Masse von Zuschauern sich herzudrängte und hie und da auch ein schöner Bu' sich die Freiheit nahm, diese und jene Dame von ihrem Cavalier zu erbitten, um einmal nur mit ihr herumzutanzen. Es waren immer die Gewandtesten, die sich das herausnahmen, und die Damen schienen mit diesen Tänzern sehr zufrieden zu seyn. Endlich fassten die armen Neidischblickenden ein Herz und mischten sich als tanzende Paare unter uns; aber nun wurde es auch dem Actuar zu bunt. Er hatte sich's nun einmal so gedacht, dass das Tanzen für die Bauern nach neun Uhr nicht mehr stattfinden solle, und das Gesetz musste aufrecht erhalten werden. Er aber war selbst dieses Gesetz! — *

Ich bat für die Tanzenden, er blieb jedoch unerbittlich. „Sie glauben nicht, wie dieses Volk ausartet!" war seine Antwort. Unsere Damen schmollten, es half nichts; die Musik verstummte, und wir gingen schlafen.

Am andern Morgen besuchten wir das Goldbergwerk am Hainzenberge, ganz nahe bei Zell. Es ist ein Pochwerk. Ein Centner von dem Erze gibt nicht einmal ein Quentchen reines Gold. Und dennoch ist ein bedeutender Gewinn dabei.

Die Gruben werden mit Leitern befahren; eine Wassermaschine fördert das Erz herauf. Wir stiegen aber nur zwei Leitern hinab, dann wurde es so schmutzig und glatt, dass wir der Damen wegen umkehren mussten.

Ein alter Bergmann, der mit von der Partie war, erzählte uns ein Abenteuer, das er in einem andern Bergwerke bestanden hatte, wie sie oftmals diesen

* Die Beilage gibt einen dieser beliebtesten Tänze. Er ist in der That kräftig und charakteristisch. Das Volk nennt ihn „den Hosennaggler." Naggeln heisst nämlich so viel wie wackeln, und das Wackeln der Inexpressibles bezieht sich auf die Sprünge, die dabei gemacht werden.

Leuten aufzustossen pflegen. Eine Grube war, der bösen Dünste wegen, verlassen worden, und er hatte Befehl erhalten, sie zu untersuchen. Er war damals noch jung, neu im Dienst, und von Eifer dafür beseelt, daher erfüllte ihn dieser Auftrag mit Vergnügen und schmeichelte seinem Ehrgeiz. Er machte sich eines Morgens, allein, ohne irgend Jemand etwas davon zu sagen, auf den Weg. Am Eingange der Grube zündete er sein Licht an, und fuhr getrost hinein. Sein Hund war bei ihm. Aus Furcht dass die am Boden schwebenden Dämpfe dem Thiere, wie das gewöhnlich der Fall ist, tödtlich werden könnten, befahl er ihm, am Eingange zu bleiben, und das folgsame, kluge Thier, von seinem Instincte geleitet, schmiegte sich wedelnd am Boden, indess der junge Bergmann seine Wanderung in die verlassenen, öden Schachte fortsetzte. Immer merkbarer umfing ihn der Brodem, das Flämmchen des Grubenlichts schwankte, und nur mit genauer Mühe erhielt er es brennend. Er war jetzt schon weit vorgeschritten und befand sich bereits in einem Labyrinthe sich kreuzender Wege und Gänge, die er bald gebückt, bald kriechend zurücklegen musste. Er hatte nie diese Grube befahren und musste daher die grösste Vorsicht anwenden sich zu orientiren. Erlischt ihm das Licht, so war er dem sichern Tode geweiht, das denkt er bei sich, und in dem Augenblicke, wie er diess denkt, wird es finster um ihn — denn das Lämpchen ist erloschen. — Kaum erholt von der Ueberraschung des ersten Schreckens, fällt es ihm ein, dass er ja ein chemisches Feuerzeug bei sich habe, und hoch aufathmend bringt er es hervor und macht den Versuch die Flamme wieder zu beleben. Aber die Hölzchen zünden zwar, doch ersticken sie sogleich wieder in diesem Dunstkreise; bis auf zwei sind sie schon geschmolzen, seine einzige Hoffnung beruht darauf; zitternd, den Angstschweiss auf der Stirne, macht er den letzten Versuch. Vergebens. Er wirft das Feuerzeug verzweiflungsvoll fort; der Schall zeigt ihm an, dass er sich am Rand eines Abgrunds befinde, zu dem wahrscheinlich eine Leiter hinabführt, die er aber nun nicht mehr zu finden im Stande ist.

Nur einen Augenblick darf er mit sich zu Rathe gehen, was für ihn zu thun sey, denn schon fängt die Luft an ihn zu ersticken. Zurückzugehen ist unräthlich — der Weg ist weit, und ohne Licht nicht zu finden. Auch würde der Schwindel ihn bald übermannen, und er die Einfahrt in die Grube nicht mehr erreichen. Niemand wusste, dass er hieher gegangen war, und wenn man ihn auch am Abend vermissen würde, so käme Niemand auf den Gedanken, ihn hier zu suchen. Er war ein verlorener Mann, das sah er wohl ein, dem schrecklichsten Tode preisgegeben. Es blieb ihm nichts übrig, als einige Geistesgegenwart, und die musste er nach Kräften zusammenhalten. Er kannte eine Einfahrt in eine benachbarte Grube, die auch öde war, weil man sie schon ausgebeutet hatte, und diese konnte — nach seiner Meinung — nicht weit von dem Orte seyn, wo er sich befand. Er ging, rutschte, kroch in dieser Richtung vorsichtig weiter. Die Räume vervielfältigten sich ohne Ende, die Luft, die ihn umgab, wurde aber leichter, er athmete freier, und sein Muth belebte sich etwas, obgleich seine Kräfte schon sehr abgenommen hatten. Plötzlich hört er in weiter Ferne einen Hund bellen, es ist sein Hund, er zweifelt keinen Augenblick daran. Thränen stürzen ihm aus den Augen, er weiss, dass er gerettet ist. Je mehr er vorschritt, desto lauter tönte das Gebell, desto deutlicher wird es ihm, dass es von seinem Hund herrühre. Wie soll er sich's aber erklären, da er sich nach einer entgegengesetzten Richtung bewegt, und das Thier im Rücken zurückgelassen hat? Immer muthiger schreitet er vor, schon glimmt der Hoffnungstern, das goldene Tageslicht, wie es jeder kennt, der nach einer langen unterirdischen Bergfahrt wieder zur Oberwelt gelangt. Von diesem Moment an war die Gefahr verschwunden; er erreicht — erschöpft zwar — den Eingang, wo er seinen Hund findet, dem er wahrscheinlich seine Rettung allein zu danken hat, da er ohne dessen Gebell vielleicht den Weg, gewiss aber den Muth verloren haben würde. Das Thier war voll Schmutz und Unrath, und muss seinen Herrn suchend, wohl auf ganz merkwürdigen Wegen zur

Oeffnung hin gersthen seyn. Hier hatte er nun die Witterung seines Herrn, wagte sich jedoch nicht vorwärts in den dunkeln Raum, den er eben kennen gelernt hatte, und war daher so gescheidt, ihm durch Bellen allein ein rettendes Zeichen zu geben. —

Bei der Einfahrt in das Goldbergwerk steht eine alte, verfallene Hütte, die von einer blinden Familie bewohnt wird. Vater, Mutter und drei Kinder, alle des Augenlichts beraubt und sehr arm; das Bild des tiefsten Elends in einer Gegend, wo jedem Steine sichtbar die Goldadern eingesprengt sind. Ein doppelt ergreifendes Bild. Wir traten in die Hütte ein. Aber kann man das Elend nennen, was wir hier zu sehen bekamen? Armuth herrschte zwar überall, doch Heiterkeit dabei. Der Vater heisst Sebastian Schöser, und ist ein hoher Sechsziger. Im Jahre 1809 hat er als Spion den Landesvertheidigern wichtige Dienste geleistet. Sein ältester Sohn, gleichfalls blind, ernährt mit seinem Guckkasten, worin das Leben des heiligen Eustachius zu sehen ist, Eltern und Geschwister, wenn gleich sehr kümmerlich. Seine beiden Schwestern, bis jetzt nur halb erblindet, gehen im Herbste mit Obst über die Gerlos ins Pinzgau. Die Mutter erzählte uns, dass sie Beide, sie und ihr Mann, in der Jugend blind geworden wären, und sich dennoch lieb gewonnen und geheirathet hätten. Zwei ihrer Kinder, setzte sie mit Stolz hinzu, hätten aber ihre beiden sehenden Augen behalten. Der Eine, Matthias (Hiesel), war laut dem letzten Briefe, den sie mit einer Geldunterstützung 1826 erhalten hatten, Hofmeister bei dem Fürsten Sulkowski in Bielitz, Martin aber, der Andere, sey Professor der Mathematik in Wien. Beide hätten ihnen oft geschrieben und auch Unterstützung gesandt; seit den letzten Jahren wäre ihnen jedoch keine Nachricht zugekommen; sie dachten dabei aber an nichts Böses, und meinten, die Nachricht würde gewiss nicht ausbleiben und sie einst recht freudig überraschen. Diese beiden Söhne hatten in der Jugend gute Anlagen verrathen, und waren aus der feuchten und räucherigen Luft der väterlichen Hütte entfernt und in dem Hause des Landrichters in Zell erzogen

worden. Später kamen sie auf die Universität nach Wien. Die alte Mutter trug uns auf, wenn wir vielleicht einem ihrer Söhne im Leben begegneten, ihn von ihnen zu grüssen und zu bitten, dass sie doch wieder schreiben möchten. Da sie sie selbst nie gesehen hatte, so gab sie uns auf eine originelle Weise ein Bild von ihrem Aussehen, damit wir sie gleich erkennen könnten. Sie betastete das Gesicht eines jungen Mannes aus unserer Gesellschaft, und gab nun, nach ihrem gewiss sehr feinen Gefühle, die Abweichungen an, die sie darin von dem Gesichte ihrer Söhne verspürte. Wir verliessen die armen Leute in einer seltsamen Stimmung. Wahrscheinlich, dacht' ich, theilen die beiden Söhne nun auch schon das traurige Schicksal ihrer Eltern und Geschwister. Wie dem nun aber sey, wenn sie noch am Leben und sehend sind, und diese Blätter ihnen vielleicht unter die Augen kommen, so mögen sie eilen, Nachricht in die Hütte der Blinden am Goldbergwerke hinter Zell zu senden. — Man hat übrigens schon öfter die Erfahrung gemacht, dass ein blindes Elternpaar nur blinde Kinder zeugte, und sollte desshalb aufmerksamer in dergleichen Fällen seyn und diese Verbindungen nicht zugeben. *

Im Nachhausegehen begegneten wir einem alten Bauer, der einen grossen schwarzen Bock zum Viehmarkte nach Zell führte. Unsere Damen mit den wehenden Schleiern und den ausgespannten Sonnenschirmen mochten das Thier scheu gemacht haben, es sprang auf die Seite und riss seinen Führer um. Kaum lag dieser an der Erde, als der Bock tolle Capriolen zu machen begann, und mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen, in den seltsamsten Sätzen um den Bauer herumflog, wie ein schwarzer Kobold. Es war ein sehr komischer Anblick, und der Bauer lachte selbst so heftig, dass er nicht aufzustehen im Stande war, und immer wieder in seine vorige Lage zurückfiel. Nachdem diess eine gute Weile, zur grossen Ergötzung der ganzen Gesellschaft gewährt hatte, halfen wir dem

* Auch bei der Verbindung von Taubstummen zeigte sich Aehnliches.

Bauer sein spasshaftes Ungestüm bändigen, und trafen in Zell ein, wo ein lebhafter Vieh- und Jahrmarkt sich an allen Enden regte.

Die meisten Geschäfte wurden mit Schafen und Widdern gemacht, das entdeckte man sogleich. Die Gemeinden setzen hier ihren Stolz darein, recht starke, mächtige Widder zu besitzen, die Hörner und Bart mit dem gehörigen Anstande zu tragen wissen. Das Widderstossen ist hier ein Nationalvergnügen, wie in England das Hahnengefecht. Im vorigen Jahre liessen Zell und Fügen ein Paar Widder gegeneinander los, wobei herüber und hinüber vierzehnhundert Gulden gewettet wurden. Als endlich keiner Sieger blieb, kam es zwischen den Gemeinden selbst zu einer furchtbaren Bataille, die blutige und unangenehme Folgen hatte. Die Lust am Wetten ist allen Tirolern gemein. Wo die Würfel entscheiden, wird es Aushopsen genannt. Jüngst konnten sich zwei Parteien eines halben Almenantheils wegen * nicht vereinigen. „Hopsen wir's aus!" rief der Eine, und der Vorschlag wurde angenommen, und ein Wurf entschied über eine Summe von achthundert bis tausend Gulden.

Der eine von den Leo's lud mich ein, seine schöne Mineralien- und Gebirgspflanzensammlung zu sehen. Er hat sie grösstentheils an und auf dem Zemerferner ** gesammelt, der nur acht Stunden entfernt ist, und nach seiner Aussage sehr gut zu besteigen seyn soll. Ich erstand ein ausgezeichnet schönes Exemplar Turmalin, dessen grasgrüne Farbe und klare Durchsichtigkeit ihn fast dem Smaragd vergleichbar macht. Ferner erhielten die Damen das wunderbare Edelweiss, das in Pelz gehüllt, am Eingange der Schneeregion wächst, die köstliche Edelraute, so herrlich duftend, und wie die Gebirgsbewohner versichern, voll der stärksten Heilkräfte, und den Goldapfel, der in Schnee und Eis vergraben ruht, den Duft der

* Halbe Alpenwiese.

** Im Zemthale, einer Seitenschlucht des Duxerthales, bildet die Zem einen vorzüglich schönen Sturz.

Ananas in sich schliesst, und nur mit Lebensgefahr gepflückt wird.

So reich an interessanten Gegenständen des Andenkens, wie an Erinnerungen verliessen wir das lustige Zillerthal und seine Bewohner, sehr zufrieden, und traten unsere Rückfahrt nach Innsbruck an. Indem wir noch die Blicke nach Zell zurückwandten erfreueten wir uns an seiner idyllischen Lage; alles ist hier so beglückend traulich, keine schauerlich überhängenden Felsen, kein tosender Bach, der den Acker zu verschlingen und zu verschütten droht. Die Berge, anmuthig gewölbt und bewachsen, ziehen sich bescheiden zurück, und die Ziller ist ein ganz ruhiges, heiteres Flüsschen. Nur von Ferne blickt die Gerlos, Mitterwand und Drengspitz herüber, um die malerische Mannigfaltigkeit zu vermehren und Licht und Wolkenzauber hervorzubringen.

Desshalb haben die Landschaftsmaler nicht unrecht, von München aus hieher zu ziehen, und den Sommer über hier zu verleben. Dabei ist es zur gewöhnlichen Zeit, wenn nicht gerade Kirchweih ist, und wenn man auf längere Zeit sich einrichten will, ausserordentlich wohlfeil. Wir trafen hier viele Maler aus Norddeutschland und selbst einen Dänen, die sich zur Belustigung in die Tracht des Thales kleideten, und in Sprache und Sitten sich gänzlich mit den Einwohnern amalgamirt hatten.

Doch es ist nun wohl Zeit nach Innsbruck zurückzukehren! —

Siebentes Capitel.

Abschied von Nordtirol.

Nord und Süd. — Accise. — Sommerfrische. — Musik und Theater — Buchhandel — Zeitungen. — Vetturine. — Der Triumphbogen. — Berg Isl. — Schönberg. — Steinach. — Der Brenner. — Der Postdirector von Padua und der Polizeicommissär auf dem Eilwagen. — Sterzing — Das Eisakthal. — Mauls.

Am Vorabende meiner Abreise von Innsbruck ass ich in der Sonne mit einem jungen Edelmann, der unterhalb Botzen einige Schlösser besitzt. Er schilderte mir mit grosser Vorliebe jene Gegend und sprach so wegwerfend von dem Theile seines Vaterlandes diesseits des Brenners, als wär' es ein Theil von Polen oder Siebenbürgen. Diese Spaltungen der Gesinnung sind hier allgemein bei dem Nord- und Südtiroler. Während man in Innsbruck den Sandwirth verehrt, will man in Botzen und Meran nicht viel Gutes von ihm wissen; und während die Innsbrucker ihre Zufriedenheit laut an den Tag legen, äussert man sich im Süden ziemlich unzufrieden. Was auch Inglis übertrieben haben mag, die Stimmen aus Tirol, die ihn öffentlich widerlegt haben, sind ebenfalls zu weit gegangen. Dass die vier Mann, welche das Pulverdepot in Siegmundskorn bewachen, dem wackern Gentleman wie eine furchtbare Besatzung erschienen sind, ist eine Rodomontade der besten Gattung, eben so, dass alle Schlösser in Tirol voll Waffen und Mannschaft stecken. Aber wahr ist es, dass Tirol auf allen Seiten befestigt wird, und eben so wahr, dass Viele äussern: „Wenn man uns manches Versprochene gehalten hätte, so könnte man das Geld für die Festungen sparen, denn wir liessen

selbst keinen Feind herein.“ Eben so schelten sie den ganzen Aufstand unter Hofer ein thörichtes Beginnen. „Sonst konnten wir unsern Wein nach Baiern ausführen, und das Ihrn (ungefähr ein Eimer) kostete 16 und 22 Gulden, das jetzt nur 5 bis 6 Gulden kostet. Und so ging's mit allen Producten.“ — Würde dieser Zustand fortgedauert haben, so hätte man auch eine verbesserte Weinfabrication eingeführt, statt dessen jetzt nur daran gedacht wird, recht viel Wein zu machen, je schlechter desto besser, um ihn wohlfeil geben zu können, da alles von den Landbewohnern selbst consumirt werden muss. In Innsbruck hört man nun zwar nichts von diesen Klagen, dessen ungeachtet können sie nicht weggeläugnet werden. Hier wohnen viele Beamten, Militär, das aus andern Gegenden kommt, und andere Interessen mitbringt, und endlich die Bürger, die von diesen Beamten und von diesem Militär leben, und es wie alle Bewohner der Hauptstadt dadurch besser haben, wie auf dem Lande.

Eine der lästigsten Auflagen, welche die meiste Unzufriedenheit erregte, war die Accise, die dennoch — obgleich sie früher der Regierung abgekauft worden war — wieder eingeführt wurde. Für die Lebensmittel, die man für sich und die Seinigen zum Unterhalte braucht, eine Abgabe zahlen, wie drückend! Das Volk murrte, die Accisbeamten waren stündlich bedroht, und die Demoralisation wuchs durch die Anregung, die allgemein wurde, Gesetze zu umgehen und den Staat zu betrügen. Es musste um jede Stadt eine strenge und kostspielige Douanenlinie gezogen werden, und der Unterschleif wurde dennoch nicht gehindert. Der damalige Bürgermeister von Innsbruck, Hr. Dr. Maurer, machte nun den Plan, die Accise der Regierung abzupachten. Er erbot sich, ihr die grösste Durchschnittssumme der letzten Jahre zu zahlen, und man willigte ein. Jetzt, wo die Accise eine städtische Abgabe ist, bedarf's keiner besondern Beamten und keiner Douanenlinie, das Ganze hat die Gehässigkeit verloren, und die Bürger tragen freudig dazu bei, ihren städtischen Fonds zu verbessern. Auch war von keiner Strenge mehr die Rede, und der kluge Bürgermeister sah sich in den

Stand gesetzt, mit dem Erübrigten, das sehr bedeutend ist, alle Verschönerungen zu unternehmen, die Innsbruck jetzt schon so angenehm machen, und später noch ein neues Hospital, ein Schlachthaus und ein Theater von diesen Ersparnissen zu bauen.

Botzen ist diesem Beispiele gefolgt, und der Podestà von Trient hatte bereits die Einleitung dazu getroffen.

In Hinsicht der Geselligkeit steht Innsbruck unter den Städten in Tirol nicht obenan. Botzen möchte wohl, besonders während der Sommerfrische, * der Vorrang eingeräumt werden müssen. Dort findet man eine allgemein verbreitete, sehr heitere Geselligkeit. In Trient, besonders aber in Roveredo, herrscht schon italienische Sitte, und man geht Abends auf den Corso, oder man besucht einander, um ein langweiliges Commersspiel zu machen. Ein deutsches Gelag, ein ungezwungenes Beisammenseyn, bei Scherz, Gesang und Lachen findet dort nicht mehr statt.

Für die Musik wirkt in Innsbruck ein sehr thätiger und lobenswerther Verein. Das dortige Theater dirigirte eine Madame Katharina Hain, und ich habe einige Vorstellungen gesehen, die nach den obwaltenden Verhältnissen nicht getadelt werden können. Man gab *le pré-aux-clercs* und *la Straniera*, ein Beweis, dass sich das Repertoir auch auf das Neuere und Neueste ausdehnt.

Die Wagner'sche Buchhandlung in Innsbruck ist vollständig mit allem Neuen versehen, und man thut wohl, wenn man diess bis dahin versäumt haben sollte, seine Einkäufe hier zu besorgen, da es weiterhin mit der Literatur schlecht bestellt ist. Die Wagner'sche Handlung ist in ganz Tirol die Bedeutendste.

Von nun an ist der K. K. privilegirte Bote von und für Tirol unser politischer Begleiter, der überall gefunden wird. Sein Redacteur ist der Doctor Schüler, ein

* Sommerfrische oder Sommerfrist ist die Villeggiatura der Tiroler. Jeder flieht, wenn es anfängt heiss zu werden, auf die Berge, um dort einige Wochen sich zu erfrischen. Ich werde später Gelegenheit haben, ausführlicher davon zu sprechen.

vielseitig gebildeter, und auch als Literat ausgezeichneter junger Mann, der mit Höflichkeit und Bereitwilligkeit bemüht ist, an ihn empfohlenen Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen. Den Oesterreichischen Beobachter fand ich nirgends: die Allgemeine Zeitung verschwindet, für Tirol, hinter Botzen. In Italien kommt sie dann wieder zum Vorschein. In Trient sieht man die Augsburger Ordinari Zeitung. — In dem Museum von Innsbruck befindet sich ein Lesecabinet, das — der obwaltenden Censurverhältnisse wegen — keine grosse Ausbeute gewährt.

Rückkehrende Vetturine werden fast immer in Innsbruck angetroffen, mit denen sich leicht ein Handel schliessen lässt. Man zahlt für einen guten Platz bis Botzen gewöhnlich sechs Gulden, und man thut gut daran, nicht weiter zu accordiren, weil man — wenn die Reise nur Tirol, und nicht Italien gelten soll — hier wieder Halt macht, und in Botzen auch immer andere Vetturine angetroffen werden. Beim Accord sey man mit den Vetturinen jedoch stets auf der Hut und zwar vorsichtiger, wenn sie zu wenig, als wenn sie zu viel fordern. Denn von dem Letztern lassen sie stets die Hälfte herunterhandeln. Die schriftlichen Contracte sind jedoch — in Tirol wenigstens — ganz überflüssig, und die Capara * ist genügend. Es gibt zwar Reisende aus Norddeutschland, die in ihrer Seligkeit mit einem Vetturin zum ersten Male in ihrem Leben zu thun zu haben, nicht wichtig genug die Sache angreifen zu können glauben, und nach allen möglichen Anleitungen, die früher der Sicherheit wegen wohl probat seyn mochten, auf die Polizei laufen und ihren Vertrag so fest als möglich schliessen. Das sind gute Enthusiasten, und da das Zappeln, Schwitzen und Herumrennen ihnen Spass macht, so mögen sie es denn haben. Es gehört für solche mit zu den Annehmlichkeiten der Reise. Kommen diese in die erste halbitalienische Stadt, wie Trient z. B., so übersetzen sie auch ihren

* Das Handgeld.

Namen sogleich ins Welsche, wenn sie ihn ins Fremdenbuch schreiben, und man soll ihnen auch diese Freude nicht missgönnen, wenn es gleich lächerlich genug ist, diese Leipziger oder Braunschweiger Pietro's, Giovanni's, Giuseppe's, Carlo's zu finden, die einen übelklingenden Fitzenhagen, Rennebohm, Katzen-, Doppel- oder andere Meyer hintennach schleppen.

Schliesst man mit einem Vetturin einen Vertrag, so hüte man sich, den Neuling blicken zu lassen, und zeige ihm Ernst. Denn dem Vetturin ist das Geschäft ein sehr ernstes, und er liebt in diesem Augenblick nicht zu scherzen. Einen deutschen Kutscher kann man wohl „Schwager" nennen, ihm auf die Schulter klopfen, und allenfalls einen Spass mit ihm machen, und der Deutsche lässt deutlich merken, wie das einen guten Eindruck auf ihn macht, und ihm wohl ein paar Gläschen mehr unterwegs verheisst. Dem Italiener ist aber damit nicht gedient; er trinkt nicht, ausser der Mahlzeit, und der Wein kostet überdiess wenig in seinem Lande. Aber ein oder zwei Zwanzigkreuzerstücke sind ihm schon erheblich, und wenn man ihm gerade nicht knauserig abzwacken will, so gefällt ihm das, und spornt ihn an, sorgfältiger zu seyn, und gehorsamer allen Bedürfnissen seiner Reisenden nachzukommen. Man kann sich in dieser Hinsicht viel besser auf den Vetturin als auf einen deutschen Kutscher verlassen, der bald sich, bald seine Pferde schonen will, und selbst zu viel Bedürfnisse hat, um sich dem Reisenden unterordnen zu können. Der Vetturin ist auch niemals grob, besonders wenn man ihn nur einiges Wohlwollen blicken lässt im Verfolg der Reise.

Ich bin auf meinen mannichfachen Reisen, die ich immer nach kleinen Zwischenräumen zurücklegte, mit vielen Vetturinen in Berührung gekommen, und habe mich nie zu beklagen gehabt. Sie sind nicht ohne eine gewisse Listigkeit, es machte mir aber Vergnügen, sie darin zu beobachten, und ihren Plan zu zerstören, was mir immer gelang. Oft hatte ich Reisegefährten, die vor Zanken nicht zu Tische kamen und sich dann bleich und entsetzt zu den kalten Schüsseln setzten, und den Appetit

verloren hatten; meine Weise war der ihren entgegengesetzt, und ich habe nie eines Vetturins wegen meine Mahlzeit aufgeben müssen. Aber ich genoss auch den Vortheil, bei meiner ersten Reise nach Italien mit einem Kaufmann aus Florenz den Weg zu machen, den ich in dem Umgange mit Vetturinen nicht ohne Nutzen studirte. Die Preise von Botzen bis Verona sind mit rückkehrenden Vetturinen folgende: bis Trient fünf, höchstens sechs Zwanzigkreuzerstücke, von da bis Roveredo zwei, höchstens drei, von dort bis Verona zwölf bis fünfzehn für einen Sitz in einem Wagen, den man sich vorher zeigen lässt, um seinen Platz selbst zu bezeichnen.

Sind keine rückkehrenden Gelegenheiten vorhanden, und man ist genöthigt, besondere anzunehmen, so muss man freilich mehr bezahlen; doch wird selten oder nie dieser Fall eintreten, da es auf der ganzen Strasse an lebhafter Concurrenz nie mangelt.

Wir hatten zwei Plätze bis Botzen für eilf Gulden in einem schönen Mailänder Wagen bereits erhandelt, als uns zwei Künstler aus Norddeutschland beweisen wollten, dass wir zu viel bezahlt hätten. Ein Vetturin hatte sie und ihr Gepäck bis Roveredo für den Preis von vierundzwanzig Zwanzigern, das sind neun Gulden sechsunddreissig Kreuzer, übernommen. Die Reise währte drei volle Tage, und müsste nach dem oben angezeigten, geringsten Satze mehr als sechzehn Gulden kosten. Sie brüsteten sich damit, als Neulinge einen so günstigen Handel geschlossen und einen Vetturin überlistet zu haben. Ich wusste aber aus Erfahrung, dass ein Vetturin, nach Umständen zwar sehr billig fährt, jedoch nie aus seiner Tasche die Reisekosten bestreitet, und machte sie daher darauf aufmerksam, sich vorzusehen. Sie lachten und sagten, es sey ein ehrlicher Kerl, aber sie hätten streng die Vorschrift ihres Reisehandbuchs befolgt, dem Vetturin stets die Hälfte seiner Forderung abzuhandeln, und er hätte sich das gefallen lassen; ich hätte aber bedeutend zu viel bewilligt. Nach dem Abendessen nahmen sie Abschied, weil sie um halb vier Uhr aufbrechen mussten, diess war die Bedingung ihres Vetturins; ich reiste mit

dem meinigen erst um fünf Uhr ab, und war doch sicher bis Sterzing oder Mauls zeitig genug ins Nachtquartier zu kommen.

Als der Hausknecht am andern Morgen mich zu wecken kam, brachte er mir Grüsse von den beiden Künstlern. „Nun, sind sie mit dem Vetturin ohne Streit weggekommen?“ fragte ich. „Sie sind gar nicht weggekommen,“ erwiderte der Hausknecht, „aber sie lassen Sie grüssen und werden beide nun mit Ihnen reisen. Sie haben den Rücksitz bei Ihrem Mailänder genommen.“ Nich lange darauf suchten mich die beiden Herren auf und erzählten mir: ihr Vetturin sey zwar zur rechten Zeit gekommen, habe aber erklärt, dass er nicht fahren könne, und wollte das Handgeld verloren geben. Damit beruhigten sich aber die Reisenden nicht, und da der Italiener zu schimpfen und fluchen begann. und sagte, es sey schändlich von ihnen, für solchen Preis fahren zu wollen und seine Unwissenheit zu benützen, um umsonst nach Italien zu kommen, da er zum ersten Male in diesem Lande sey; so ging einer der beiden Reisenden auf die Polizei und verlangte, dass man den Kerl zwingen solle, und erzählte den Fall. Ein Polizeidiener erschien und stellte den Italiener zur Rede, der nun zu weinen begann, und endlich gestand, dass er einer englischen Familie seine vier Pferde bis Rom für hundert Napoleonsd'ors vermiethet habe, und da man seinen Schaden und Ruin ja nicht verlangen werde, er unmöglich für neun Gulden diese Herren nach Roveredo fahren könne. Er wolle ja gern die Capara verlustig gehn, und sie könnten dann mit dem Mailänder abschliessen. Diess gab der Gerechtigkeit einen Wink, und nach einigen Debatten musste der Vetturin selbst mit dem Mailänder die zwei Plätze accordiren, und ihm bezahlen, was er verlangte, und die Herren behielten die Capara obendrein. Er war mit allem zufrieden. Der Polizeibeamte aber ermahnte die beiden Reisenden, in Zukunft vorsichtiger zu seyn, da sie in Italien in ähnlichem Falle nicht so leicht ihr Recht durchsetzen würden, der übermässig wohlfeile Preis ihnen aber sogleich hätte anzeigen sollen, dass er sie bloss aus

Speculation angenommen habe, um — wenn er noch mehr Passagiere erhielte — sie zu behalten, wo nicht, sie auf irgend eine Weise los zu werden. Mit der englischen Familie hatte es aber seine Richtigkeit. „Je grösser der Spitzbube," brummte unser Mailänder zwischen den Zähnen, „desto glücklicher ist er. Er wird reich bei diesem Handel."

Als die beiden Herren zu uns einstiegen, hatte sich der wortbrüchige Vetturin eingefunden, ein bildhübscher grosser Mensch, in gelbledernen Beinkleidern, hohen Stiefeln, der grünen Manchesterjacke, und dem rothseidenen Halstuche, die Haare glänzend schwarz, und in langen, gedrehten Locken, unter dem schief aufgesetzten Hute hervor hängend. Er war die Höflichkeit selbst, und that hundert kleine Handreichungen, „Ah, Sie haben mich unglücklich machen wollen, das war nicht recht!" murmelte er kopfschüttelnd, indem er gleichsam schmerzhaft lächelte und die weissen Zähne wies. Dann warf er den Schlag zu, und die braune Hand auf demselben, trabte er eine kurze Strecke neben dem Wagen, sah nach den Rädern, dem Hemmschuh, rief unserm Kutscher einige Verhaltungsregeln und den Pferden einige Liebkosungen zu, nahm von uns höflichen Abschied, wünschte uns die glücklichste Reise und lief dann zurück.

So sind diese Leute! der Vetturin glaubte nicht im geringsten Unrecht zu haben und fand den Vergleich ganz in der Ordnung. Ein deutscher Kutscher hätte es wohl nicht gewagt, die Reisenden anzuführen; wenn diess aber doch als möglich angenommen wird, so ist es nicht denkbar, dass er sich zum Vergleiche auf diese Weise verstanden haben würde, noch weniger aber würde er mit den Reisenden freundlich gewesen seyn; selbst der englischen Familie hätte er kein heiteres Gesicht gezeigt, und vor allem würden die armen Pferde seine üble Laune haben entgelten müssen.

Ich hielt diesen kurzen Beitrag zur Charakteristik der Vetturine nicht für überflüssig, da sie auf dem Wege nach Italien eine allerdings bedeutende Rolle spielen, und sich selbst die vornehmsten Familien jetzt ihrer

bedienen. Ich begegnete oft reichen Engländern, die mit Vetturinen reisten, und die Herzogin von Leuchtenberg hatte nicht nur ihre sämmtlichen Wagen von Vetturinen fahren lassen, sondern ihnen sogar ihre und ihres Gefolges Beköstigung bis München in Accord gegeben. Der Vetturin forderte in jedem Gasthofe das Nöthige und handelte darum mit den Wirthen auf das genaueste, die darüber laute Klage erhoben, da sie ja doch nur durch solche Reisende, wenn sie einigen Aufwand machen, einen erlaubten grösseren Gewinn zu erzielen im Stande sind. —

Kaum waren wir aus dem Triumphbogen, als unser Mailänder abstieg, seine Manchesterjacke auszog und in ein blaues Hemde fuhr, dann zu Fusse ging und mit seinen Pferden eine lebhafte Conversation begann, wobei er ihnen allerlei zärtliche Namen gab. Diess thun die Vetturine gewöhnlich bei der Abfahrt.

Der Triumphbogen, der hier zwischen der hübschen Neustadt und der Vorstadt Wiltau errichtet ist, zeigt auf der einen Seite die Embleme der Freude und des Glanzes, weil er zum Andenken der Anwesenheit der Kaiserin Maria Theresia errichtet wurde; auf der andern Seite jedoch sieht man die Attribute des Schmerzes und der Klage, weil während dieses Besuches der Kaiser von einem plötzlichen Tod ereilt wurde. — Dieser Bogen ist 1765 errichtet worden. Unter den Medaillons die seine Seite, nach Süden hin, schmücken, ist das der nachmaligen Königin von Frankreich, Maria Antoinette, als Erzherzogin bemerkenswerth.

Sobald man die letzten Häuser der Vorstadt hinter sich hat, geht es merklich bergauf, und man befindet sich am Fusse des Berges Isel, wo zweimal blutige Schlachten, während der letzten Insurrection, statt gefunden haben. Ein Blick zurück zeigt uns Innsbruck auf eine wahrhaft reizende Weise. Man versäume nicht, sich danach umzusehen. Auch Abends ist der Anblick überraschend, wenn die vielen hundert Lichter sich im Thale zeigen und im klaren Inn widerspiegeln. Vom Gipfel des Isel gelangt man sogleich zum Fusse des Schönbergs, der steilsten Höhe, der ganzen Strasse. Ein unangenehmer Weg, den

die meisten Reisenden zu Fusse zurücklegen, um es den Pferden leichter zu machen. Man unterlasse dann aber nicht, sich nach dem Fusspfade zu erkundigen, der den Weg um ein Beträchtliches abkürzt. Auf der Höhe übersieht man das liebliche Stubaythal mit seinen Gletschern; ein herrlicher Anblick, den man aber bald wieder verliert. Von hier wird die Gegend einförmig und uninteressant. Man kann getrost sein Schläfchen machen, denn man versäumt nicht das Geringste. Diess ist das Wippthal, welches von der Sill durchströmt wird, die vom Brenner herabkommt. Schlafend kommt man durch Mattrei und hält in Steinach, einem freundlichen Orte, wo der Vetturin füttert. Auf der Post ist es sehr gut, aber auch die andern Gasthöfe sind lobenswerth. Hier fanden wir grosse Gesellschaft, denn mehre die Strasse fahrende Vetturine und Kutscher waren eingekehrt. Man merkte auf den ersten Blick, dass man sich Italien nähere. Fast alles sprach Italienisch. Es waren einige Kapuziner da und viele Weltgeistliche, im gewöhnlichen Leben geistliche Herren genannt. Die grosse Kellnerin auf der Post, mit dem sanften, freundlichen Gesichte, hatte alle Hände voll zu thun.

Hier in Steinach wurde Tirol's grösster Maler, Knoller geboren, das Haus seiner Eltern ist mit einer goldenen Inschrift auf grauem Marmor bezeichnet. Er brachte fast sein ganzes Leben in Italien zu, und war Director der Kunstschule in Mailand. In der Kirche sind drei schöne Altarblätter von ihm, welche es verdienen, von den Reisenden gesehen zu werden.

Hinter Steinach kommt man zu dem Dorfe Staflach am Fusse des Brenners, dessen Gipfel sich mehr als 6000 Fuss über dem mittelländischen Meer erhebt. Die Strasse führt bequem über einen Sattel des Berges bis zu dem etwa 4000 Fuss hoch gelegenen Wirthshause. Der Weg über den Brenner ist nicht interessant: an schönen Aussichten gebricht es gänzlich, weil von beiden Seiten waldbewachsene Höhen befindlich sind. Die Temperatur wird merklich rauh, und im Herbst und Frühjahr sind hier Schneegestöber nicht selten. Das Wirthshaus auf

dem Brenner, wo zugleich die Post ist, zeigt keine einladende Seite. Ueberall Schmutz, die Mahlzeit nicht erlesen und dabei sehr theuer. Man thut besser, in Steinach, wenn es gleich noch etwas früh seyn sollte, seinen Mittag zu halten, und hier, wo die Pferde ausrasten müssen, Kaffee zu trinken. Der Gebirgsee, unweit des Posthauses, am südlichen Abhange, soll treffliche Forellen besitzen, die weit und breit ein grosses Renommée erlangt haben. Ich kann die Wahrheit nicht bestätigen, da ich hier zweimal mit zwar kostbaren, aber nicht vorzüglichen Forellen bewirthet worden bin.

Eine grosse, gedruckte Karte verkündet die Merkwürdigkeiten und Naturwunder, die man von hier aus in wenigen Stunden erreichen kann, als da sind Ferner, Wasserfälle und dergleichen. Ich glaube nicht, dass wissbegierige Reisende sich von diesen Verheissungen hier zurückhalten lassen werden; ich bin nie in den Fall gekommen, und rathe aufrichtig zur Weiterreise.

Wie ich im Herbste 1833 von Venedig nach München zurückkehrte, nahm ich in Botzen den Eilwagen, um den mir genugsam bekannten Weg so schnell als möglich zurückzulegen. Wir waren über dreissig Personen, welche in sechs Wagen fortgebracht wurden, die, mit Ausnahme der zwei eigentlichen Eilwagen, auf jeder Station wechselten. Wenn schon diess die Reisenden nicht in den besten Humor versetzte, so war es noch mehr das grobe Betragen eines Postbeamten aus Padua, der eines Privatgeschäftes wegen mitreiste, und die Stelle des Conducteurs einnahm, sich aber ganz unrichtiger Weise Postdirector * titulirt wissen wollte, und dabei keine der Obliegenheiten des Conducteurs erfüllte.

Wir kamen in stürmischer Nacht auf dem Brenner an, und da es hier an guten Wagen fehlte, so wurden wir zu zehn Personen auf einem sogenannten Zeiselwagen eingepfercht, den ein Bauer kutschirte, und diess saubere Fuhrwerk sollte für einen Eilwagen gelten. Kaum

* In Padua gibt es keinen Postdirector.

waren wir eine halbe Stunde gefahren, als wir ein Rad verloren, und nun die Aussicht hatten, in Finsterniss, Sturm und Schnee eine gute Stunde zu warten, bis der Bauer zum Posthause zurückgeritten seyn würde, um uns ein anderes Rad zu holen. Wie wir das Ding aber näher besahen, so zeigte sich, dass der Nagel vorzustecken vergessen worden war. Schimpfen und Fluchen half hier nichts; der Nagel musste gesucht werden. Ich ging indess mit meiner Frau voraus, in der Hoffnung, der Wagen würde uns bald eingeholt haben. Er holte uns aber nicht ein, und wir machten fast die ganze Station, bei dem schlechtesten Wetter und Wege, zu Fuss. Ich konnte mich nicht enthalten über das Postwesen in diesem Theile der österreichischen Monarchie, dessen Mängel ich durch eigene Erfahrung so ziemlich kennen gelernt hatte, vor der ganzen Reisegesellschaft meine Meinung auszusprechen, und schloss mit den Worten: „Ich wollte lieber mit einem Tartar nach Constantinopel reiten, als jemals wieder einen Tiroler Eilwagen besteigen.“ Mein Zorn hatte übrigens seinen guten Grund, und die andern Reisenden schienen ihn zu theilen, wenn sie ihn gleich nicht eben so laut äusserten. Ein junger Mann, der ganz still geschwiegen hatte, gab mir den Rath, ich möchte bei der Oberpoststelle in Wien meine Beschwerde einreichen und den sogenannten Postdirector aus Padua verklagen. Ich erklärte ihm aber, dass ich weder das Postwesen in Tirol verbessern wolle, noch glauben dürfe, auf diesem Wege etwas dazu beitragen zu können, dass ich aber meine Meinung darüber offen sagen und die herrliche Einrichtung gebührend loben würde. Der junge Mann schwieg. — Als ich später nach Innsbruck kam, um einige Wochen daselbst zu bleiben, musste ich einer Aufenthaltskarte wegen zum Polizeicommissär gehen. Ich war überrascht, in ihm jenen jungen Mann wieder zu finden. Er nahm mich sehr freundlich auf, gedachte unsers Abenteuers auf dem Brenner, und bot mir einige französische Zeitungen zu lesen an, die so eben angekommen waren, und die man dort zu Lande nur sehr schwer erhalten kann. Ich aber merkte mir den Fall, und nahm

mir vor, in Zukunft, selbst bei Unannehmlichkeiten solcher Art, meine Zunge im Zaume zu halten. Man kennt weder die Personen, die im Eilwagen uns gegenüber sitzen, noch weniger aber die Beamtenpflicht eines k. k. Polizeicommissärs, der — was das äussere Benehmen betrifft — unter allen Polizeibeamten der Welt gewiss als der höflichste und gebildetste obenan gestellt werden muss. Diess ist in allen Provinzen des Kaiserstaats — so weit ich sie kenne, und das ist von den Gränzen Polens bis an das adriatische Meer — überall der Fall. —

Vom Posthause des Brenners kommt man an den See, wo die guten Forellen seyn sollen, der aber nur von kleinem Umfang ist; dann gelangt man zu einem einsam gelegenen Bade, wo arme Landleute der Umgegend Hülfe suchen, und von hier geht es den Brenner abwärts nach dem alterthümlichen Sterzing, mit den spitzen Dächern, den weiss angestrichenen Häusern und den langen Dachrinnen, wenn gleich nicht jene fabelhaften Ungeheuer aus Metall daran zu erblicken sind, von denen Mercey spricht, der so französisch-naiv war, die blanke Heraldik der Wirthshäuser an der Strasse nicht zu verstehen, und für alte, gnostische Zierrathen zu halten. Hier „zum Nagerl“ findet man einen Gasthof, der wohl einigermassen mit denen in der Schweiz rivalisiren kann. Die grösste Reinlichkeit, die beste Küche und eine artige Bedienung findet man hier. Die Zeche ist dabei nicht unmässig, und das hat der Tiroler Gasthof vor den Schweizern voraus. — Die Höhen rechts führen zum Jaufen, von wo man nach St. Leonhard in Passeyr steigt. An dieser Stelle haben blutige Gefechte im Jahr 1809 statt gefunden.

Da es noch früh am Tage war, so blieben wir in dem einladenden Nagerl diessmal nicht, dessen junge, hübsche Wirthin, mit dem dunkeln, südlichen Gesichtchen, mit unserm Vetturin recht geläufig italienisch sprach.

Wir wollten noch an diesem Abende Mauls erreichen. —

Die Eisack, die uns von der Höhe des Brenners begleitete, und dem ganzen Thale bis Botzen den Namen gibt, hat ihr Bett in Felsen gewühlt, die hier ziemlich nahe zusammenrücken. Es ist ein wilder, tosender Strom — ich konnte, als ich ihn das erste Mal sah, mir Immermann's malerische Verse nicht aus dem Sinne schlagen:

Die Brücke lag in Trümmern, und die Eisack,
Von wildverschränkten Todtengliedern starrend,
Sprang, wie ein rasend Unthier, über's Schlachtfeld. —

Er musste sie gesehen haben, als er das dichtete. —

Eng, von hohen Bergen umgeben, sahen wir endlich Mauls vor uns, unser heutiges Nachtquartier. So unansehnlich das Dorf uns schien, so freundlich lag der reinliche Gasthof mit seinen grünen Sommerläden, seinen Erkern und seinem reich vergoldeten Schild an der Strasse. Wir hatten seit Steinach nichts gegessen, und waren daher hungrig; aber schon in einer Stunde war der Tisch gedeckt und mit so vielen dampfenden Speisen besetzt, dass noch einmal so viel Gäste sich reichlich daran sättigen konnten. Wir hatten in der Vorhalle decken lassen, da der Abend sehr schön war; und da sahen wir denn, wie die tüchtige Wirthin commandirte und alle Mägde hin und her liefen, um unsere Mahlzeit zu bestellen. Es machte uns Vergnügen, diese Geschäftigkeit zu beobachten, und die Reinlichkeit, die bei allen diesen Handtierungen herrschte, freute uns und erhöhte unsern Appetit noch um ein Bedeutendes. Nachdem wir eine reichliche Mahlzeit und ein treffliches Dessert, wie wir es in einem Dorfe nicht vermutheten, eingenommen hatten, machten wir uns auf eine tüchtige Zeche gefasst, die wir auch gern für diese Bewirthung entrichtet haben würden. Am andern Morgen erhoben wir uns gestärkt von dem reinlichen und bequemen Lager, tranken reichliche Schalen Kaffee, und assen geröstete Butterschnitten dazu, und unsere Rechnung betrug — einen Gulden sechs Kreuzer für den Kopf. Ich bemerke diess alles so umständlich, weil diess das wohlfeilste Gasthaus ist, das ich jemals auf meinen Reisen angetroffen habe, und ich

daher die wackere Wirthin in Mauls hiemit recht sehr empfohlen wissen will. — Bei schönem Wetter rollten wir fort; das Thal wird bald breiter; man nähert sich der Weinregion; hier beginnt Südtirol, und italienische Lüfte schmelzen schon häufig den Schnee an den Abhängen der Berge, die gegen Mitternacht noch lange damit bekleidet bleiben.

Zweite Abtheilung.

Südliche Thäler.

Erstes Capitel.

Das Eisackthal.

Die Festung des Eisackthals. — Unterau. — Brixen. — Der Mechaniker Tschugmall. — Pusterthal. — Enneberg und die Badioten. — Die Dolomite. — Ritter Prack. — Tizian. — Schiffbarmachung der Eisack. — Klausen. — Der Kuntersweg. — Botzen. — Abusiv-Währung. — Die Kaiserkrone.

Nachdem wir ungefähr eine Stunde von Mauls weg waren, erreichten wir den Platz, wo eine jener Festungen erbaut wird, welche Tirol unüberwindlich machen sollen. Es herrschte eine ungeheure Lebendigkeit hier. Tausende von Ameisen, von denen jede sich mit einem Strohhälmchen abmüht, machten ungefähr den Eindruck, den diese armen Kroaten auf mich hervorbrachten, welche einen Berg in Stücke zerlegten, und ihn in möglichst kleinen Fragmenten hinwegtrugen, während Andere Thürme unter und über der Erde erbauten, Gräben zogen und Wasserleitungen anlegten, indess wieder Andere Baracken von Holz aufführten, und Küchen, Waschhäuser und Backöfen darin, um den täglichen Bedürfnissen jener bauenden Menge bauend wieder abzuhelfen. Das Ganze glich den alten Bildern vom Thurmbau zu Babel. Man hält hier gewöhnlich still, steigt aus, und macht einige hundert Schritte, um sich die Sache in der Nähe anzusehen. Wer eine Empfehlung an einen der leitenden Ingenieure sich in Innsbruck verschaffen konnte, wird alles umständlich bewundern dürfen; wer diess versäumte, oder wer für den Festungsbau nicht eben eine grosse Neigung hat, muss sich ohne Empfehlung damit begnügen, die Werke über der Erde zu betrachten, da ihm der Eintritt in die Souterrains nicht gestattet wird.

Mehr als der Bau selbst interessirte mich die Campagne-Wirthschaft der Mannschaft und Officiere; ein Anblick, den man während dieses zwanzigjährigen Friedens wohl zu den Curiositäten zählen kann, und der mich zwar an eine trübe und unruhige Jugend erinnerte, die aber doch als Jugend immer ein angenehmes Gefühl in mir erweckte. Was man in dieser Art während grosser Lustlager zu sehen bekommt, ist hiemit nicht zu vergleichen; dort ist alles nur Schein, ein Theaterspiel *à la Franconi;* hier ist es mindestens halber Ernst. Es wird ein Werk aufgeführt, das trotzender wie Felsen, vernichtender wie Lawinen werden soll; ein künstlicher Bau, regelmässig und glatt, der den schroffen, unregelmässigen Felsen ringsumher, ihm an Grösse so weit überlegen, die Stirne bieten wird. Tausende von Arbeitern graben, schaufeln, sprengen Felsen, behauen Steine, schleppen und karren. Aber ein kriegerisches Werk verläugnet seine Natur selbst mitten im Frieden nicht. Die Arbeiter, die es schaffen, erkranken und sterben zu Hunderten. Regen, Hitze, Wein, Wasser, Obst, alles ist ihnen verderblich; was die Ruhr verschont, rafft das Fieber hin, und wer diesem trotzt, wird von dem Felsblock erreicht, den die Mine in die Luft sprengt. Jede werdende Festung umgibt schon ein weiter Kreis von Leichen, welchen spätere Belagerungen, wie sie jetzt geführt werden, nur wenig vermehren. Man sagte mir, Brixen habe durch den Festungsbau an Leben gewonnen; ich fand den Tod darin, der sich in den vielen Spitälern recht widerlich breit machte.

Wer Abends nach Unterau kommt, das hart am Wege, nur wenig von dem Bauplatz entfernt liegt, wird durch den Anblick, der sich ihm darbietet, noch mehr überrascht werden. Zwar ruht die Arbeit ringsum; dafür regt sich aber Leben in der kleinen, sehr bevölkerten Stadt von Holz, die das Werk umgibt. Die Thüren stehen überall offen, und man gewahrt prasselnde Flammen, um die sich Gruppen gelagert haben, schwarz anzusehen, da die beleuchtete Seite sich dem Feuer zuwendet. Alles, was sie unternehmen, hat den Anschein des

Grottesken, und man kann Stunden lang dastehen und das ruhigste Familienleben, wie das seltsamste Abenteuer anstaunen, da die Leute doch nichts Anderes thun, als waschen, kochen, Kleider putzen, Kinder wiegen oder dergl. Aber Nacht, Ferne und grelle Beleuchtung üben einen mächtigen Zauber. Im geräumigen Wirthshause zu Unterau ist auch ein tolles Treiben, und wer, wie ich, einst in den Fall kommt, hier ein Nachtquartier zu suchen, kann von Glück sagen, wenn er angenommen wird. Das obere Stockwerk haben Officiere im Beschlag, in den untern Räumen wird Wallensteins Lager, zwar nur im Kleinen, aber doch besser als auf unserm ersten Theater aufgeführt. Der Dunstkreis ist mit Knoblauch, Zwiebeln, Branntwein und dem Rauche des schlechtesten Regietabaks geschwängert; steigt man die Treppe hinauf, so wird der Tabaksgeruch etwas edler, und Punschdampf ersetzt die Stelle des Branntweins; Knoblauch und Zwiebeln bleiben aber unverändert. Ich habe schon gesagt, dass hier kroatische und illyrische Truppen hausen, und die Vorliebe für „ein Rostbratel,“ mit jenen Ingredienzien gewürzt, wird erklärlich. Die Wirthin sitzt im Hause unten, schreit mit den Mägden und schreibt auf; der Wirth muss den Soldaten drinnen zu trinken geben; die Kellnerinnen haben alle Hände voll mit den Officieren oben zu thun. Ich glaube, der Wirth in Unterau hat den reellsten Profit bei der Sache. In der hölzernen Barackenstadt fehlt es jedoch auch nicht an einer Restauration und einem Kaffeehause, wo es munter zugehen soll, und wohin ich von einem der Herren eingeladen wurde, die in unserm Schlafzimmer bei unserer Ankunft soupirten. Sie unterhielten sich auf Deutsch, das sie jedoch mit einem slavischen Accent aussprachen, und ihre Unterhaltung bezog sich auf den Reichthum der slavischen Idiome. Sie beschleunigten ihre Mahlzeit, wie es schien aus Rücksicht für uns, und liessen sich ihren Punsch in ein anderes Zimmer tragen, indem sie uns höflich gute Nacht wünschten. Wir waren ihnen für diese Schicklichkeit sehr verbunden, und suchten durch Oeffnen der Fenster und eine reiche Libation kölnischen Wassers jede

Spur ihrer Anwesenheit zu vertilgen. Allein vergebens! Noch andern Morgens hafteten die Düfte des kroatischen Nachtmahls an unsern Kleidern, und ein frischer Wind, der vom Brenner blies, befreite uns erst nach und nach von dieser lästigen Begleitung.

Wo das Thal eine schöne Bucht bildet, von grünen Höhen eingeschlossen, und das rauhe Steinbette der wilden Eisack einige Wiesenpolster zu beiden Seiten annimmt, haben die alten geistlichen Fürsten von Brixen ihre Residenz gebaut. Sanct Cassian gründete dieses Bisthum schon um 360. Erst 1802 wurde es zu Tirol geschlagen. Es soll 17 Quadratmeilen mit 26,000 Seelen gezählt haben. — Brixen wird von den Italienern *Bressanone* genannt. — Die Luft wird hier mit einem Male so mild, dass der erste Wein gedeihen kann, Nuss- und Castanienbäume die Strasse einfassen und die Häuser beschatten. Das frischere Grün und die anmuthigere Formation des Baumschlags, der sich hier in rundern, gleichvertheiltern Massen dem Auge darstellt, bringen einen freundlichen Eindruck auf das Gemüth hervor, und wir sahen Brixen, das vor uns lag, recht viel Südliches, ja wohl gar Italienisches an, obgleich es seinen ächt deutschen Charakter keineswegs verläugnen kann. So geht es uns mit unsern Täuschungen; sie haben ihren Quell lediglich in unserer Stimmung, und wir tragen diese auf die ausser uns liegenden Gegenstände über. Die zwei schwarzen, mit hellstrahlenden goldenen Kreuzen versehenen Thurmspitzen der fürstbischöflichen Pfarrkirche geben dem Stadtprospect allein ein gutes Ansehen. Sogleich bei der Einfahrt überzeugt man sich, dass Brixen ein unsauberes, schlechtgebautes und eben so gepflastertes Städtchen sey. Man findet in der Domkirche einen sehenswerthen Christus von Schöpf, dem Schüler Knollers, und einige Stücke von Christoph Unterberger, der in Rom lebte und dort unter dem Namen *Christoforo* gekannt ist. Im Jahre 1080 wurde hier das Concil gehalten, auf dem Gregor VII. abgesetzt wurde. — Unweit der Post ist ein Kaffeehaus, wo man schnell bedient wird, und wo die Passagiere des Eilwagens gewöhnlich einzukehren pflegen. Der erste

Gasthof ist aber „zum Elephanten," ein weitläuftiges und unregelmässiges Gebäude, wo man eine gute Zeche zu machen versteht. Auf der ganzen Fronte des Hauses ist ein Elephant mit seinen Führern und Begleitern in hellen Farben abgemalt, um, wie die Inschrift besagt, die Erinnerung an den ersten Elephanten zu erhalten, welcher am 2. Januar 1551 in dieser Stadt gesehen wurde. Der Maler war von dem Anblicke des Ungeheuers zu sehr überrascht, und muss daher seinem Pinsel einige Ausschweifungen gestattet haben, denn ich kann mich nicht überreden, dass seit den dreihundert Jahren die Elephanten sich so merklich verändert haben sollen.

Der jetzige Fürstbischof von Brixen, ein Herr von Galura, soll ein gelehrter, aber strenger Mann seyn, der sehr wohlthätig ist, und Hülfsbedürftigen, zur Ausbildung ihrer Talente, kräftige Unterstützung angedeihen lässt. Der bekannte Mechaniker Tschugmall, dessen niedliche Automaten fast in ganz Deutschland gekannt sind, erzählte mir, dass er von diesem Mäcen bedeutende Summen erhielt, um seine Versuche zu machen, da ihm alle weitere Anleitung fehlte. Er ist aus dem Unterinnthale gebürtig und lernte zuerst das Tischlerhandwerk. Dann machte er die Freiheitskämpfe unter Hofer mit, und trug ehrenvolle Wunden davon; seine Hütte wurde niedergebrannt, und er verlor all sein Hab und Gut. Hierauf zog er in die Gegend von Brixen und lebte viele Jahre, ich glaube sieben, als Kohlenbrenner in einem wilden Bergwald, abgeschieden von aller Welt, und übte sich darin, bewegliche Figuren hervorzubringen, womit er sich in Gedanken schon seit frühester Jugend beschäftigte, da eine unwiderstehliche Lust ihn dazu antrieb. Mit den ersten, unvollkommenen Versuchen begab er sich zum Fürstbischof, und es gelang ihm, dessen Aufmerksamkeit zu erregen, und seine Theilnahme für sich zu gewinnen. So wurde er nach und nach ein geschickter Mechaniker und ein Mann, der sein Fach versteht, und sich auch über viele Dinge, die hineinschlagen, eine zureichende Belehrung zu verschaffen gewusst hat.

Man pflegt sich nicht in Brixen aufzuhalten, sondern

gleich nach Botzen die Reise fortzusetzen. Wer jedoch einen Abstecher in das Pusterthal machen will, muss, ehe er noch Brixen erreicht hat, von Unterau, an den neuen Festungswerken vorbei, die schöne Strasse einschlagen, die er links an den Bergen sich hinziehen sieht.

Eine Partie durch das ganze Pusterthal ist nicht sehr belohnend, und unangenehm wird es, dass man den Weg zweimal machen muss, der bis Lienz, an der Gränze von Kärnthen, der östlichsten Stadt Tirols, in einem weiten Bergkessel, an Isel und Drau, ziemlich weit und langweilig wird. Das Thal gehörte bis 1500 den Grafen von Görtz. Dann fiel es an Oesterreich, als Graf Leonhard ohne Kinder starb, und wurde 1511 Tirol einverleibt. Es ist reich an Getreide, und ernährt auf seinen Alpen eine grosse Menge des schönsten Viehs. Der reizendste Punkt ist bei Bruneck, dem Hauptort, am Zusammenflusse der Mühl und Rienz, einem freundlichen, wohlhabenden Städtchen, in dessen Nähe sich die Bäder Winkel und Baumwald befinden, wo sich der Reisende, dessen Zeit nicht eben sehr bemessen ist, mit mannichfaltigen Excursionen in eine anmuthig malerische Gebirgsgegend, einige Tage wird unterhalten können. Kurz vor Bruneck liegt St. Lorenzen, und von hier aus lässt sich jedoch eine Taur unternehmen, die schon des Interessanten mehr bietet und von keinem Reisenden versäumt werden sollte. Es gilt einem Besuche bei den Badioten, wie man die Bewohner des Thales Enneberg gewöhnlich zu benennen pflegt.

Das kleine Enneberg (auch Abteithal), das wie das nachbarliche Gröden, zu dem wir später gelangen, seine eigenthümliche, wenn gleich von dem Grödnerischen, wiederum sehr abweichende Sprache hat, heisst in dieser: *Marò*, lateinisch: *Marubium*, von *Mons Mariae*, dem ältesten Wohnsitz und der ersten Seelsorgkirche dieser Bergbewohner. Gegen Abend trennen es die Landgerichte Gufidaun und Kolfuschg (*Colfusco*) von dem Thale Gröden. Hier erblickt man zum ersten Male Tirols erhabenste Eigenthümlichkeit, die es vor der Schweiz und Savoyen voraus hat, seine wunderbaren Dolomitgebirge.

Nichts gibt dem merkwürdigen Land einen so ausserordentlichen Charakter als diese. In keinem andern Gebirg ist Aehnliches gefunden worden. Dolomieu beobachtete sie zuerst im Jahr 1789, und beschrieb sie am 30. Januar 1791 an *La Peyrouse* von Malta aus. Es sind hohe, weisse, zackige Felsen, die aus dem Innern der Erde vulcanisch emporgehoben wurden. So sind alle vom Vesuv ausgeworfenen, sogenannten Kalksteine eben solcher Dolomit, wie auch die weissen Blöcke, die sich häufig am Albanersee bei Rom mitten unter Peperin vorfinden.

Leopold von Buch hat über diese merkwürdige Erscheinung höchst wichtige und eben so interessante Forschungen angestellt. Jeder, der zum ersten Male die Dolomitgebirge erblickt, wird sich seltsam überrascht fühlen. Bald sind es Obelisken, Thürme, oder glatte Wände, die sich senkrecht viele tausend Fuss hoch über die andern Gebirge erheben. Gewöhnlich sind sie blendend weiss; manchmal sehen sie gefrornen Wasserfällen gleich. Die Klüfte in diesen Gebirgen sind den Zerberstungen ähnlich, wie man sie am Kalkstein in ausgebrannten Kalköfen sieht; man glaubt in den ungeheuern Herd eines solchen Ofens versetzt zu seyn. Diese Kette erstreckt sich zwischen Enneberg und Gröden in das Fassathal, wo es am Blackkofel und Rosengarten, bei einer Höhe von 9 bis 10,000 Fuss, seine grossartigsten Schönheiten entfaltet. Dann findet sich der Dolomit, wenn auch nicht mehr in diesen überraschenden Formationen, in dem ganzen südlichen Alpenstocke bis zum Gardasee herrschend vor. Der ganze Boden von Enneberg ist vulcanisch und verläugnet seine Natur keinen Augenblick. Er ist in einer fortwährenden Bewegung begriffen. Ueberall bildet sich Gerölle in wulstähnlichen Massen, und über Nacht sieht man oft starke Bäume, durch die Gewalt der Bewegung von einander gerissen, Felsen getrennt, die früher zusammen hingen, und bodenlose Schluchten dazwischen. Trotz dieser Gefahren, die täglich drohen, und sicher einmal diess Thal dem Untergange weihen, ist es von zahlreichen und sehr fleissigen Menschen bewohnt, die den Boden lieben, den sie in

steter Lebensgefahr bebauen, und ihn mit keinem andern vertauschen möchten. In St. Vigil (*Plang da Marò*) erinnert ein, nach jedem Abendgeläute, wiederholter Glockenanschlag, dass diess auf Kalkgrund lagernde Dorf schon zweimal, vor uralter Zeit, durch Ablösung des ihm nordwestlich liegenden Kalkgebirgs Nachts begraben wurde. Und die frommen Leute hören den schaurigen Glockenton, sprechen ihr Abendgebet und legen sich ruhig nieder — aber einst wird der Morgen tagen, wo der Fels auf ihnen ruhen wird, und sie keine Warnung mehr vernehmen werden, und Kirchthurm und Glocke und freundliche Wohnungen sind dann verschwunden, und alles zeigt nur eine Stätte grässlicher Ruinen. — Ein so wunderbarer Boden musste mannichfaltige Sagen gebären, und wirklich fehlt es auch hieran nicht.

An der Gränze des Ampezzaner Thales liegt der berüchtigte *Sasso di Stria*, oder der Hexenfelsen, von dem man Dinge wie vom Brocken erzählt. Man nennt ihn jedoch auch *Sas de Glatscha*, im Badiotischen, weil er vormals einen Gletscher getragen haben soll. An dem Bache der Wilden — *Ru da Ganna*, *ganta*, *bente ganna*, ein wildes Weib, auch eine grosse Ratze — soll einst ein Geschlecht wilder Halbmenschen gehaust haben, die wahrscheinlich aus der Begattung des Teufels mit den Hexen entstanden waren, wie sich auch in andern Gegenden eine ähnliche Sage erhalten hat.

Auch seinen eigenthümlichen Helden hat diess Thal, der seiner Abenteuer wegen berühmt ist, und dessen Leben Stoff für Novellisten böte. Es war der Ritter Franz Wilhelm Prack zu Asch, der in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts lebte, und am 7. Februar 1682 durch seine Erbfeinde, die Kolzen, Vater und Sohn, getödtet wurde. Er soll als trefflicher Bogenschütze berühmt gewesen seyn. Einst sah er aus seinem Fenster zu Asch die beiden Kolzen aus dem hohen Plajeswalde heranreiten. Die Entfernung war ungeheuer, er aber wollte sein Müthchen an ihnen kühlen. Er ergreift seinen mächtigen Bogen, drückt ihn ab, und sein Pfeil streift richtig den Sattelknopf zur grossen Bestürzung des Reiters. —

Als er mit den Ampezzanern in Fehde lag, machte er einem schönen Fräulein auf dem Schlosse Beutelstein den Hof. Der Weg zu ihr hin führte über rauhes Gebirg. Diess benützen seine Feinde und tragen die Brücke über einen Abgrund von zweitausend Fuss Tiefe ab, um ihm den Rückweg abzuschneiden. Von „süsser Lust glühend," kommt der Ritter heran; die furchtbare Schlucht gähnt vor ihm, hinter sich sieht er die Feinde; es schien ihm keine Wahl zu bleiben. Da zieht er sein starkes Ross mächtig zurück und drückt ihm den Sporn in die Seiten; es setzt über. Mit den Vorderfüssen haftet es am jenseitigen Felsen, und die Hinterfüsse arbeiten sich glücklich an der Wand hinauf. Jetzt ist er gerettet. Er steigt ab und küsst dem edeln Rosse die Füsse, in Gegenwart der erstaunten Feinde, und reitet dann, sie laut verspottend, weiter. —

Für geübte Bergsteiger ist der Weg in diess Thal am besten auf folgende Weise zu machen. Von St. Lorenzen; im Pusterthal, geht man über Saalen, Placken, Zwischenwasser oder S. Maria, Hof und St. Vigil. Von hier in das Rauhthal auf die herrlichen Hochalpen *Fodaravedla* und Senes links, und Gross- und Kleinpfannes rechts, dann bei St. Casseirn an den Ursprung der Gader, und über die Alpe Valparola, am Hexenfelsen vorbei, nach dem Schloss Andraz, an der Gränze von Tirol. Von hier erstreckt sich ein wildes Hochgebirge bis nach Belluno hin. Ueber *Campolongo* geht man zurück nach Corvara, und von dort dem Hauptweg und der Thaleslänge nach in das Pusterthal.

Im *Campolongo* findet sich eine künstlerische Reliquie vor, die man hier nicht vermuthen sollte. Tizian wurde auf seiner Winterreise durch diess wilde Gebirge im Widum * zu *Colle di St. Lucia* aufgehalten, mancherlei Gefahren wegen, die auf dieser Strasse in solcher Jahreszeit nicht selten sind. Für die gastfreundliche Aufnahme malte er ein kleines Frescobild auf die äussere Mauer hin. Es stellte den Tod mit der Sense vor, alle Zeichen

* Pfarrwohnung.

irdischer Grösse sammelnd. Später wurde das Bild übertüncht. Vor mehren Jahren schickte ein Genueser Maler einen seiner Schüler her, um es untersuchen zu lassen. Dieser versuchte es zu reinigen, liess aber weinend davon ab, mit der Versicherung, Tizians Pinsel sey unverkennbar. Ein Fuss des Todes und einige Kronen sind alles, was jetzt gesehen wird.

Das Thal besitzt auch Heilquellen zu *Val d'Ander* und *Rumungs lungs.* *

Von Bruneck steigt das Pusterthal mächtig hinan, und erreicht auf dem Toblacher Feld eine Höhe, die nur um tausend Fuss weniger als der Brenner beträgt, mithin ungefähr 5000 Fuss. Hier liegt das freundliche Innichen, wenn gleich in einer rauhen Gegend. Bei Toblach zieht sich die neue, merkwürdige Kunststrasse über Ampezzo nach Venedig, die jedoch von den Reisenden bis jetzt noch wenig benützt wird, obgleich sie eine der herrlichsten in Europa genannt werden darf, und voll der erhabensten Naturscenen ist. ** Ausserdem liegen in der Nähe von Toblach zwei der besuchtesten Bäder Tirols, Maystatt und Prags, die besonders gegen Podagra und Gliederkrankheiten sehr gerühmt werden.

Man könnte vom südlichen Ende des Enneberg über Colfusco nach Gröden gelangen, und erreichte so die Botzener Landstrasse, nach einem Marsche von einigen Tagen bei Deutschen. Diess wäre aber ein sehr anstrengender und zum Theil gefährlicher Weg, zu dem wir nicht rathen können. Wir ziehen es daher vor, von Bruneck wieder zu Wagen nach Brixen zurückzukehren, und von dort auf der Poststrasse die Reise nach Botzen fortzusetzen. —

Nachdem der militärische Lärm des Festungsbaus hinter Brixen plötzlich abbricht, erregt bald eine andere,

* S. im 5. und 6. Bde. der Zeitschrift des Ferdinandeums mehr über dieses Thal.

** Die Strasse von Ampezzo wurde zur unmittelbaren Verbindung des Freihafens von Venedig mit Deutschland angelegt und ist 12 Meilen kürzer, als die über Verona.

nicht minder bedeutende Thätigkeit unsere Aufmerksamkeit. Es sind diess die Unternehmungen jener italienischen Compagnie, welche Strassen anlegt, Flüsse schiffbar macht, und auch den Brixener Festungsbau in Accord nehmen wollte, welches jedoch die Regierung nicht zulässig fand. Jetzt hat sie die bedeutenden Waldungen gekauft, die am Fusse des Schlerngebirges stehen, um sie zu fällen und nach Venedig zu transportiren. Sie wird den ganzen Strich lichten, mit Ausnahme jener Stämmchen von einer gewissen Dimension, welche zum Nachwuchs stehen bleiben müssen. Das zerrissene, steinige Bett der Eisack wird nun durch Schleusen, Wehre und Dämme für die Flössung hergerichtet, und sechszehn Sägemühlen verarbeiten die gefällten Baumriesen. Diese Werke, mit den Hütten der Arbeiter, grösstentheils Italiener, die darin mit ihren Weibern und Kindern leben, verleihen diesem rauhen, schauerlichen Thal eine eigenthümliche Bevölkerung; sonst zog sich hier nur die Poststrasse neben dem Flusse hin.

So sehr man dem Unternehmungsgeiste dieser Italiener Gerechtigkeit widerfahren zu lassen geneigt ist, so will man hier zu Lande die Uebung, dergleichen öffentliche Arbeiten in Entreprise zu geben, nicht eben gut heissen. Die Unternehmer trachten gewöhnlich reich dabei zu werden, und das Geschaffene hält selten die Probe aus. Selbst der grossen Strasse über das Wormser Joch wird in dieser Hinsicht nicht viel Gutes nachgeredet. Sie würde gewiss solider und zweckmässiger von der Regierung angelegt worden seyn, als dieses von der italienischen Compagnie geschehen ist. Bei diesen Werken an der Eisack haben mehre Weingutsbesitzer eine Cautionsleistung von den Unternehmern verlangt, weil sie durch das Eindämmen des reissenden Wildbachs an einigen Stellen Gefahr für ihre Reben besorgen. Jene haben sich indessen zu nichts verstehen wollen.

Bei Klausen verengt sich das Thal auf eine überraschende Weise. Es ist eine Klause (chiusa di Bressanone), welches so viel wie Engpass bedeutet. Im Mittelalter wurde es Clausina, auch Clusium genannt. Die Häuser

des Ortes bilden eine lange, schmale Strasse am Ufer der Eisack, und von dem Felsen oben blickt ein malerisches Gemäuer mit einem hübschen Thurme darauf nieder; es ist das Benedictiner-Nonnenstift Seben, darunter liegt ein Capuzinerkloster, welches die Wittwe Carls II. von Spanien gestiftet hat, worin dem Fremden einige interessante Gemälde und andere Merkwürdigkeiten gezeigt werden. Gegenüber auf der Höhe zeigt sich das stattliche Schloss, Griesbruck. Es ist recht angenehm, an einem schönen Tage, im Garten hinter dem Gasthause, in dem offenen Schiessstande seinen Mittag zu halten. Man wird gut bedient. Die Forellen sind vortrefflich; aber der Botzener Wein muss hier von dem Fremden stark gewässert werden.

Ich gebe diese Vorsichtsmassregel für alle jene Wirthshäuser an der Strasse an, wo man nicht mit ziemlicher Sicherheit voraussetzen kann, in Hinsicht des Weines von Botzen aufrichtig bedient zu werden. Dieser Wein ist nämlich bald zuträglich, bald nachtheilig für die Gesundheit, und sogar die Eingebornen jener Gegend machen an sich selbst diese Erfahrung. Alle Höhen geben trefflichen und gesunden Wein; der Wein der Ebene hingegen kommt jenem an Kraft und Feuer nicht gleich, und ist auch bei weitem nicht so gesund. Der weisse, herbe, wird gewöhnlich dem rothen, süsslichen vorgezogen, und nicht für so hitzig gehalten. Wer Wein von Terlan oder Siebeneichen fordert, wird gewiss zufrieden seyn, und kann sich, ohne Nachtheil zu befürchten, dem Vergnügen überlassen, ein gutes Glas Wein zu trinken.

Hinter Klausen zieht sich die Strasse an schauerlichen, zerbröckelten Felsenwänden hin, die zum Theil darüber hereinhängen. Am jenseitigen Ufer streben sie aus dem Flusse gerade in die Höhe und lassen dem kleinsten Stückchen Anbau keinen Raum. Diess ist der sogenannte Kuntersweg, der nach anhaltenden Regengüssen nicht ohne Gefahr zu passiren ist. Sehr oft lösen sich grosse Steine von den Massen los, und stürzen donnernd auf die Strasse. Einst fuhr ich mit dem Postwagen gegen Morgen von Botzen ab. Es hatte lange Zeit geregnet

und gestürmt. Plötzlich hält unser Postillon, steigt ab und führt die Pferde am Rande der Strasse hin, und wie wir den Kopf zum Schlage hinauslegen, gewahren wir ein ungeheures Steinfragment mitten darauf, welches fast den ganzen Raum einnimmt. Der Postillon versicherte, vor zwei Stunden des Weges gekommen zu seyn, ohne etwas davon gesehen zu haben, es war also vor kurzem erst herabgefallen; hätte uns — wären wir früher aufgebrochen — treffen können, und konnte auch jetzt noch von andern Stücken gefolgt werden. —

Ein Bürger zu Botzen, Heinrich Kunter, erhielt 1315 von König Heinrich die Bewilligung, einen neuen Weg, am Fusse des Rittens, längs der reissenden Eisack durch die Felsen zu sprengen. Zum Fonds des Unternehmens wurde ihm die Errichtung eines Zolles bewilligt.

Auf den Höhen, welche den Kuntersweg zu beiden Seiten einschliessen, befinden sich die herrlichsten Gegenden von Tirol. Wie oft machte ich früher diesen Weg, und glaubte die schauerliche Armuth hier unten am Wege sey alles, was Tirol dem Reisenden biete; wie Viele ziehen jetzt noch diese Strasse und wähnen, sie kennten Tirol, und die Höhe der Felsen, die sie mit ihrem Auge erreichen, sey die Höhe dieser Gebirge. Oben aber, auf diesem riesenhaften Gestelle breiten sich Hochebenen mit Feldern, Gärten und schönen Dörfern und Weilern aus; oben rinnen Flüsse und Bäche, und darüber hinaus ragen ungeheure Hörner und Spitzen, um die sich die Alpentriften mit ihren Blumen herumziehen, die sonnigen Matten, die tiefdunkeln Wälder, und die schimmernden Gletscher. Das oben ist Tirol, hier hängen Thäler an Thäler von den Bergen nieder, wie ein ununterbrochenes Netz, bis zu den Thalebenen der Etsch, der Piave und der Brenta hin. Nur die tosende Eisack zerreisst diess Netz, indem sie sich ihre Bahn durch das bröckelige Gestein des Kunterweges bricht. Und gegen Nordwesten dehnen sich diese Hochthäler bis zum Inn aus, der mit seinen grünen Wellen ihren malerischen Rand bespült.

Westlich vom Wege tragen die Felsen die prachtvolle Rittner-Alpe, zu der man sechs Stunden zu steigen

hat, und von wo man den Glockner, Orteles, Solstein und Baldo erblickt. Im Osten prangt die Wunderwelt der Dolomite, von denen hie und da schon eine Spitze sichtbar wird.

Unterhalb Deutschen am Steg zeigt sich nach Osten der breite Rücken des Schlern, des schönen Dolomitberges, dessen Hörner von hier jedoch noch nicht gesehen werden können. Nördlich davon zieht sich die bewachsene Seite der Seiser Alpe hin. Der Weg stürzt sich, mit gleicher Heftigkeit, dem Strome nach in die Tiefe. Die starre Unfruchtbarkeit zu beiden Seiten weicht nun einem spärlichen Anbau; unter alten, dicken Castanien stehen weisse, niedliche Häuser auf den Abhängen, in terrassirten Absätzen breitet sich Weinlaub darum her. So sind wir länger als eine Stunde immer bergab gefahren; endlich scheint sich die Schlucht in ein Thal zu münden.

Bei einer Wendung sehen wir Botzen, und mit jedem Schritte gewinnt die Landschaft nun an Reiz. Ein weiter Thalkessel zeigt sich, umgeben von hohen Bergen, die bis zur Spitze oft mit Dörfern prangen, und mit Weinpflanzungen und unzähligen weissen Wohnhäusern wie besäet sind. Dazwischen liegen Wallfahrtscapellen, Calvarienberge und Kirchen. Der Boden ist ganz mit Wein bedeckt, der an schrägen Latten dachförmig hingezogen ist. Den Weg schliessen zu beiden Seiten Mauern ein. Eine italienische Sitte, die uns nun fortwährend bis zur Lombardie hinabbegleitet. Aber auch die ersten Cypressen sieht man hier, deren schwarze Farbe grell von dem südlichen Himmel Botzens absticht.

Wir haben das eigentliche Südtirol nun erreicht. Eines der schönsten Länder der Erde, von hohen Gebirgsrücken nach allen Richtungen durchzogen, von Gletscherketten eingefasst, mit unzähligen Schlössern, bewohnt oder in Trümmern, mit Städten und Dörfern, Klöstern und Kircken bebaut, verbunden durch Wege und Steige, Strassen und Saumpfade, die bald der üppigste Anbau, bald die Schauer der erhabensten Natur

umgeben; und diese Strassen und Pfade alle säumt wiederum eine ununterbrochene Reihe von Heiligenbildern und „Bilderstöckeln“ (Votivtafeln) ein, zum Theil bekleidet, mit Haartouren und durch Wunden grässlich entstellt, und je schrecklicher anzusehen, desto heiliger verehrt, und mit Blumen, Mais und Aehren behängt. Und zwischen diesen leblosen, wenn gleich sprechenden Erscheinungen wandeln jene alten italienischen Flüchtlinge, die einst unter Rhätus sich hier ansiedelten, getheilt zwischen Arbeit und Gebet, voll glühender Liebe für ihr Land, ernst und stolz auf ihre Berge und den Namen Tirol! — *

Wer in der Kaiserkrone in Botzen (ital. Bolzano), absteigt, kann sich dem beruhigenden Gefühle überlassen, sich in einem der besten Gasthöfe der Welt zu befinden. Die sorgsamste Aufmerksamkeit, eine zuvorkommende Höflichkeit, ein ausgezeichneter Tisch, die Küche nach der oberdeutschen Weise, eine Gesellschaft, worin die ungezwungenste Heiterkeit herrscht — diess sind die Vorzüge dieses Hauses. In den Zimmern zeigt sich zwar Reinlichkeit, jedoch ohne Eleganz; die Preise sind dafür aber auch mässig. Man geniesst hier des Vortheils der sogenannten Abusiv-Währung, was für den Reisenden wohl zu beachten ist. Nach dieser gilt der Zwanziger, fünfundzwanzig Kreuzer, der Kronenthaler 2 fl. 48 kr. etc. Ein Jeder ist verpflichtet, nach diesem Curse zu rechnen; diess beschränkt sich jedoch nur auf Botzen und seine nächste Umgebung. Der Reisende sehe zu, ein Zimmer nach der östlichen Seite zu bekommen; die Aussicht ist dort herrlich. Vor sich erblickt er den „Rosengarten,“ eine Reihe röthlicher Dolomitfelsen im Fassathale, die sich zur Zeit des Sonnenuntergangs wahrhaft zauberisch

* Tirol zählte im Jahr 1835, 813,408 Einwohner, und zwar in den einzelnen Kreisen: Roveredo 106,479, Trient 183,268, Botzen 107,072, Brunecken 100,736, Schwatz 127,242, Imst 92,438 und Bregenz 96,173.

darstellen, und unter sich den ersten, ächtsüdlichen Garten, der zwar nur klein ist, aber mit Citronen und Orangen, Feigen, Granatäpfeln, Weinlauben und zierlichen Wasserkünsten prangt.

Zweites Capitel.

Botzen.

Der Dom. — Oeffentliches Leben. — Bauart. — Flüsse. — Botzener Zelten. — Die Einwohner. — Sommerfrische. — Erdpyramiden bei Lengmoos. — Trachten. — Eppan. — Siegmundskron. — Gries. — Moritzing. — Gewitterläuten. — Burg Greifenstein. — Jenesien. — Sarnthal. — Theater - Anekdoten.

Hier haben wir wieder ein Standquartier erreicht, von wo wir Ausflüge machen werden. Die Stadt selbst ist an sich nicht sehr bedeutend, aber die Gegend ist es mehr, und lädt jeden Tag stets zu neuen, interessanten Genüssen ein.

Die Merkwürdigkeiten in Botzen selbst sind bald in Augenschein genommen. Die Domkirche ist zwar nur klein, aber in reinen Verhältnissen aufgeführt, und der Thurm, ganz von zierlich gearbeiteten, behauenen Steinen, macht einen guten Eindruck. Es ist ein Strassburger Münster *en miniature.* Das Dach der Kirche ist mit überglasten Ziegeln von verschiedenen Farben gedeckt. Ausser dieser Kirche besucht man den unweit davon liegenden Gottesacker, hinter dem sich besonders schöne, grüne Berge erheben, davon der eine der Calvarienberg ist. Der Platz, an dem die Kaiserkrone liegt, ist reinlich und regelmässig, daran stösst der freiere Domplatz, und auf diesem kleinen Raume liegen drei Kaffeehäuser, vor denen man schon auf südliche Weise, unter dem Zeltdache, sitzt und trinkt, raucht und die Zeitungen liest. Ausserdem ist noch eine ziemlich lange Strasse erheblich, die mit Bogen eingefasst ist, worunter Kaufläden befindlich sind. Das Uebrige ist unregelmässig und grösstentheils schmutzig. Besonders ist diess in jener Gegend der Fall, wo der zweite Gasthof „zum Mondschein," gelegen ist.

Dort wohnt der gewerbtreibende Theil der Einwohner, der hier schon anfängt, seine Verrichtungen auf der Strasse zu treiben. Kupferschmiede hämmern in grossen, offenen Hallen, Lichtgiesser und Seifensieder lassen ihren stinkenden Qualm in die Strasse hinausströmen, Schneider und Schuster sitzen arbeitend unter der geöffneten Thür ihres Ladens, Barbiere und Friseure dessgleichen, und eine Unzahl von Wäscherinnen fand ich manchmal, die jeden Vorübergehenden mit ihrer Lauge zu verbrühen droheten. Diess öffentliche Leben, das uns hier zum ersten Male aufstösst, überrascht zwar, jedoch vermag es nicht sehr zu unterhalten. Eine andere, erfreulichere Ueberraschung gewährt die Bauart der Häuser, die zwar nicht italienisch genannt werden kann, wie einige Reisende berichtet haben, sondern dem südlichen Tirol ganz eigenthümlich ist. Mit dem Raum ist dabei nicht mit grosser Gewissenhaftigkeit umgegangen worden. Es sind gewöhnlich weite Hallen oder Säle, um welche sich die Zimmer reihen; das Dach ist offen, und die sogenannte Lichthaube wölbt sich darüber. Diess ist ein zweites, leichteres Dach, auf schlanken Säulen, das über der Oeffnung schwebt, so dass von den Seiten Licht und Luft, obschon auch Schnee und Regen ins Innere des Hauses fallen können. Botzen liegt nur noch 1094 Fuss über der Meereshöhe, sein Thalkessel ist aber ganz von hohen Bergen umschlossen, und der einzige Luftzug aus dem Norden, der durch das Etschthal zieht, streicht an Botzen seitwärts vorüber. Daher ist die Hitze während des Sommers oft unerträglich, und die leichteste Kleidung belästigend. Im Winter hingegen machen die etwas hohe Lage und die Umgebung der Berge aber auch wiederum ihre Rechte geltend, und es ist hier kälter, als in manchen nördlicher gelegenen Gegenden des Landes. Der Talferbach, aus dem Sarnthal kommend, fliesst an der Stadt vorüber. Er ist wild und verheert oft die Gegend, der Eindämmungen spottend. Er fällt in die Eisack, die eine Stunde unterhalb Botzen sich mit der Etsch verbindet. — Die Einwohner sind gewerbsam und zeichnen sich durch verschiedene Fabricate aus. Zu den

weit und breit beliebtesten können die Botzener Zelten füglich gezählt werden, ein Backwerk aus Feigen, Pignolen, Mandeln und andern Südfrüchten, das sich in dem ganzen österreichischen Staate neben den Linzer Torten das grösste Renommée erworben hat.

Die Deutschen fand ich an den Gränzen immer am liebenswürdigsten. Sie nehmen einen gewissen Anstrich der fremden Nationalität an, der sie wohl kleidet. So finden wir an den hiesigen gebildeten Einwohnern, die noch ganz deutsch sind und es auch seyn wollen, eine leichte italienische Tinte, die ihrem Charakter wahrlich nicht zum Nachtheile gereicht. Denn zwei Stationen von hier hört Deutschland auf, und Italien fängt an, wenn auch nur Italienisch Tirol. Ich glaube, dass Botzen, von allen tirolischen Städten, unbedingt die heiterste Gesellschaft besitzt. Ich lernte sie zur Zeit der Sommerfrische kennen, aber man sagte mir an anderen Orten, dass diess nicht als Massstab gelten könne, weil man hier ungezwungener und vereinter lebe, als zu andern Zeiten des Jahres. In Botzen selbst will man das nicht wahr haben. So lebten sie das ganze Jahr, behaupteten sie, und sprachen dabei von Bällen, Theater und andern Vereinen im Winter, und luden mich mit grosser Artigkeit ein, dort zu bleiben und daran Theil zu nehmen.

Für das Theater findet sich hier grosse Liebhaberei, und sie sprechen von den mittelmässigen Truppen, die den Winter über hier zubringen, mit grosser Zufriedenheit. Der Schauspielsaal mit drei Logenreihen ist elegant decorirt und befindet sich in der Kaiserkrone; eben so das Museum, mit seinen Lesecabinetten, und einem schönen Tanzsaale.

Mit dem Anfange des Sommers, der in den verschiedenen Thälern zu verschiedenen Zeiten eintritt — in Botzen ist es in der zweiten Hälfte des Junius der Fall — fängt überall die Sommerfrische an. Dann zieht Jeder, dem es nur immer möglich ist, auf die Höhe, die ihm am nächsten liegt, um der Hitze drunten zu entfliehen. Besonders wird diese Luftveränderung den Frauen und

Kindern angerathen. Und wenn es auch nur auf acht oder vierzehn Tage wäre, die Sommerfrische müssen Alle halten. Die Botzener ziehen dann zu Pferde die steilen Berge hinan, die nach Oberbotzen und dem Ritten führen, wo eine bedeutende Anzahl freundlicher Häuser und guter Gasthöfe alle Bequemlichkeiten des Lebens bieten, die in solcher Höhe zu finden wirklich überraschen. Hier oben herrscht nun die angenehmste Geselligkeit. Man lebt heiter beisammen, und jedes Ereigniss wird zum Feste. So oft es den Männern in der Stadt die Geschäfte erlauben, besuchen sie ihre Familien auf dem Berge, und bringen stets Gäste, welche die freundlichste Aufnahme finden, und neue Freuden mit. Wer noch nie in solcher Höhe diese Genüsse mitfeierte, kann sich schwerlich einen Begriff davon machen. Es ist der Glanzpunkt in dem Leben des Städters in Tirol, und dieser Reiz wirkt so mächtig in ihm fort, nach Jahren, in der Entfernung, dass er den Gedanken daran nicht aufgeben kann, und ihn befriedigt, sobald es die Umstände ihm nur gestatten wollen. Ich kenne Tiroler, die in andern Provinzen des Kaiserstaates angestellt sind, und die Reise in ihr Vaterland machen, um hier die Sommerfrische zu halten. Ein Beamter in Venedig, der seine Villa an der Brenta, gleich den Andern haben könnte, reist alljährlich ins Etschthal, um auf einem der höchsten Berge zu einem schönen Hause äusserst mühsam hinanzuklimmen, das er sich dort mit grossen Kosten erbauen liess. Hier verlebt er einige Wochen mit seiner Familie und einem Kreise von Freunden, die er alle auf das freigebigste bewirthet. Eine solche Sommerfrische ist sehr kostspielig, weil die Lebensmittel mit grosser Mühe hinaufgetragen werden müssen, und weil eine weitausgedehnte Gastfreundschaft immer damit verknüpft seyn muss, die sich auf viele Personen und viele Tage erstreckt, wenn man in jenen Regionen nicht vor Langerweile umkommen will. Diess sind aber nun einmal Tiroler-Liebhabereien. —

In Botzen dominirt der Kaufmann. Die Stadt war einst für den Handel sehr bedeutend, und wenn diess

auch nicht mehr der Fall ist, so gibt's doch noch reiche Häuser genug hier. Im Ton und in der Lebensweise herrscht Ungezwungenheit und Comfort, wie diess Jeder kennt, der in Handelsstädten lebte. Die Tischgesellschaft in der Kaiserkrone bestand aus vielen der angesehensten Einwohner, deren Familien in der Sommerfrische lebten. Es fehlte nicht an den mannigfaltigsten Einladungen; bald war es ein Ball, bald ein kirchliches Fest, oft ein Pikenik oder ein Spazierritt in ein benachbartes Thal. Auch waren stets in diesen Kreisen aufheiternde Elemente, und eine liebenswürdige Gutmüthigkeit trat dem Fremden überall ermunternd entgegen. Der Eindruck ist nicht zu beschreiben, wenn man nach einer Gebirgstour von 3 bis 4 Stunden, steil und hoch, an schwindelnden Abgründen vorüber, in einer Höhe von 4000 Fuss Straussische Ländler vernimmt, und geputzte Damen in wehenden Gazekleidern und Herren in schwarzen Fracks dazu tanzen sieht; und wie dann in später Nacht die Ballgesellschaft mit dunkelrothen Flambeaux ihren Rückweg antritt, höher steigend oder sich in Klüfte verlierend, gleich Kobolden und Gnomen. Bedeutender noch wirkt aber in diesen Regionen ein feierlicher Kreuzgang, nebst Gebet und Predigt im Freien. Die Herren und Damen in modischer Tracht, das geputzte Landvolk, die flatternden Fahnen und krachenden Böller, und tief unten die Eisack und die Poststrasse daneben, wie ein weisses Band, und der Eilwagen, wie ein kriechender Käfer, und darin sitzen Leute, die ihre Blicke nur 500 Fuss hoch senden, und dabei sich einbilden, Tirol kennen zu lernen. — Die Erdpyramiden bei Lengmoos und St. Ottilia auf dem Ritten, gelten für eine Merkwürdigkeit, die der Fremde gewönhnlich hier oben zu besuchen aufgefordert wird. Für den beschwerlichen Weg dahin wird er aber nicht entschädigt werden. An beiden Seiten des Finsterwildbachs steigen aus dem Walde unzählige kolossale Erdstöcke, dichtaneinander gereiht, empor. Sie bestehen aus einer thonichten, röthlich gefärbten Porphyrerde, deren weichere Theile durch Regen fortgeschwemmt wurden. Oben auf einer jeden dieser sogenannten Pyramiden

befindet sich ein grosser Stein oder ein mächtiger Fichtenbaum, die jener eben zum Schutze dienen. Entreisst sie ihnen der Zufall, so stürzt die ganze Herrlichkeit zusammen. Aehnliche, wenn gleich kleinere Pyramiden und in geringerer Anzahl, sieht man hinter dem Schlosse Tirol bei Meran, ohne sich die geringste Mühe desshalb geben zu dürfen.

Herr Mages, der damalige Bürgermeister von Botzen, war nicht nur ein sehr höflicher und einnehmender Mann, sondern von einer umfassenden Kenntniss der Geschichte und Verhältnisse seines Vaterlandes. Ganz besondere Aufmerksamkeit wird hier der Armenpflege gewidmet, und es macht einen erfreulichen Eindruck, in Botzen nicht von Bettlern belästigt zu werden.

Die hässliche Kopfbedeckung der Frauen, die gestrickten wollenen Mützen, fängt hier an zu verschwinden, und man sieht dafür eine Haube von schwarzem Flor oder eine Pelzkappe, und vor allen den schönen, breitkrämpigen, hellgrünen Hut, der besonders gut zu Gesichte steht. Von Trachten erblickt man, besonders an Sonntagen, ein buntes, erfreuliches Gemisch, da hier fast jedes Thal seine absonderliche Farbe und nebenher noch manche andere Eigenheit in der Kleidung zeigt.

Eine angenehme Spazierfahrt machten wir nach Eppan. Man nähert sich den malerischen Porphyrwänden der Mändel oder *Mendola*, und gelangt durch ein enges Defilé bei St. Pauls nach dem fruchtbaren Mittelgebirge, welches mit Wein und edeln Südfrüchten überdeckt ist, und eine fast ununterbrochene Reihe von hübschen Wohnungen zeigt, die sich viele Stunden weit erstrecken. Ein Streifzug in diese Regionen wird sehr befriedigen, da man jeden Augenblick auf neue Schönheiten stösst, und oft in so heimliche, traute Thäler geräth, die reich und glücklich zu seyn scheinen, ohne von der übrigen Welt mehr zu wissen, als diese von ihnen. Die Ruine der Burg Hohen-Eppan beherrscht das ganze Etschthal bis Meran, und gewährt selbst einen Blick darüber hinweg

ins Passeyr. Auf der andern Seite sieht man die Gebirge von Trient. Hinter Eppan erhebt sich der hohe Calvarienberg, von dem man ebenfalls eine sehr reiche Aussicht hat. Man sieht über ein reich angebautes Thal, zu den fruchtbaren Höhen, die jenseits der Etsch in das Fleimserthal (*Val di Fiemme*) führen, und die erhabene Felsenmauer, die es vom Fassathale (*Val di Fassa*) trennt. Der hohe, finstere Berg gegen Süden ist das Grimmerjoch, und das weisse Gebäude ist das Kloster Weissenstein, eine Wallfahrt. Zu dieser Partie wünsche ich einem jeden gleichgestimmten Bewunderer der Natur einen Gewitterhimmel mit fliegenden Wolken; das schwarze Grimmerjoch und das glänzende Kloster machte in einer solchen Beleuchtung einen erhabenen Eindruck. Auf dem Mittelgebirge, worauf wir uns jetzt befinden, wächst ein guter Wein, den man in Botzen „Ueberetscher" nennt, und der einige Stunden abwärts, in der Gegend von Kaldern und Tramin, an Güte noch bedeutend gewinnt und zu den besten Weinen Tirols gehört.

Im Nachhausefahren besahen wir uns die Ruinen von Siegmundskron, vom Herzog Siegmund erbaut, der Tirol mit einem Kranze der schönsten und herrlichsten Burgen umgab, wovon ein Theil noch bewohnbar ist. Siegmundskron liegt auf einem bewaldeten Hügel, den man bequem hinauffahren kann. Hier war es, wo Herr Inglis sein Abenteuer *à la Don Quixote* bestand. Wir fanden dort nichts als ein Pulverdepot und einige Invaliden, die es bewachen.

Gries, fast mit Botzen zusammenhängend, und einer Vorstadt gleich zu betrachten, hat die schönste Kirche in Tirol, die einige sehenswerthe Frescobilder besitzt. Hier lebte noch vor Kurzem ein Bauer, der in seiner Jugend sein Mädchen verloren hatte, in stillem Wahnsinne. Er ging gewöhnlich die ganze Nacht umher, und wer nicht von ihm wusste, mochte wohl erschrecken, wenn der grosse, bleiche Mann ihm entgegentrat. Er that aber Niemand etwas zu Leide, sondern grüsste bescheiden und ging still vorüber. Wenn man ihm Geld anbot, so nahm er wohl einige Kreuzer, weil er nichts zu leben hatte,

mehr schlug er jedoch aus. Mit diesem Gram im Herzen ist er gestorben. Ein Ritter Toggenburg in der Tiroler Jacke! Man findet Grosses, Tiefes, Zartes, alles bei diesem Alpenvolke! — Von hier kommt man nach Moritzing, welches eine sehr anmuthige Lage hat.

Das Gewitterläuten, das in ganz Tirol noch immer statt findet, und durch kein Verbot der Behörden abbestellt werden kann, hat in Moritzing zu einem merkwürdigen Einschlag Veranlassung gegeben. Die Bewegung der grossen Metallmasse in freier Luft zog den Blitz herbei, und die Leute, welche den Strang handhabten, so wie der Glockenstuhl, verbrannten, dann drang der Strahl durch das Gewölbe, zersprengte eine eiserne Thür, hob das Altarbild heraus und warf es zur Erde, löschte die ewige Lampe aus, durchlöcherte das Messbuch und verschwand nun, ohne weitere Spur zu hinterlassen.

Dieser Fall, und einige andere, die sich fast zur selben Zeit zutrugen, erregten wohl die Aufmerksamkeit der Bauern, die aber desshalb doch nicht ihr Gewitterläuten einstellen wollten. Sie bestiegen zwar den Thurm nicht mehr, sondern stellten sich weit davon, aber hinter einer Art von Erdwall hielten sie einen langen Strick mit beiden Händen, um die Glocke zu bewegen. Dieser Strick ward nun zum Leiter, und der Blitz erschlug Einige ohne alle Umstände hinter ihrer Verschanzung. Trotz dieser mannichfachen, ernsten Warnungen wird mit dem thörichten Gebrauche fortgefahren.

Unweit von Moritzing erblicken wir eine Burg, die eben so in der Geschichte des Landes eine Rolle spielt, als wegen ihrer Lage unsere laute Bewunderung in Anspruch nimmt. Man begreift nicht, wie es möglich war, auf diese Felsennadel ein Gebäude zu kleben, das Jahrhunderte dort oben sich zu halten vermag. Jetzt ist es nur noch eine schauervolle Ruine, die von kühnen, verwegenen Thaten den Thalbewohnern erzählt, und zu der man — nach Aussage der Landleute — nicht mehr hinaufgelangen kann. Es ist diess die Burg Greifenstein, die im ganzen Lande den Namen „Sauschloss“ führt.

Ihre Erbauung geschah in der hohen rhätischen Vorzeit. Früher gehörte sie den mächtigen Grafen von Hohen-Eppan, dann kam sie durch Tausch an den Bischof Salomo von Botzen, der sie aber sogleich weiter zu Lehen gab. Berthold von Greifenstein ward der Gründer eines neuen gewaltigen Hauses, dessen Schild ein aufsteigender goldener Greif im schwarzen Felde war. Später kam die Burg in die Hände der Ritter von Starkenburg. Einer von diesen, Wilhelm von Starkenburg, verübte Raub, Mord und Brand, und ward die Plage der ganzen Gegend. Niemand vermochte es, ihn in seinem Felsenneste anzugreifen, wohin er sich nach seinen Frevelthaten jederzeit zurückzog. Der Bürgermeister von Botzen selbst, Nicolaus Hochgeschoren, erscheint — nachdem ihm der Ritter sicheres Geleit gelobte — als Friedensbote auf der Burg, und sucht einen Vertrag zu begründen. Aber Wilhelm gibt heimlichen Befehl, ihn vom Kofel in den jähen Abgrund zu stürzen, wenn er im Heimzuge begriffen seyn würde. Zehn Bürger Botzens werden hierauf von der Stadt abgesandt, ihren Bürgermeister zurückzufordern, den sie im Kerker vermuthen, aber auf halbem Wege finden sie seinen verstümmelten Leichnam, den sie jammernd heimtragen. Des Ritters Uebermuth und Grausamkeit wuchs nun immer mehr. Ein Italiener, Jacomel mit Namen, hatte sich bei ihm eingefunden, der sich rühmte, er könne auf eine neue Art morden. Dieser war nun sein steter Begleiter auf allen Streifzügen. Die von Botzen belagerten die Veste, und glaubten ihn auszuhungern, er aber liess ein Mastschwein hinabwerfen, wozu seine Knechte ein Hohngelächter auf den Mauern anstimmten, um den Belagerern anzudeuten, dass Vorräthe genug vorhanden seyen. Von diesem Umstande schreibt sich die landesübliche Benennung der Burg „Sauschloss" her. Man hob die Belagerung auf, und Wilhelm fuhr in seinem ruchlosen Treiben fort. Er sandte zwei Mordbrenner nach Meran und Botzen, um diese Städte anzuzünden. Die Geschichte hat ihre Namen bewahrt: Schwarz-Kaspar und Hänsel Weiskopf. — Die ganze Gegend zitterte vor Wilhelm. Da kam Herzog Friedrich ihr zu Hülfe, und

belagerte den Greifenstein zwei Jahre lang. Indessen war Wilhelm selbst bei Nacht und Nebel entwichen und überliess die Vertheidigung seinen Gesellen. Diese ergaben sich endlich; Wilhelm aber hielt sich in einem Winkel des Landes verborgen und trachtete dem Herzog nach dem Leben. Er dingt zu mehren Malen Giftmischer, aber alle seine Versuche scheitern. Um seine folternde Rache zu beschwichtigen, geht er nach Wien, schreit über Gewaltthat und Verletzung des Landbriefs, und fordert Gericht über Herzog Friedrich. Dieser, wie er davon hörte, begab sich auch nach Wien. Seine Abgeordneten und der Ritter Starkenburg stellen sich in der Burg zu Wien vor Gericht. Es ward ein langer Process, den der Starkenburger, trotz seiner Verbrechen und seines Starrsinns gewann, wie es im Urtheil hiess, „auf dass der Eigengewalt, dem allgemeinen Unheil dieser gesetzlosen Zeit, Schranken gesetzt, und die Wege der rechtlichen Ordnung nicht freventlich verletzt würden.“ — Allein Herzog Friedrich leistete dem Urtheil nicht Folge, und blieb im Besitze der Schlösser und Güter der Starkenburger, bis der Tod sie ihm mit dem Leben entriss. Unter seinem Nachfolger, Herzog Siegmund, kam Wilhelm von Starkenburg wieder zu Gnaden, das Schloss Greifenstein blieb aber im Besitze der Tiroler Landesherren.

Der wegen seiner Abenteuer berühmte Tiroler Minnesänger Oswald von Wolkenstein, von dem später die Rede seyn wird, fand auf Greifenstein eine Zuflucht, während ihn Herzog Friedrich verfolgte.

Wer einen etwas beschwerlichen, aber höchst angenehmen Weg machen will, der grösstentheils zu Pferde zurückgelegt werden kann, und woran selbst Damen auf diese Weise sehr gut Theil zu nehmen im Stande sind, der besuche das kleine, höchst idyllische Thal Jenesien und gehe dann über das Mölfner Joch nach Sarnthal. Diese hohen Thäler öffnen sich so glücklich nach Süden, und werden dazu von einem so fleissigen Völkchen bewohnt, dass hier die üppigste Gartencultur von ganz Tirol angetroffen wird. Desshalb trugen auch die Repräsentanten

dieser Thäler, bei der Anwesenheit des Kaisers, die sinnreiche Devise:

„Blumenkohl und Artischocken,
„Hier zum fleiss'gen Anbau locken!" u. s. w.

In Jenesien sind die schönsten Mädchen von Tirol; ihre Tracht erhöht das Zierliche ihres Wuchses. Die Männer im Sarnthale kleiden sich in Roth, welches an Festtagen, wo sie in Masse versammelt sind, einen schönen Anblick gewährt. Auch hier werden Bauernkomödien aufgeführt, gleich jenen, die ich in der Gegend von Innsbruck sah. Ich habe keiner Aufführung beigewohnt, doch wurden mir einige charakteristische Anekdoten von den Sarnthaler Schauspielern mitgetheilt, die ich hier erzählen will.

Zu jener Zeit gab man in Sarnthal den Kampf des heiligen Ritters Georg mit dem Lindwurm. Einer der Zuschauer, ein junger Mann aus Botzen, machte sich den Spass, sich unbemerkt des Lindwurms zu bemächtigen, und ihn ins Wirthhaus zu tragen. Das Stück hatte seinen trefflichen Fortgang bis zu der Stelle, wo der Drache auf der Scene erscheinen soll. Nun entsteht eine Pause; die Acteurs sehen sich verlegen an; man hört ein Hin- und Herlaufen hinter der Scene und vernimmt endlich deutlich die ängstliche Frage: „Wo ischt der Wurm?" — „Wo ischt der Wurm?" schallt es an allen Enden wieder, immer lauter und lauter; „Malefiz! wo ischt der Wurm?" — Das Publicum merkt nun, dass der Lindwurm fehle, und wird unruhig. Da klettert ein kleiner Junge auf's Proscenium und schreit: „I hab's gesehen, der Herr ischt mit ihm durch!" — „Wer ischt mit ihm durch?" kreischt der in Schweiss gebadete Director und Theatermeister, indem er vorspringt. Der Junge deutet stumm auf Jenen, der den Lindwurm fortgetragen hat, und der sich, dem Anscheine nach, sehr zornig erhebt, um seine Vertheidigung zu führen. Es entspinnt sich nun ein weitläuftiger Handel zwischen dem Director und dem Zuschauer, zur ergötzlichen Unterhaltung aller Anwesenden, der endlich dahin endet, dass er ihm „den Wurm," den er für sein Eigenthum erklärt, und der

zufällig dem Entwendeten ganz ähnlich sieht, aus Gefälligkeit zu überlassen verspricht. Man holt das Ungeheuer im Triumph aus dem Wirthshause und pflanzt es auf das Theater hin, und Ritter Georg stösst auf's Stichwort mit seiner Lanze danach, als wenn sich nichts Störendes zugetragen hätte. — Ein andermal wurde eine allegorische Komödie aufgeführt. Der erste Act war zur grossen Befriedigung der zahlreichen Versammlung geendet, und der zweite sollte beginnen, aber der Zwischenact wollte kein Ende nehmen. Das Publicum murrte, da tritt der Director hervor und bittet um Verzeihung, „weil" — wie er sich wörtlich ausdrückte: „das Mensch, das die Tugend machen soll, krank worden ischt." — Bei der Darstellung der Passionsgeschichte schlagen gewöhnlich die Schergen auf den, der Jesus darstellt, so fürchterlich zu, dass der arme Künstler braun und blau wird, und sich kaum fortschleppen kann. Diess geschieht, um die Sache recht natürlich zu machen. Das Schrecklichste begegnete aber der Darstellerin der heiligen Veronica, die — als sie das Schweisstuch hoch empor heben sollte — einen zu herzhaften Griff that, und ihren Rock mit in die Höhe riss, zum grossen Aergerniss der Behörde des Thals, die immer bei diesen Spielen gegenwärtig ist.

Schon oft hatten uns unsere Freunde von den Herrlichkeiten der Seiser-Alpe, des hohen Schlern und des Grödener Thals gesprochen, und wir beschlossen endlich, diese Tour zu unternehmen. Besonders übte das Thal von Gröden eine eigene Macht auf meine Phantasie seit frühester Jugend aus, und mein Blut floss beschleunigter, wenn ich diesen Namen hörte. Ich werde im folgenden Abschnitte die Ursachen erklären, die diese Stimmung hervorriefen und zugleich unsere kleinen Abenteuer dabei aufzeichnen.

Drittes Capitel.

Gröden.

Einleitung. — Aussicht auf der Höhe des Mittelgebirgs. — Völs. — Der Schlern. — Bad Razes. — Burgruine Hauenstein. — Oswald von Wolkenstein. — Seiseralpe. — Sennhütten. — St. Ulrich in Gröden. — Sanct Benedetto. — Die Schnitzarbeiter. — Gebräuche des Thals. — Der zurückkehrende Grödener. — Handelshäuser. — Meine Reisegefährtin nach Innsbruck. — Das Ladinische. — Kastelruth. — Die h. Kümmerniss. — Das Torkele.

Die Spielzeugbuden auf den Jahrmärkten sind den meisten Kindern wohl eben so lieb wie Mährchen. Ihre Phantasie hat dort den weitesten Spielraum, sie sieht mit einem Blick eine bunte eigenthümliche Welt, das ganze Personal jener wundervollen Novellen und Dramen, welche Amme oder Kinderfrau erzählen, und die von grossen, unbekannten Dichtern vor undenklichen Zeiten schon erfunden wurden. Der blanklackirte Reiter auf gesprenkeltem Rosse, der langbeinige Hampelmann am Faden, der König mit der Krone, die Damen ohne Füsse mit der dünnen Taille, die grottesken Nussknacker mit ihren grossen Köpfen und weiten, furchtbaren Mäulern, die Bleimännchen, unförmlich und gnomenhaft, die, immer überpurzelnd, dennoch auf die Füsse zu stehen kommen, die zwerghaften Thiere, die künstlichen, bandförmigen Schlangen, die sich in der Hand winden, und dann jene köstlichen Instrumente, woran man bloss zu drehen hat, um sogleich eine knisternde, zarte Musik daraus hervorzulocken, und den damit verbundenen kleinen Puppen die gelenkeste Bewegung zu ertheilen — wer könnte alle

diese Herrlichkeiten mit kaltem Blut aufzählen? wem fiele dabei nicht sogleich seine Jugend ein — das goldene Reich der süssesten Zaubereien, der holdesten Mährchen? — Alle Museen, die ich später sah, waren nicht im Stande, jene Seligkeit in mir hervorzurufen, die mich erfüllte, wenn ich als Knabe vor der vollen, strotzenden Bude des guten Herrn Vogler stand, der alljährlich zum Johannismarkte meine Vaterstadt zu besuchen kam. Dabei hatte Herr Vogler selbst etwas ganz Ausserordentliches an sich, sowohl in Kleidung als Sprache, und ich konnte nur immer daran denken, wie es wohl in einem Land aussehen müsse, wo alles so voll Spielzeug wäre, wie in des Herrn Voglers Bude, und wo alle Leute so aussähen und sprächen, wie er. Hatte ich einen freien, unbelauschten Augenblick, so trieb es mich zu ihm hin, und während andere Knaben diess und das betasteten, und von ihm rauh und grob angefahren wurden, hielt ich mich stets in ehrerbietiger Entfernung und betrachtete alles mit andächtigen Blicken und stummem Staunen. Dem fremden Kaufmanne war diess aufgefallen, er sprach oft mit mir und ging so weit, wenn der Andrang zur Bude am stärksten war, einen Theil derselben mit der ganzen hölzernen Bevölkerung unter meine Botmässigkeit zu stellen. Ich führte gewissenhafte Aufsicht, fuhr mit einem dicken Fliegenwedel den kecken Burschen über die Hände, die nach diesem oder jenem griffen, und wusste sogar schon die Preise einiger Gegenstände den Käufern anzugeben. Diess Geschäft erfüllte mich mit Stolz, mit Freude, nie noch hatte mich — nach meiner Meinung — eine solche Fülle von Herrlichkeit umgeben! Abends, wenn er zumachte, drückte mir mein trefflicher Freund lächelnd die Hand und lud mich ein, am andern Tage wiederzukommen. — Einmal wollte er mich sogar in ein Weinhaus mitnehmen, hiezu fehlte mir jedoch der Muth; ich entschuldigte mich bei ihm, so gut ich konnte. Bei der Abreise beschenkte er mich mit einigen hübschen Gegenständen seines Museums und sagte, wenn ich einmal nach Gröden käme, so möchte ich ihn fein in Sanct Chrischtein aufsuchen.

Im nächsten Jahre kam er nicht wieder, im folgenden auch nicht; der gute Herr Vogler war sicherlich gestorben. — Ich muss aufrichtig gestehen, dass mir eine Reise nach Gröden damals so stark im Sinne lag, als später eine nach Paris oder Neapel. Und was meine Neugier, diess Land kennen zu lernen, noch vergrösserte, war, dass kein Mensch mir etwas davon zu sagen wusste. Als ich die Campe'schen Reisebeschreibungen las, und darin auf die fernsten Eilande zu wilden Völkern geführt wurde, da dachte ich immer, nun werden wir bald in Gröden landen, dann aber fiel mir Herr Vogler ein, und ich musste bekennen, dass ein so zahmer und liebenswürdiger Mann unmöglich unter Wilden wohnen könne. Dass ich ihn nicht wieder sah, schmerzte mich tief. — Wenn ich später, wie ich es oft gern thue, meine Blicke auf die Vergangenheit lenkte, so stellte sich mir gewöhnlich Herr Vogler dar, in seiner grauen, grünbesetzten kurzen Pekesche und dem grünen Hute, mit dem breiten, von den Blattern zerrissenen Gesichte darunter, und die unverständlichen Worte tönten mir daraus entgegen: Gröden und Sanct Chrischtein.

Meine Lust am Spielzeuge war nun aber schon längst dahin geschwunden, als ich in Botzen von dem erwähnten Ausfluge hörte, den einige lebensfrohe Männer nach dem unfernen Gröden machen wollten. Lange, ernste Jahre waren vorüber gegangen, seitdem ich diesen Namen zum erstenmale gehört hatte, aber ganz unbegreiflich wirkte er jetzt noch auf mich wie ein elektrischer Schlag. Ich bat hastig um die Erlaubniss, mich dem Zug anschliessen zu dürfen, und des andern Tages schon, in frühester Morgenstunde, brachte uns ein Wagen durch den wohlbekannten Kuntersweg nach Steg, einem Oertchen an der Eisack, auf dem halben Weg zur Poststation Deutschen gelegen. Hier wurde Halt gemacht, der Müller lieferte starke Pferde, geübt im Gebirgsteigen, und nun zogen wir den steilen Pfad nach Völs hinan, auf der Höhe des Mittelgebirges, welches die Gegend so weit beherrscht, als es die riesenhohen Dolomitsäulen des Fassathales gestatten wollen. Eine neue Welt erschliesst sich hier den

Blicken, die um so mehr überrascht, als der Reisende, der unten auf der Poststrasse an den kahlen, Einsturz drohenden Porphyrsäulen vorüberfährt, nicht die entfernteste Ahnung davon hat. Eine weite Ebene, von Hügeln durchschnitten, mit Dörfern und Kirchen besäet, von Strassen durchzogen, erblickt man hier oben, und nur hie und da, wo sich ein Wildbach zur Eisack verzweiflungsvoll in die Tiefe stürzt, entdeckt man diese wie ein Silberband, und die weisse Strasse leuchtend daneben, welche jeder ihrer eigensinnigen Krümmungen folgt, und die Einfassung zu beiden Seiten, die überhangenden, zerklüfteten, gesprengten Porphyre, welche den Kuntersweg so berüchtigt gemacht haben, erscheinen von hier oben wie ein zierlich gedrechseltes, rothlackirtes Piedestal, das ein liebliches Spielzeug, eine Landschaft *en relief*, zu tragen bestimmt wurde. — Mit jedem Schritte, den man höher steigt, entwickeln sich auch die Schönheiten des gegenüberliegenden Bergrückens immer mehr und mehr. Wie ein Vorhang rollt es sich vor unsern Augen auf; der Ritten und seine herrliche Alpe, die stattlichen Villen der Kaufherren von Botzen, und darüber hinaus schöne Waldhöhen, und nun die Kette der Mendola und die Berge des Val di Non, der zackige Tobal, die Felsen des Vintschgau und die Gletscher am Orteles, um dessen Haupt allein finstere Wolken lagern. — Diess ist der Weg nach Gröden. Es gelang mir, mich in meine Kindheit hineinzuträumen, und die Wunder der Umgebung wirkten stärker auf mich ein.

Von Völs zieht sich der Weg sanft bergan; man geht am Fusse des Schlern * hin, dessen Rücken, sanft gewölbt, grau, einem ungeheuern, ruhenden Wallfisch ähnlich sieht, der aus seinen Nüstern zwei dicke, achttausend Fuss hohe Wasserstrahlen in die Lüfte sendet, die nun aber auch erstarrt und versteinert sind, wie er. Das Hinaufstrebende, das Emporschiessen ist eine Eigenthümlichkeit dieses wunderbaren Gesteins, die sogleich in die Augen fällt, wenn man auch nichts von den neuern

* Auch Schlernkofel genannt.

Annahmen weiss, welche diese Massen mittelst vulcanischer Kräfte aus dem Innern der Erde heraufdringen lassen wollen. Aus diesen blendendweissen Schluchten und Klüften, von diesen Zacken und Obelisken stürzen reichliche Gewässer, die sich ihr breites, tiefes Bett wühlen, und ernst und schweigsam legen sich die tiefgrünen Fichtenwälder an die Flanken des Berges, und umschleiern die tosenden Bäche. Noch ein weiter Blick war uns vergönnt über Fruchtfelder zu heimlichen Dörfchen hin, dann nahmen uns diese Wälder auf, und der Weg darin wurde beschwerlicher, zerrissener; verborgene Wasser rauschten, die einsamen Vögel liessen ihre besondern Töne vernehmen, von Zeit zu Zeit nur knallte eine Büchse, ertönte ein Ruf, und schlug ich die Augen in die Höhe, so sah ich die beiden hohen Strahlen des malerischen Schlern-Ungethüms weit und hoch über die Riesenbäume des Forstes emporschiessen.

Das Erste, was wir für heute erreichten, war unser Nachtquartier, das Bad Ratzes. Es ist eine eigene Sache um diese tirolischen Bäder. Es gehört die Natur der Bewohner dieses Landes dazu, um, selbst krank, noch Kräfte genug zu besitzen, zu einem solchen Bade auf dem beschwerlichen Wege hin zu gelangen. Wer nicht dahin reiten oder gehen kann, für den ist durch „ein Bändl" gesorgt. Diess sind Fuhrwerke, auf zwei Vorderrädern ruhend, die hintern werden durch Bäume ersetzt, die an der Erde fortschleifen, um das starke Hinabrollen zu verhindern. Obgleich der Sitz mit Federbetten wohlgepolstert ist, so sind doch Stösse uud Püffe unvermeidlich. Die Gebäude des Bades machten in dieser Abgeschiedenheit einen angenehmen Eindruck. Man nennt dieses Thal „Purtschingl," den Bach, der hindurch braust, „Tschapüt." Ich bin nicht im Stande, von dem Ursprunge dieser seltsamen Namen Kunde zu geben; sie sind nun eben, wie man sie in Mährchen trifft, dachte ich mir, als ich mir die Decke im Bette zu Ratzes über die Ohren zog, denn es war ernstlich kalt. Von dem bunten Traume dieser Nacht will ich hier nichts berichten. Das Gebäude enthält 42 Schlafzimmer, 2 Speisesäle, eine Capelle u. s. w.

Die Anzahl der Gäste mochte sich auf 60 belaufen. Die meisten waren Landleute, sogenannte feine Welt fehlte gänzlich; die hervorragendsten Figuren waren einige Geistliche und ein paar Beamtenfamilien. Man sagte mir, dass jährlich 5—600 Leidende hieher kämen, von denen zwei Drittheile geheilt nach Hause zurückkehren.

Man hat hier eine Eisenquelle, eine Schwefelquelle, vortreffliches Trinkwasser und Forellen von der ersten Sorte. Roulette und Faro fehlen gänzlich; die Toiletten werden in Wiesbaden eleganter gemacht, dafür ist aber in Ratzes mehr Schatten, grössere Wohlfeilheit und eine erhabenere Natur. In ganz besonderem Ansehen steht die Trinkquelle, ich fand sie hell wie Krystall, und überaus erfrischend. Man schreibt ihr Heilkräfte zu, und einige Gäste belagerten sie beständig, das Glas in der Hand, und tranken wie rasend. Ich will alle Anhänger des Professors Oertel in Ansbach auf das Wasser in Ratzes aufmerksam machen. Die Badegäste hier wussten noch gar nichts von der neuen Erfindung der Wassercuren; als ich ihnen davon sagte, freuten sie sich sehr, und verdoppelten ihren Eifer. Ein armer Mann, mit einem sehr aufgedunsenen Bauche, trank enthusiastisch auf Oertels Gesundheit, bis er ganz bleich wurde und nach Luft schnappte. Ich rieth, mit ihm die Cur der Ertrunkenen vorzunehmen, er wurde in wollene Decken gelegt und so lange gerollt, bis er die ungeheure Masse des Medicaments wieder von sich gegeben hatte. —

Aus den Dämpfen, die sich von dem tiefer liegenden Gehölz in die Luft erhoben, entwickelten sich nun Schönheiten, die uns der vorige Abend verschleiert hatte. Es war ein frischer, prächtiger Morgen. Der Schlern glühte ganz purpurroth, und aus der schwarzen Föhrenschlucht streckte die alte Veste Hauenstein einige weisse Spitzen, wie Zähne, in die Höhe. Dort hat einst der Tiroler Troubadour Oswald von Wolkenstein der Königin von Arragonien zärtliche Lieder gesungen, und ein Vorläufer Byrons seinen mittelalterlichen Child Harold gedichtet. Jetzt geht es um auf Hauenstein, und Niemand findet sich, der neugierige Fremde dahin führen will. Man sieht



Oßwald von Wolkenstein

Ritter und Dichter, Anno 1432.

weisse, flatternde Gewande zur Nachtzeit dort, und des alten, einäugigen Wolkensteiners Saitenspiel hört man erklingen. Die Mährchen blühen überall am Wege. Wir brachen nach Gröden auf.

Ein wohlunterrichteter Freund übernahm es, uns von den Schicksalen Oswalds von Wolkenstein zu unterhalten, wir hörten ihm aufmerksam zu, während wir seine mysteriöse Burg immer gehend im Auge behielten.

„In den Zeiten, als dieser ritterliche Sänger lebte," fing er an, „waren Gelehrte in Tirol eine ausserordentliche Erscheinung, Bücher äusserst selten und sehr kostbar, um desto mehr verdient es dieser merkwürdige Mann, bei der Nachwelt fortzuleben. Seine Jugend fiel in eine wunderbar bewegte Zeit. Die Sempacher Schlacht war geschlagen, wo der Kern des Adels von Tirol, an der Seite Herzog Leopolds des Frommen, für Habsburg'sche Stammrechte, nach tapferer Gegenwehr umkam. Ueberall herrschte Gährung und Unruhe. In der Mark Brandenburg fand der Ritteraufruhr wider Friedrich von Zollern statt, in Oesterreich herrschte die Walsee'sche Fehde, in Baiern waren die blutigen Händel Kaspar des Torringers ausgebrochen, der an der Spitze der baierischen Ritterschaft gegen Herzog Heinrich zu Landshut focht. Der Sieg, den die Appenzeller gegen ihren harten Zwingherrn Cuno von Stauffen, Abt von St. Gallen, erfochten hatten, machte auf die Tiroler bedeutenden Eindruck. Alle wollten Appenzeller seyn. Der Landadel trat zusammen, der Gährung entgegenzuwirken, und stiftete den Elephantenbund. Diess war das erstemal, dass Oswald von Wolkenstein, an dem die Erscheinungen seiner Zeit nicht stumm vorübergegangen waren, sich den öffentlichen Angelegenheiten zuwandte. Er besass damals zwei Burgen, Kastelruth und Hauenstein; seine zwei Brüder Lienhard und Michael hatten Aichach und Trossburg. Auch sie traten dem Bunde bei. — Bald ward es Oswald aber in seinen Bergen zu enge, es trieb ihn an, die Welt zu sehen, und er nahm desshalb Dienste bei dem Kaiser Siegmund. Er reiste nun bald als Gesandter, bald als Begleiter seines Herrn nach England, Frankreich und

Spanien, um die dreifache Spaltung zu heben, welche die Christenheit theilte, seit der Papst in Avignon war. Auch besuchte er (nach Familienurkunden noch früher, 1395) mit Herzog Albrecht IV. das heilige Land und die Nordküste von Afrika. — Während des Zwistes der beiden Brüder Ernst und Friedrich von Oesterreich schlossen die Edeln, unter dem Vorsitze des Bischofs Ulrich von Brixen, einen Bund: „damit sie mit billiger Bedächtigkeit, aber ganzer Treue und Unterthänigkeit gegen ihre Herrschaft jeden, der das Land feindlich überzöge, strafen und den Zwiespalt der Herzoge heben wollten.“ Oswald war zugegen und förderte dieses Beginnen, doch wollte er keine Würde in dem Bunde bekleiden. Die kriegführenden Brüder ergrimmten hierüber, und nach geschlossenem Frieden dachte Friedrich daran, die Edeln, die er seinen Absichten zuwider glaubte, zu züchtigen. Er vertrieb Oswald und seine Brüder aus ihren Burgen, verbrannte diese, und belagerte die Vertriebenen auf Greifenstein, wo sie eine Zufluchtstätte gefunden hatten. Aber dieser Felsen spottete der Belagerer, eben so wie Oswalds felsenähnlicher Muth. Bei einem Hauptsturme, den er zurückwies, raubte ihm ein Pfeil das rechte Auge. Endlich musste Friedrich die Belagerung aufgeben, und Oswald konnte sich in Ruhe auf seine ihm noch gebliebenen Burgen zurückziehen. Was ihm „abgewonnen, zerbrochen und ausgebrannt“ worden, wurde ihm wieder erstattet und aufgebaut. Nicht lange genoss er jedoch dieser Ruhe. Schon 1419 zog er wieder mit Heinrich von Schlandersberg gegen die Hussiten nach Böhmen. Er wurde im Wissehrad hart belagert, und musste Hungersnoth ausstehen. Diess war sein letzter Kriegszug. Er kehrte nun für immer nach Hauenstein zurück. Sein reiches, thatenvolles Leben lebte er nun noch einmal in der Erinnerung, und in dieser Zurückgezogenheit ward er zum Dichter. Er besang Gegenstände der schönen Natur, die Abenteuer seiner Reisen, vor Allen aber Leiden und Freuden der Minne. Die schöne Königin von Arragonien lebt in diesen Liedern; sie hatte ihm einst eine goldene Kette geschenkt, und den Kannen- und

Greifenorden verliehen, den er beständig trug. Aus seinen Dichtungen gibt sich ein gebildeter Geist zu erkennen, dem man es ansieht, dass er die Länder der Troubadours und Minstrels wohl kannte. Wir besitzen zwei Foliobände seiner Lieder, die er zum Theil selbst mit Notenzeichen versah, daher sie auch einen bedeutenden Werth für die musikalische Literatur haben. In Oswald sehen wir ein Vorbild Götzens von Berlichingen und Franzens von Sickingen. Er starb 78 Jahre alt (1445), nachdem er zweimal vermählt gewesen war."

Unser Freund hatte seine Erzählung eben geendet, als eine Wendung des Weges das alte Hauenstein unsern Augen entrückte. Ich äusserte ihm meinen Wunsch, etwas von den Gedichten des Wolkensteiners kennen zu lernen, und er versprach mir ihn bei unserer Zurückkunft nach Botzen zu erfüllen.

Ein gut gepflasterter Weg führte zur Seiseralp hinan. Die Rindviehzucht beruht in Tirol, wie in der Schweiz hauptsächlich auf der Alpenwirthschaft. In den nördlichen Thälern hat fast jede Ortschaft ihre eigene Alm (Alpentrift). Man unterscheidet Almen der Vorberge und Hochalmen. Erstere über 4500, Letztere 5 bis 7000 F. hoch. Gewöhnlich wird am St. Pankraztage auf die Voralmen und von da um St. Veit auf die Hochalmen, um St. Bartholomäus wieder auf jene zurückgezogen, wo man dann bis zum October bleibt. Das Almfahren ist bekanntlich ein Fest, das oft genug schon beschrieben wurde.

Die Seiseralp ist eine Hochalm und zwar die weiteste in Tirol und die gesegnetste. Sie hat sechzehn Stunden im Umfang und mehre hundert Sennhütten oder Schwaigen. Das Vieh wird nicht hinaufgetrieben, sondern man mäht sie ab. Wir fanden oben alles voll Leben. Tausende von Mähern und Mäherinnen waren beschäftigt, das köstlichste Alpenheu zu gewinnen, wovon der Centner, deren zweihundert eine einzige Wiese liefert, mit drei Gulden bezahlt wird. So kostspielig und beschwerlich der Unterhalt der Leute auf der Alp und das Herunterschaffen des Heues ist, so bleibt eine Wiese auf der Seiseralp dennoch ein wünschenswerthes Gut, das um 5 und 6000 Gulden

nicht zu erstehen ist, da jeder Eigenthümer diesen Besitz fest hält.

Die höchsten Punkte der Seiseralp sind Saltria und Buflatsch; die letztere Höhe wetteifert mit dem Schlern. * Nur die beiden Hörner desselben und die Zacken des Blackkofels und des Rosengartens ragen noch über die Fläche der Alpe hinaus. Wir umfuhren sie ganz, und machten in zwei Sennhütten Halt, um unserem Appetit, der in diesen hohen Regionen sich öfter regte, ein Genüge zu thun. Die schwarzen Sennhütten zeigten nichts Eigenthümliches; derselbe saure Käsegeruch erfüllte sie, dasselbe Mobiliar hier wie überall. In der ersten bewirtheten uns die zwei hübschen Buben, die sie bewohnten, mit Milch und Brod. Schale, Löffel, Messer und Gabel waren von Holz, und von ihnen selbst geschnitzt. Wir kauften, zu ihrer Verwunderung, ein solches Besteck complet, und nahmen es zum Andenken mit. Die Buben waren nicht älter als 13 und 14 Jahre, und warteten hier oben, viele Wochen lang allein, des ganzen weitläufigen Milch-, Butter- und Käsegeschäfts einer grossen Alpenwirthschaft. — Die zweite Sennhütte war eine der grössten der ganzen Alpe, und wurde von einem guten alten Mütterchen bewohnt, die uns die verschiedenen Sorten Käse, womit ihre Hütte ganz vollgepfropft war, der Reihe nach zu kosten gab. Wir hielten hier ein Frühstück, das uns trefflich mundete. Und als wir beim Weggehen ihr Geld geben wollten, war sie nicht zu bewegen, mehr als einige Kreuzer anzunehmen. — Die Sennen, auch Almer oder Käser genannt, sind wegen ihres Schmutzes berüchtigt, und der das schmutzigste Hemde beim Heimfahren aufweisen kann, rühmt sich dessen als Beweis seiner unausgesetzten Arbeit.

Hier oben auf der Seiseralp ist es jedoch nicht so; sondern wenn Abends die stattlichen Mäher von der Wiese kommen, dann erklingt Musik die Alpe entlang, dann wird getanzt, und die Mägde und Knechte haben alle

* Die Mitte der Seiseralpe ist 4371 F. hoch; die Höhe gegen Campidell über Molignon 6763 F.

ihren Sonntagsstaat dazu angelegt. Es ist aber auch eine Art Saison für diese Leute, nur mit dem Unterschiede, dass eine erschöpfende Arbeit mit der Erheiterung Hand in Hand wandelt, wesshalb aber auch die kräftigste Kost und der beste Wein von dem Bauern und Grundherrn herbeigeschafft werden muss.

Ueber Puffels ging es einen Schlund hinab, durch drei der reissendsten Wildbäche hindurch, an dräuenden Felsen vorbei, bis wir zu einem engen Plateau gelangten, wo uns die überraschendste Aussicht entgegen lachte.

Die grünen Felder lagen wie schmiegsame Teppiche auf dem weissen Felsen ausgebreitet, und bogen sich in die Klüfte hinein, und umwallten graciös den Rand der Bäche. Nur die schroffsten Zacken ragten aus diesem weichen Grün empor, von dem sich zierliche Häuser erhoben, gross und klein, hoch und niedrig, aber alle weiss, alle Fenster blank, alle Thüren gelb oder grün, alle Dächer roth, gerade wie ich sie in meiner Kindheit in der Bude des Herrn Vogler so oft bewundert hatte, und dabei waren diese Wohnungen so auf den Höhen rings umher vertheilt, so ordentlich und doch nicht regelmässig, als hätten sittsame und gescheidte Kinder ein Dörfchen bauen wollen und sie hingestellt. Ja, diess ist Gröden, Voglers Vaterland, rief ich aus, diess ist das Mährchenland, wo die Träume der Jugend Leben gewinnen! —

Das ganze Thal ist nur gegen anderthalb Meilen lang, eine Drittelmeile breit, auch wohl noch enger, und ganz mit diesen freundlichen, zerstreuten Wohnungen bedeckt. Die, welche ich vor mir sah, bildeten den Hauptort St. Ulrich. Aus ihrer Mitte erhob sich eine Kirche *, grösser und stattlicher als gewöhnliche Dorfkirchen, aber dabei so freundlich getüncht und verziert, wie alles Uebrige. Ich trat ein. Ein helles Gewölbe

* Vor dieser Kirche ist man 3492 F. höher als der Spiegel des mittelländischen Meeres.

war mit Frescobildern über und über geschmückt; gestickte und gemalte Fahnen standen zu beiden Seiten; die Bilder der Jungfrau und einiger Heiligen waren, ungemein prachtvoll gekleidet, in Glasschränken aufgestellt; Alles glänzte von Gold, und selbst Perlen und Edelsteine waren daran verschwendet; die Betstühle und alles Holzwerk waren sauber geschnitzt und reich vergoldet. Ein altes Männchen, das uns folgte, fragte, ob wir den heiligen Leib sehen wollten, den ein Grödener, der lange in Italien gewesen, seinem Geburtsorte geschenkt hatte. Er öffnete einen Schrank und zeigte uns ein vollständiges Gerippe: die Knochen alle mit Flor umwunden und mit Ringen und Spangen von Gold und Steinen bedeckt; ein kurzes rothes Sammtröckchen mit breiter Stickerei gürtete die Hüften, und kriegerische Halbstiefeln bedeckten die Füsse. In den Kiefern steckten alle Zähne, weiss und glänzend, und nach der Feinheit der Knochen schien es das Gerippe eines Jünglings zu seyn. Der Alte nannte es den Leib des heiligen Benedict.

Dieses Männchen, welches den Cicerone gemacht hatte, war der Messner im Orte. In seinem Hause wie in allen übrigen wird das Schnitzwerk verfertigt, das Gröden so reich macht, weil es damit guten, frommen Kindern so viele Freude gewährt. Wir folgten der Einladung und traten in eines der freundlichen Häuschen, woraus der ganze Ort besteht. Im niedrigen, holzgetäfelten Zimmer sassen einige alte Weiber und Männer am Tische, hatten Stücke Holz in der Hand und schnitten daran behend und flink herum. Eine muntere Alte ergriff ein frisches Stück und sagte, sie wolle in unserer Gegenwart einen Fuchs schneiden, eine andere erbot sich zu einem Wolf, ein Mann zu einem Tiroler, und ein Vierter zu einem tabakrauchenden Holländer. Es war bewundernswerth, wie kühn sie mit ihren Instrumenten zu schneiden begannen, wie sicher sie dann weiter formten, und wie schnell die Umrisse sich zeigten. Sie versicherten, nie ein Stück Holz zu verschneiden, wohl aber zeigten sie ihre Hände und Finger voll Narben, und sprachen davon, dass sich mehre von ihnen schon

verstümmelt haben, und dass diess sehr leicht geschehen könne. Von der im Ort auf höhern Befehl neu errichteten Zeichnenschule sprachen sie mit Geringschätzung. Wer sie nicht im Kopfe habe, meinten sie, werde ihre Kunst nie lernen. So haben ihre Eltern es schon gemacht, und sie machten es eben so, und die Jungen, die jetzt zeichnen lernten, machten es auch nicht besser. Sie erzählten uns, dass der Erste, welcher die Schnitzerei im Thal übte, Johann de Mez war, wohnhaft zu Schuaut, unweit St. Ulrich. Er kam im Jahre 1703 auf den Einfall, Bilderrahmen aus dem Holze der Zirbelnusskiefer zu schneiden, die, obgleich einfach und plump gearbeitet, dennoch Abnehmer fanden. Die Brüder Martin und Dominik Vinazer sahen sogleich, dass hieraus dem armen Thale, wo Weizen und Heidekorn der hohen Lage wegen nicht mehr gedeihen, und der spärliche Roggen zum Unterhalte nicht hinreicht, ein reicher Erwerbsquell entspringen könne. Das Zirbelholz, welches, weich und fettig, sich so leicht formen lässt, war in grossem Ueberfluss an den Berghalden verbreitet; mit einigem Scharfsinn und natürlicher Kunstfertigkeit begabt, versuchten sie die ersten Figuren. Es gelang, und sie fanden vielfache Nachahmer. Hiebei blieben sie jedoch nicht stehen, sondern gingen nach Venedig, um Unterricht zu nehmen. Sie kamen als Künstler zurück, welche sogar Basreliefs in Silber auszuführen verstanden. Auf ihre Landsleute wirkte ihr Beispiel mächtig ein; bald wollte das ganze Thal nichts als in Holz schnitzen; mit der neuen Thätigkeit erwachte ein eigener Geist der Industrie und Speculation, der fast in jedem Thale Tirols schlummert, und nur auf den günstigen Augenblick wartet, sich thätig zu regen.

Während die Weiber daheim schnitzten, zogen die Männer auf die Handelschaft aus. Diess Thal hat überdiess noch die besondere Eigenheit, mitten in Deutschland eine Sprache zu besitzen, welche aus französischen, spanischen, italienischen und deutschen Wörtern zusammengesetzt zu seyn scheint. Diess erleichterte ihnen den Verkehr unter fremden Nationen. Sie dehnten ihre Züge

weit aus, über Europa hinaus, nach fremden Welttheilen sogar. Die ehrlichen, naiven Naturmenschen mit ihrer freundlichen Waare, den lieben Kindern eben so willkommen als den liebenden Eltern, setzten schnell und viel ab, und das Geld mehrte sich in ihren Cassen. Der lebendigste, unausgesetzteste Fleiss musste sich in Gröden rühren, um den Bedarf nach auswärts zu befriedigen. Die Fabricanten daheim, die Kaufleute in der Fremde gewannen immer mehr Sicherheit, Uebung, Fertigkeit. Ein bedeutendes Fabrik- und Handelsgeschäft, wobei die Bevölkerung des ganzen Thales interessirt war, hatte seinen Anfang genommen. Wo vor fünfzig Jahren noch Armuth und Dürftigkeit herrschten, floss jetzt reicher Segen; das einsamste Thal, das Jahrhunderte wie verloren und vergessen da gelegen hatte, erhielt nunmehr posttäglich Briefe und machte wöchentlich grosse Versendungen, die freilich auf den steilen Wegen hinab zu den Fuhrleuten, welche im Kunsterwege an der Poststrasse warteten, mühsam transportirt werden mussten. Man beklagte sich nicht mehr über die Unfruchtbarkeit des Bodens, liess er doch den herrlichen Zirbelnussbaum gedeihen, der ihnen Arbeit, Wohlstand, Leben verlieh.

Der Reichthum war so plötzlich, mit einem Mal über das Thal hereingebrochen, gleich als ob irgend ein wohlthätiger Berggeist ihm denselben beschert hätte; aber ebenso droht er nunmehr auch zu verschwinden. Die armen Thoren, geblendet von dem Glück, schnitten und schnitten hundert Jahre und darüber; eine Kiefer nach der andern wurde gefällt, und verwandelte sich unter ihren Händen in Menschen- und Thiergestalten, die hinwieder in alle Welt gingen, um sich in Geld zu verwandeln. Niemand dachte daran, den wohlthätigen Baum zu hegen und für seine Fortpflanzung zu sorgen, und der gute Berggeist, um diese Fahrlässigkeit zu bestrafen, hat ihn nun ausgehen lassen, und wie eines Morgens die Leute zu den Felsen kamen, um Zirbelnusskiefern zu fällen, gewahrten sie mit Entsetzen, dass keine mehr da waren. Sie durchstrichen die Schluchten und Klüfte nach allen Richtungen, keine Kiefer wurde mehr angetroffen,

und trostlos gingen sie nun nach Hause, um aus weggeworfenen Stückchen, elende Fragmente, Zwergpüppchen und Hündchen zu schnitzeln, so gut es gelingen wollte. Um nicht zu verarmen, sind sie genöthigt, in das benachbarte Thal zu klettern, um dort den wohlthätigen Baum zu kaufen, und so einen Theil ihres erworbenen Gutes in fremde Hände fliessen zu lassen, bis der Samen gedeiht, den sie vertrauend in die Erde gesenkt haben. Darüber können nun wohl aber viele Jahre vergehen. — Dieses ganze Ereigniss schien mir so moralisch, dass man eine Fabel nicht besser ersinnen könnte: von den einfachen, armen, betriebsamen, dann in Glück und Reichthum unüberlegten Thalbewohnern.

Ein junges Mädchen, welches spitzenklöppelnd in einem Winkel sass, wurde von einer freundlichen alten Frau aufgefordert, ihren Sonntagsstaat für uns anzulegen, und sie selbst stand von der Arbeit auf, ihr dabei behülflich zu seyn. Die Gefälligkeit war grösser, als das Vergnügen, welches sie uns damit machte. Der Anzug ist nur wenig kleidsamer, als der in den andern südtirolischen Thälern, und die gestrickte Mütze, die hier wieder den schönsten Mädchenkopf verhüllt, steht nur darum etwas besser zu Gesichte, weil sie bedeutend höher und schmaler, und daher birnförmiger aussieht. Der Brautputz ist noch fremdartiger, und gewöhnlich sehr kostbar.

Geht hier ein junger Bursch auf die Freite, so ist das Erforderlichste, dass er sich mit einer gehörigen Anzahl von Fingerreifen, Ohrringen und Granatschnüren versehe. Je reicher er ist und je mehr er für diese Gegenstände aufwenden kann, desto sicherer ist er der Annahme seiner Bewerbung. Zwanzig Ringe, und das Andere im Verhältnisse, sind nichts ungewöhnliches; dreizehn Ringe sind alltäglich; reiche Freier bringen funfzig mit, und lassen es auch an Ketten, Uhren und andern Kostbarkeiten nicht fehlen.

Schon öfter kamen ganz alte, feingekleidete Herren in das Thal, deren von der Sonne gebräunte und vom Leben durchfurchte Züge niemand gesehen zu haben sich

erinnerte. Erst als sie ihren Namen nannten und die Sprache des Thales zu reden wussten, glaubte man ihnen, dass sie einst dort geboren worden. Sie kehrten heim, nachdem sie viele Jahre in weiter Ferne Handelschaft getrieben und die von ihnen begründeten Häuser Andern zur Verwaltung übergeben hatten, um dem heissen Drange zu folgen, in dem geliebten Heimatthale ihre Tage zu beschliessen. Das Erste, woran sie hier dachten, war, eine junge Grödnerin heimzuführen. Alle Schönen, die sie draussen gesehen, konnten ihre Herzen nicht rühren, die reizendsten Toiletten gefielen ihnen nicht, immer dachten sie an die stumpfnasigen, rothwangigen Mädchen mit den birnförmigen, gestrickten Hauben, und erst auf der Höhe von Puffels oder Runggaditsch begegnete ihnen ihr Ideal, dem sie entzücht entgegenriefen: „*keschtina bella muta!*“ (das ist ein hübsches Mädchen!) Vor nicht gar langer Zeit kehrte aus Barcellona ein sehr reicher alter Grödener zurück, der sich die Schönste im Thal freite. Er liess ein grosses Haus bauen, weit und bequem und reinlich, im Uebrigen nach Grödener Art, wie die, welche sie schnitzen und in Schachteln als Spielzeug verkaufen. Darin wohnt nun der alte Herr, dem Aeussern nach ein Spanier und ein Mann von Welt dazu, mit seiner Frau, in der ländlichen Tracht des Thales, dabei mit Ketten, Granaten und Ringen behängt, und mit den Kindern, die wie reiche Leute von Stand erzogen werden. Solcher Beispiele gibt es viele.

Unter diesen Mittheilungen, welche wir den Schnizzern in der Stube des Messners verdankten, waren Wolf, Fuchs, Tiroler und rauchender Holländer fertig geworden, sie wurden geputzt und geschliffen und uns gegen eine geringe Bezahlung zum Andenken übergeben. Solche Stücke werden von den „Verlegern“ mit drei bis sechs Kreuzern bezahlt, und ein gechickter Arbeiter kann zehn täglich liefern. Viele behalten ihre natürliche Farbe, andere kommen zum Maler und Lackirer, und werden dann in den Magazinen der Verleger aufgehäuft, um nach allen Weltgegenden versandt zu werden. Die vornehmsten Grödener Etablissements halten in Neapel,

Palermo und Florenz die Brüder Peratoner; in Barcellona, Cadiz, Messina und Venedig die Brüder Insam; in Lissabon die Brüder Velponer; in Madrid Joseph Mauroner; in Rom Bernhard Pitschieler; in Philadelphia Joseph Anton Meingutscher u. s. w. In vielen Städten zählt man neun Grödener Handlungen, wie in Triest und Venedig; ausserdem findet man sie auf den meisten Messen und Jahrmärkten. Wer in Deutschland Lust hat, ihre Bekanntschaft zu machen, dem nenne ich die Handelshäuser von Gudauner in Leipzig, so wie von Runggaldier und Sennoner in Nürnberg.

Laute Lustigkeit ist aus diesem Thale gänzlich verbannt. Zu tanzen wagt niemand, weil für diese Sünde keine Absolution ertheilt wird. Die guten Leute halten sich dafür im Auslande schadlos, wo es nicht so streng genommen wird; und ich selbst hatte das Vergnügen, mich mit einem schönen Kind aus Gröden, das ich auf dem Brenner traf und in meinen Wagen nahm, bei dem Kirchweihfest im Zillerthale wacker herumzudrehen. Diess arme Kind war noch nie aus seinem Thale gekommen, und erst sechszehn Jahre alt. Es wanderte zu Fusse nach Schwatz, zu einer Base, die dort schon seit mehren Jahren ein kleines Geschäft etablirt hatte, um bei ihr die Handlung zu erlernen. Es war das unbefangenste Gemüth, neugierig und läppisch wie ein Affe. Abends kamen wir nach Innsbruck; die Kleine war vor Erstaunen ganz ausser sich. So hatte sie sich die Hauptstadt nicht gedacht. Eine Ausrufung drängte die andere, und wenn ich mir eine Frage an sie zu richten erlaubte, so wurde ich mit einem schnell wiederholten Scht! abgefertigt, damit ich den Eindruck nicht stören möchte, den die prachtvolle Erscheinung einer Strassenlaterne, die erhabene einer hin- und herspazierenden Schildwache, eine lange, beleuchtete Fensterreihe, oder einige schnell dahinrollenden Carossen auf sie machten. Von allen *Commis-voyageurs*, mit denen ich auf Reisen zusammentraf, war mir dieser der interessanteste.

Ich zog aus der Bekanntschaft überdiess noch den Vortheil, einige Kenntniss von der Sprache des Thales

zu erlangen. Es soll die alt-etruskische seyn, welche die Rhätier, als sie vor den einbrechenden Barbaren in die höchsten, unwegsamsten Thäler flohen, mit sich nahmen, und die von ihren einsam lebenden Nachkommen lange unverfälscht und unvermengt bewahrt wurde. Wie sie sich jetzt uns darstellt, sind viele Eindringlinge bemerkbar, welchen vielleicht der spätere Verkehr erst den Schlagbaum öffnete. Interessant ist diese Sprache jedenfalls; obgleich sie mit dem Romanischen Aehnlichkeit zeigt, so ist sie dennoch von den Dialekten des Engaddin und der Badioten in Enneberg sehr verschieden. Um aufrichtig zu seyn, muss ich bekennen, dass sie eben nicht zu den wohlklingendsten gehört; wollte man es versuchen, sie in einem eleganten Salon oder auf dem Theater zu sprechen, so müsste sie wohl einen komischen Effect machen. Vernimmt man sie jedoch von den volltönenden Stimmen, schnell und übersprudelnd hervorgestossen, mit dem schnarrenden *r* und den starken Kehllauten, wie sie im Thal, in der Umgränzung der Dolomitpallisaden, neben den blanken Häuserchen gesprochen wird, so hört man ihr gern zu, und findet es nicht mehr als billig, dass hier in dieser so ganz besondern Gegend unsers Erdballs auch eine ganz absonderliche Sprache herrsche. Ich will hier einige Proben mittheilen, die ich nur zum Theil dem Unterrichte im Wagen vom Brenner nach Innsbruck verdanke, indem ich schon während meines Aufenthaltes in St. Ulrich, St. Jacob und St. Chrischtein meine Studien begonnen hatte. Da die Sprache nie geschrieben wurde, so habe ich mich, der Orthographie wegen, nicht zu rechtfertigen. Ich schrieb der Aussprache nach, wenn man einem jeden Buchstaben sein deutsches Recht angedeihen lassen will. So heissen die Wochentage z. B.: *Domania*, *Lunes*, *Merdi*, *Mercudi*, *Dschrubia*, *Venderdi*, *Sada*. Das Thal selbst heisst: *Gardéna*, der Bach darin, *Plan Dirsching*. Der Fuchs wird *volp* genannt; der Wolf, *lauv;* das Pferd, *dschiaval;* das Auge, *l'vuëdl* (in der Mehrzahl: *i vuëdli*); der Leib, *l'corp* (*i corpes*); der König, *l'rae* (*i racjesch*); der Vater; *l'pèr* (*i pèresch*); der Knabe, *l'mut* (*i mutongs*); der Vogel,

l'utschöll (*i utchiöi*); die Seele, *l'ana* (*fem. pl. l'anes*); die Wahrheit, *l'aurità* (*l'auritejes*); die Mutter, *l'omma* (*l'ommangs*); der Bär, *la lors* (*la lores*); das Ohr, *l'auraedla* (*l'auraedles*); die Lüge, *la bauschija* (*la bauschijes*); wo, *ullà;* da, *tlò;* überall, *glong;* wenig, *puec;* zweimal, *doijedesch;* freiwillig, *dadschjeng;* obschon, *schwaenkö;* wohl viel, *ben debot; sö schnudlè*, knieen; *s'ammalè*, erkranken; *arpè*, erben; *plure*, trauern; *tschiatschè*, jagen; *sö fe sanglaschè*, zur Ader lassen; *cri*, suchen; *schtlà*, schiessen; *de schleta stredes*, die schlechte Strasse; *bon prà*, gesegnete Mahlzeit; *djella Kesch Signor foluschtier*, seht doch den fremden Herrn; *la djoppa*, die Suppe; *un Eingemacht*, ein gesottenes Huhn; *un pudschin brata*, ein gebratenes Huhn; *il Gwand*, *la Gwandlina*, das Kleid. Obgleich meine Kenntnisse etwas umfassender sind, so glaube ich mich hier nicht damit brüsten zu dürfen und als Probe genug mitgetheilt zu haben, um einen Begriff zu geben.

Wie wir Gröden verliessen, da wendete sich immerfort der Blick wieder darauf hin, um den lieblichen Eindruck für's ganze Leben mitzunehmen, und als wir auf der letzten Höhe noch einmal zum Abschiede das Bild seinen Zauber auf unser Gemüth üben liessen, da kam es wie Wehmuth über uns Alle, die besonders stark in mir lebendig wurde. Dann aber folgte eine angenehme Beruhigung; ich hatte ja eine Sehnsucht aus frühester Jugend gestillt, und wie ein Muselmann, der von der Pilgerfahrt nach Mecca heimkehrt, rollte ich auf meinem „Bändl" zum uralten Markte Castelruth hinab, der noch von beträchtlicher Höhe über dem Eisackthale mit einem himmelhohen Thurme, dem Stolze der Einwohner, uns zu sich winkte. — So müde ich war, konnte ich doch nicht umhin, der „heiligen Kümmerniss" meinen Besuch abzustatten. Sie lässt sich auf einem Hügel neben der Stadt verehren, und die Sage, dass ihrem Bild in der Capelle der Bart wachse, lockte uns nicht wenig an, ihre Bekanntschaft zu machen. Die Art und Weise, wie die Einwohner selbst mit diesem Wunder geheimnissvoll thaten, erst läugneten, dann sich versprachen,

endlich verriethen und zuletzt halb und halb etwas davon zugaben, war ganz geeignet, unsere Neugier zu steigern. Man macht in Tirol so leicht die Bekanntschaft gänzlich unbekannter Heiligen, dass man es nicht übel nehmen kann, wenn man etwas von ihren nähern Lebensumständen mitzutheilen sich erlaubt. Die heilige Kümmerniss war eine mittelalterliche Taglioni, mindestens so schön wie Fanni Elsler. Ihre reizende Kunst zog ihr viele Anbeter zu, welche ihrer Tugend Fallen legten, und die Tänzerin plagte sich desshalb mit Kasteiungen und Bussübungen. Endlich bat sie den Himmel, er möge ihr die verderbliche Schönheit nehmen, und er war so gnädig, ihr einen starken Männerbart an dem Untertheil des Gesichts zu verleihen, dessen sich kein Sappeur hätte schämen dürfen. Diese Gnade machte sie glücklich. Die gute Kümmerniss! Welche ihrer Kunstgenossinnen würde wohl 1838 ihr Glück theilen wollen? Diess aber war die Heilige, zu welcher wir noch bei träufelndem Regen und fernen Donnerschlägen wallfahrteten, als wir müde und matt aus Gröden angekommen waren. Wahr ist es, dass wir einen Bart an dem Bilde entdeckten, ob er ihm gewachsen sey, oder ob er daran befestigt war, will ich hier nicht entscheiden, doch möchte ich mich — wenn ich allen Ernstes darum gefragt würde — für das Letztere bestimmen.

Kastelruth ist übrigens ein uralter Ort, dessen Ursprung von den Zeiten der Römer datirt. Die Kleidung der Frauen, des Sonntags, ist der im Mittelalter üblich gewesenen sehr ähnlich. Sie ist schwarz mit breiten Halskrausen u. s. w. Von dem Thurme hat man eine herrliche Aussicht und der Gasthof ist musterhaft reinlich und billig. Da der Weg durch das sogenannte „Torkele,“ gerade auf Kolmann zu, nach Aussage der Leute, „etwas ängstlich“ seyn soll, so zogen wir es vor, über den Völser Grund zurückzugehen. Denn was die Tiroler schon ängstlich nennen, ist für andere Erdensöhne gewiss haarsträubend. Wir sahen nachher von unserm Wege auf das „Torkele“ hinab, das sich an manchen Stellen senkrecht, mit fürchterlicher Hast in das

Eisakthal hinabsenkt, und priesen uns glücklich, es nicht eingeschlagen zu haben, obgleich auch unsere Strasse für eine nervenschwache Dame hinlänglichen Stoff zum Schwindel geboten haben würde. Die reizendste Aussicht entschädigte aber hiefür.

Viertes Capitel.

Von Botzen nach Trient.

Minnelieder. — Die Botzener Messen. — Benehmen reisender Engländer. — Der singende Vetturin. — Tramin und Kaldern. — Die Heilige von Kaldern. — Salurn. — Noch einmal reisende Engländer. — Die Einwohner des untern Etschthals. — Die Geistlichen. — Die Dörfer. — Seidenzucht. — Val di Fiemme. — Val di Fassa — Trient und Herr Mercey.

In Botzen angekommen, erfreute mich die Mittheilung einiger Gedichte Oswalds von Wolkenstein. * Es geht eine zarte Wehklage durch alle hindurch, und mildert die Rauhigkeit der Sprache. Besonders lieblich will mir das Folgende erscheinen:

Ain Kunigin von Arragon was schön und zart,
Dafür ich knyet zu willen, raicht' ich ir den Bart,
Mit Hendlein weiss, band sie darein ein ringlein zart,
Vnd sprach nun: „*Mayples des ligaides!*" —
Von ihren Henden wurd' ich in die Ohren mein
Gestochen durch, mit einem messin Nädelein.
Nach ihr Gewonheit sloss sy mir zwen Ring darein,
Die trug ich lang, und nennt man sy: *Raycaydes*.

Ich sucht' zu stund
Kunig Sigmund,
Wo ich ihn fund,
Den Mund er spreuzt,
Und macht ein Kreuz,
Da er mich kannt,
Der rufft mir schier:
Du zeigest mir
Hie diesen Tant —
Freundlich mich fragt: tun dir die ring nicht leides? —

* Ich hörte, dass P. Beda Weber, ein gelehrter Benedictiner der Abtei Marienberg in Vintschgau, und Gymnasialprofessor in Meran, die Herausgabe sämmtlicher Werke dieses Minnesängers beabsichtige.

Weib und ouch man
Mich schauen an,
Mit lachen so
Newn Personier
Kunglicher Zier,
Die waren da
Ze Zär prun
Vnd Babst von Lun
Genannt Petro
Der römisch kung, der zehent und die von Preydes. –

Wer findet die Weise nicht lieblich, wie die Königin ihm die Ohrläppchen durchsticht, und wie einfach und hübsch es der alte Kriegsheld erzählt. Dann — nachdem er mit seiner Zier forteilt und sich vor dem König und den andern hohen Personen zeigt, wie charakteristisch ändert er da das Versmass, wie stolz wird er, und nun die Frage seines königlichen Freundes: „Thun Dir die Ring' nicht Leides?“ — Ich finde diess Alles allerliebst. —

Ein anderes Lied beginnt so:

Es wär' zu lang sollt' ich erzellen all mein Not,
Ja zwinget mich erst ein auserwähltes Mundli roth,
Davon mein Herz ist wunt bis in den bittern Tod,
Vor ihr mein Leib hat manchen Sweiss berennen,
Dick, rot, und bleich hat sich verkehrt mein Angesicht,
Wenn ich der zarten Dirn hab' gewonnen Pflicht,
Vor Zittern, Seufzen hab' ich oft empfunden nicht
Des Lebens mein, als ob ich wär' verbrunnen! —

Diess kann noch nach 400 Jahren als Muster einer minniglichen Zärtlichkeit gelten! Diess sind, denk' ich, Aeusserungen eines Liebhabers, wogegen unser brünstigtes: „Auf Ehre, ich liebe Dich, Du meines Auges Stern!“ oder dergleichen ganz erbärmlich absticht.

Und nun höre man erst weiter:

— — — — — Ach Gott, wüsst' sy doch halb meines Laidens Burd,
Nur wi vil desto ringer oft wie Weh mir wurd,
Und hätt' geding wie es ihr musst erbarmen:

Wenn ich in ellend
Dick, mein Hend
Oft winden muss,
Mit grossen Leiden
Thu' ich meiden
Deren Gruss;

Spat und ouch fru
Mit keiner Ru
So slaff ich süss,
Das klag' ich ihren zarten, weissen Armen!
Ihr lieben Maid,
Bedenkt das Laid,
Die Mynne pflegen;
Wie wohl mir wart
Do mir die zart
Bot treuen Segen;
Zwar auf mein Ehr'
Ihr wider gegen
Des musst' mein Aug' in Zähren dick erbarmen!"

Ich enthalte mich aller weitern Bemerkungen. Zärtlicher ist Liebesschmerz in unserer Sprache nie ausgedrückt worden, wie von diesem alten, ehrenwerthen Helden. Ich lege hier noch ein von ihm in Noten gebrachtes Gedicht bei.

Die Botzener Messen waren sonst von Bedeutung, jetzt sind sie zu Nichts herabgesunken. Lebhafter und von grosser Erheblichkeit ist die Seidenmesse in Trient, welche dort zu Ende Augusts gehalten wird. Zu dieser Zeit finden sich stets eine Menge Gelegenheiten in Botzen, um nach Trient zu kommen, die den Reisenden zu unglaublich billigen Preisen aufpacken und mitnehmen.

Einiges Aufsehen hatten im Gasthofe zur Krone ein Lord S. und ein griechischer Graf M. gemacht, die mit einigen Damen ein paar Tage sich dort aufgehalten. Sie hatten die besten Zimmer, und ihre grossen Reisewagen nahmen den ganzen Platz in der Halle ein, sie assen zu allen Stunden des Tages, und wollten bald diess bald das. Dabei accordirten diese unangenehmen Gäste bei ihrer Ankunft auf das genaueste, wie der Wirth versicherte, und brachten ihm viel weniger Gewinn als jeder gewöhnliche Reisende. Am Morgen ihrer Abreise, wie noch Alles schlief, höre ich in dem an dem meinigen anstossenden Zimmer einen furchtbaren Zank, und dazwischen das Weinen der Kellnerin; ich werde aufmerksam, und höre wie diese in den rührendsten Ausdrücken, jedoch auf die lustigste Art, bald mit französischen, italienischen und englischen Redensarten, bittet: ihr nichts von der


it ellend, armut, mangen winkel
ein Stüklein Brod, das was von
ot ge-laz-zen, sey-der das ich ward
n Jahr, ein ros-sen varb, wan
nit laide, zwar renner, koch, so was
nd anders wo auch wie-der har

Sp
M
S
D
Ih
B
D
W
D
B
Z
Ih
D

Ic
licher
drückt
Helder
bracht

Di
jetzt s
von gr
welche
Zeit fi
um na
glaubli

Ei
Lord S
einigen
hatten
nahmen
allen S
Dabei
Ankunf
und br
liche I
Alles s
senden
das We
höre w
auf die
und en

Rechnung abzuziehen. Die Preise seyen ja vorher bestimmt, und sie müsse jeden Ausfall ihrem Herrn ersetzen. Der Lord kehrte sich aber nicht daran, schimpfte auf Alles, auf Botzen, den Wirth, auf Deutschland und warf dabei immer einen Zwanziger nach dem andern der Kellnerin zu Füssen, die diese ganz geduldig auflas. Währenddess war Alles ein- und aufgepackt, und er setzte sich zu den Andern in den Wagen; die Kellnerin verfolgte ihn weinend und endlich auch schimpfend. Er befahl fortzufahren, und der Wagen rollte fort. Das arme Mädchen versicherte, nicht nur ihr Trinkgeld eingebüsst zu haben, sondern noch drei Zwanziger an der Rechnung ihrem Herrn ersetzen zu müssen. Diess Beispiel möge genügen von der schmutzigen Knauserei der aus Sparsamkeit reisenden Engländer, mir sind mehre vorgekommen, wenn gleich keines von ähnlicher Stärke.

Uns war ein armer Vetturin, oder wir waren vielmehr ihm zugefallen; er hatte eine Mähre, die er wie den besten Renner anpries, eine elende Karette, die nach seiner Aussage dem bequemsten Reisewagen nichts nachgab; doch wer kennt diess nicht alles schon aus den Berichten unzähliger Reisenden. Wir mietheten ihn zu drei, und ein Jeder gab ihm fünf Zwanziger für seinen Platz. Er war einäugig, und nicht eben von einnehmenden Gesichtszügen, seine Freundlichkeit machte ihn aber liebenswürdig. Er fuhr das ganze Jahr hindurch diese Strasse, immer von Botzen nach Trient und von dort nach Verona, und umgekehrt; nach andern Richtungen mochte er nicht fahren, der Berge wegen. Hier war alles eben, und das konnte sein ausgedienter Gaul noch gerade leisten. Daher kannte er jeden Buben am Wege, jede Bäuerin, die unter der Thür stand; alle grüsste er, und fügte irgend etwas Bezügliches hinzu, sey es theilnehmend, ermunternd oder gar eine Zote. Ueberall wurde sein Zuruf heiter aufgenommen, und die ganze Fahrt, die übrigens recht schnell von Statten ging, wurde unter Lust und Lachen zurückgelegt. Dabei sang er mit einer weichen Stimme hübsche Barcarolen, oder Lieder,

wie sie das Landvolk dieser Thäler kennt, auch Opernmelodien schlichen sich ein, die er während des Carnevals oder bei den Festen der Schutzheiligen von den Theatersängern gehört hatte; denn das Theater versäumt man in Italien nicht bei solchen Gelegenheiten. Kurz dieser Vetturin gab uns ein so schönes Bild südlicher Heiterkeit, dass wir sehr zufrieden mit ihm waren, und uns leicht über manche Unbequemlichkeit seines gebrechlichen Wagens hinwegsetzen mochten.

Bei Salurn hat man die Gränze Deutschlands, wenn gleich nicht Tirols, erreicht. Auf der nächsten Station in Lavis wird nicht mehr deutsch gesprochen.

Die Gegend wird sehr einförmig. Das westliche Gebirge zeigt nur an seinem Abhange Anbau, aus dem sich die rothen, kahlen Porphyrmassen der Mendola schroff erheben. Das östliche zeigt verbröckelndes Gestein, auf dessen Höhe Häuser und Felder prangen, die sich in das schöne Fleimserthal hineinziehen. In der Mitte fliesst die Etsch durch ihr ebenes Thal: ihre Welle ist trübe; oft wenn ein Hochgewitter im Gebirge war, sieht sie ganz dick und braun aus. Die Strasse ist nicht höher als ihr Bette, und wird daher zu Zeiten unter Wasser gesetzt.

Man erblickt die Orte Kaldern, Tramin, jenseits des Flusses, in stattlicher Ausdehnung und mit schönen Häusern. Der Weinbau schafft den Leuten hier grossen Wohlstand. Der Seewein von Caldern (*Caldera*) ist einer der edelsten von Tirol, doch ist er selten ächt zu haben, denn wie überall, so wird hier viel mehr unter der berühmten Firma verkauft, als auf dem kleinen Bezirke erzielt werden kann. Die Traube von Tramin ist von vorzüglicher Güte. Sie ist mit Vortheil nach Würtemberg und dem Rheine verpflanzt worden, und liefert dort unter andern den beliebten Forster-Traminer. Im Sommer 1834 hatte ein einziges Gewitter von Schlossen begleitet, in wenigen Minuten, den ganzen Weinsegen Tramins für lange Zeit vernichtet, indem es die Reben zerknickte und kein Blatt daran liess, auch ganze Weinäcker von der Höhe hinunterschwemmte. Das unglückliche Städtchen war

dadurch ganz ruinirt, und mehr noch, als wenn eine Feuersbrunst die Wohnungen der Einwohner zerstört hätte.

In Kaldern lebte eine merkwürdige Art von Somnambüle, die noch vor wenigen Jahren vom ganzen Lande, und wohl noch jetzt von Vielen für eine Heilige gehalten wird. Damals war der Zudrang nach Kaldern ungeheuer. Zu Hunderten zogen täglich die Schaaren frommer Pilger herbei, zu Wagen und zu Fuss, um die weitberühmte Heilige zu sehen, und an ihrem Lager ein brünstiges Gebet zum Himmel empor zu schicken. Sie hiess Maria von Merl, war die Tochter eines Gutsbesitzers, ungefähr zwanzig Jahre alt, von Jugend auf von einem überaus reizbaren Nervensysteme, einem grossen Hange zu religiösen Uebungen und abhold allen weltlichen Reizungen. Sie befand sich schon seit länger als einem Jahre in einem Zustande, den die besonnensten Männer, die kältesten Beobachter, Aerzte und Laien als höchst wunderbar schildern.

Maria lag mit offenen Augen und gefalteten Händen im Bette, ohne etwas von allem, was sie umgab, zu sehen oder zu hören, und ohne die mindeste Nahrung zu sich zu nehmen, mit Ausnahme des Saftes einiger zerdrückten Trauben, oder einer Citrone, welche dann und wann ihre Lippen erfrischten. Sie sprach nicht und lag regungslos da, kein Zucken der Wimper verrieth, dass Leben in diesem Körper war; fuhr man mit einem Gegenstande dicht an ihren Augen vorüber, so ward eben so wenig eine Veränderung darin verspürt. Der Athem war so leise, dass er nicht wahrgenommen werden konnte, und selbst eine Feder unmerklich nur durch ihn bewegt wurde. Ihr Blick war stets auf ein Madonnenbild gerichtet; sobald aber während der Messe in der Kirche der Moment der Wandelung erschien, so erhob sie sich mit Blitzesschnelle, und wie mit übernatürlicher Hülfe. Die Andächtigen sagten, dass sie in der Luft schwebe. Wahr ist es, dass sie mit tief zur Brust gesenktem Haupte im Bette kniete, und dann wieder in ihre frühere Lage zurücksank.

Ehe die Besuche bei der Heiligen von der Behörde verboten wurden, trat man durch die eine Thür in das Gemach worin sie lag, hielt sich an ihrem Bette auf, so lange man wollte, und verliess sie dann, zu einer andern Thür hinausgehend. Das Landvolk blieb auf den Knien liegen und betete sie an. Ein Geistlicher, der immer zugegen war, sprach dann dazwischen, obschon er es geschehen liess: „Haltet sie nicht für eine Heilige — sie ist es nicht — nur eine Fromme ist sie!"

Jetzt hatten zwar die Wallfahrten zu ihr aufgehört, doch konnte man von Botzen aus durch einen Freund der Familie dort eingeführt oder zur Annahme empfohlen werden. Ihr Zustand war noch immer unverändert, auch der Geistliche befand sich noch immer bei ihr. Nur wenn dieser sie beim Namen nannte, schien sie aus ihrer Lethargie zu erwachen, strich sich die Haare zurück, ihr Auge wurde belebter und sie antwortete auf das, was man sie fragte. Schnell aber ging sie wieder in ihren frühern Zustand über, und pflegte dann gewöhnlich zu sagen: „Lasst mich, ich bin nicht für diese Welt, lasst mich fort!"

Sie hatte regelmässige Züge, lang herabhängende blonde Haare, die feinen Lippen waren festgeschlossen, die Wangen leicht geröthet. Man kann ihr Bild in Innsbruck, Botzen und Trient auf verschiedenen Modegegenständen finden. Die ganze Familie der von Merl zeigte schon seit lange einen Hang zur religiösen Schwärmerei. Zwei Schwestern der Somnambüle haben sich kürzlich als Nonnen einkleiden lassen, ein Bruder ist Capuciner. Die Eltern freuten sich ihres kranken Kindes und meinten, ihnen sey grosses Heil widerfahren. Ihren Todestag hatte sie bereits vor langer Zeit schon als bestimmt vorausgesagt; er ist aber vorübergegangen, ohne dass sie gestorben war. Die Wunder sind das Einzige, was dieser sogenannten Heiligen abging, und die frommen Gläubigen warteten mit einer Sehnsucht darauf, die sich nicht beschreiben lässt. Im Sommer (1833) wurde ein naher Verwandter des Hauses Priester, und an dem Tage, als er die Weihen erhielt, reis'te alles von fern und nah

nach Kaldern, weil man mit Gewissheit voraussetzte, ein Wunder der Heiligen müsse diesen Tag bezeichnen. Man harrte und harrte — aber umsonst. Als sie in ihrer Starrheit verblieb, und ihr Mund sich zu keinem Ausspruche öffnen wollte, richtete man die frommen Blicke auf ihr Kopfkissen. Ein Schein, ein rosafarbenes oder goldglänzendes Oval, ein Flämmchen, irgend etwas — so hoffte man — würde sich an ihrem Haupte zeigen, aber auch diese Erwartung täuschte, und die armen Leute mussten ganz ohne Gnadenzeichen spät am Abende den Rückweg antreten.

Der Fall an und für sich jedoch ist merkwürdig genug, und es soll über die Heilige von Kaldern (*la Santa di Caldera*, wie sie die Italiener nennen) hier kein frevler Spott ergossen werden. Wahr ist es, dass ihr Anblick einen fast wunderbaren Eindruck hervorbrachte und niemand in ihrer Nähe sich zu einem Spotte aufgelegt fühlen konnte. Der innere Zustand eines solchen Menschen ist und bleibt ein tiefes Räthsel, das noch niemand bis jetzt uns zu lösen im Stande war.

Wenn wir aus Deutschland nach Salurn kommen, so will es uns schon ein wenig italienisch scheinen. Wir bemerken im Wirthshause zur Krone die überaus grosse Vorhalle, die breite steinerne Treppe, und nicht eben die grösste Reinlichkeit. Es fehlt uns dabei das geräumige Wirthszimmer, wo Kutscher, Knechte, Landleute und Fussreisende aller Art müssig dasitzen und trinken und laut sprechen. Diess scheint mir die hervorragendste Eigenthümlichkeit deutscher Wirthshäuser zu seyn. Kehren wir hingegen aus Italien heim, und kommen dann nach Salurn, so freuen wir uns alles schon so deutsch zu finden, und vor Allem bewillkommt uns der gewisse Grad von Reinlichkeit, den wir hier wieder zum ersten Male wahrnehmen. In der That ist Salurn, obgleich ihm einiges abgeht, doch noch deutsch zu nennen; die Bewirthung ist erträglich, und das Essen nicht zu verachten. Der Ort ist nicht sehr gesund. Er liegt in einem Winkel von hohen Felsen umgeben, den die Sonne nur kurze Zeit mit ihren Strahlen erwärmt. Der Wein gedeiht hier

nicht vorzüglich. Man kann sich aber durch guten aus der Nachbarschaft mit leichter Mühe schadlos halten. Eine alte, malerische Ruine hängt merkwürdig auf einer Felsenspitze über dem Orte. Ein Wasserfall soll in der Nähe seyn, den ich jedoch nicht besuchte. Man sieht so viele, wenn man eine Reise durch Tirol macht, dass ich es nicht über mich gewinnen konnte, müd und matt wie ich nach Salurn kam, in der Mittagshitze, einen Wasserfall aufzusuchen, der nicht einmal zu den berühmten gehört.

Einige Engländer, die von Deutschland kamen und Tirol zu Fuss durchreis'ten, waren nicht dieser Meinung. Kaum waren sie angekommen und hatten die Ränzel abgeworfen, so eilten sie in die Küche und bestellten sich Maccaroni mit Parmesankäse und eine Polenta, weil sie hier an der Gränze von Italien nichts anderes essen mochten, und es sehr zweckmässig fanden, sich zum italienischen Leben zu bequemen. Die Wirthin, eine ehrliche Deutsche, gab sich alle Mühe ihre Nudelsuppe mit Wurst, dann ihren Schweinebraten mit Sauerkraut auf das Beste zu empfehlen; die Engländer blieben bei ihrer vorgefassten italienischen Meinung, und eilten davon, um auf die Felsen zu klettern und den Wasserfall zu besuchen. Ich sah ihnen aus dem Fenster nach, wie sie Gemsen gleich an den Zinken und Zacken des Gesteins hingen, und sich ganz entsetzlich anstrengten zu den Ruinen emporzuklimmen, dann aber zog ein säuerlicher Duft durch das Gemach, ich sah mich um, und ein delicates Sauerkraut dampfte mir vom Tische entgegen.

Ich hatte längst meine deutsche Mahlzeit beendigt, als die Briten ganz erschöpft zu ihrer italienischen sich setzten. Sie waren heisshungerig und sprachen mit einigem Enthusiasmus davon, Maccaroni an der Quelle, sie meinten Italien, zum ersten Male zu geniessen. Bald aber wurden sie enttäuscht. Sie assen mit langen Zähnen und kaueten, als wenn sie Leder verschlucken sollten. Auch der Käse roch nicht ganz so gut wie Parmesaner. Endlich erschien die Polenta, jener harte, spröde Brei von Maismehl, wie er nun eben auf dem Lande gegessen

wird. Die Söhne Altenglands würgten ganz endlos daran; sie, die eigentlich dazu bestimmt sind, halbrohes Fleisch zu zerreissen, wussten gar nicht wie eine zähe Mehlspeise mit den Kiefern zermahlen werden muss, schluckten zu voreilig und liefen Gefahr zu ersticken. Sie mussten, um ihren Hunger zu stillen, zu Kartoffeln, dem Alpha und Omega der englischen Reiseküche, ihre Zuflucht nehmen, und der Aelteste der Gesellschaft, der wahrscheinlich den schwächsten Magen hatte, stürzte mehre Gläser Sodawasser hinter, um das Brennen zu vertreiben, welches der ranzige Käse ihm im Schlunde erregte.

Ich betrat Jtalien ohne Salurns Wasserfall gesehen zu haben und ohne Indigestion von alten Maccaronen und trockener Polenta, einzig und allein mit einem leichten Verdauungsfieber behaftet, das ich deutschem Sauerkraute verdankte.

In diesen herrlichen Thälern, welche die Etsch, die Sarca, der Noce, der Oglio und die Brenta durchströmen, wohnt der welsche Tiroler in friedlicher Nachbarschaft mit dem deutschen, einem Herrn unterthänig, einen Namen führend, und dem Anscheine nach bloss durch die Sprache getrennt, aber dennoch tief verschieden in Sitten und Charakter, in Gebräuchen und Gesinnung. Oft scheidet nur ein Berg, den man in drei Stunden überschreitet, zwei Thäler, und man glaubt eine weite Reise gemacht zu haben, wenn man die Verschiedenheit beider betrachtet. Schon wenn man den Brenner überschritten, sieht man vieles geändert. Das lustige, raufende, jodelnde, tanzende Tirol, wie man es im Zillerthale und in den Innthälern findet, verschwand; mit dem Weinbau sollte die ausgelassenste Fröhlichkeit beginnen, so glaubt man, aber hier ist es umgekehrt. In den prächtigsten Weinlaubgängen, die sich auf Stunden erstrecken, unter dem Schatten von Castanien und Feigen erstirbt der jauchzende Jodler, und nur selten, fast verstohlen, hebt sich der Fuss zum Tanz beim Klange der einsamen Zither. Nicht mit Unrecht lässt sich dieser ernstere Charakter den Geistlichen zuschreiben, die oft sehr anhaltend gegen

Tanz und Lustigkeit eifern. Der Einfluss, den sie ausüben, ist unbegränzt. Eine Haupttriebfeder der letzten Insurrection war die Aufhebung der Klöster und die Beschränkungen, welche die Kirche zu befahren hatte. Dem Geistlichen wird, wo er sich blicken lässt, die höchste Achtung gezollt; der Bauer lässt es bei dem gewöhnlichen Grusse nicht bewenden, sondern er küsst ihm die Hand, wenn er ihm begegnet. Gelangt jemand aus einer Bauernfamilie zu den Priesterweihen, so ist es für alle Mitglieder derselben das höchste Glück; sie betrachten aber den heiligen Mann, der aus ihrer Mitte hervorging, nicht mehr als Ihresgleichen. Die Geschwister nennen ihn fortan nur „Sie" und „hochwürdigster Herr Bruder," und Freude leuchtet aus ihren Blicken, wenn sie seiner ansichtig werden. Ein junger Geistlicher, der nach seiner ersten Messe die Schwelle seiner Eltern und Verwandten betritt, wird von diesen kniend empfangen, indem er ihnen den Segen spendet. Es widerstreben jedoch die jungen Leute, trotz aller dieser Ehrenbezeugungen, häufig dem Wunsche ihrer Angehörigen, und man hat Beispiele, dass in dem Augenblicke, wo sie die Weihen empfangen sollten, sie sich eines Andern besannen, zum grossen Aerger ihrer Verwandten.

Während der deutsche Thalbewohner sich eine bunte Kleidung mit bäuerischer Eitelkeit erfand, geht der italienische, mit geringer Ausnahme, nur schmutzig einher, gewöhnlich in Manchester von verschossenen Farben, und sieht in den aufgeschürzten Hemdärmeln und den blossen braunen Armen, mit dem markirten Gesichte, einem Bilde gleich, das uns unsere Phantasie wohl früher schon in unserer nördlichen Heimath bei der Lectüre abenteuerlicher Räubergeschichten vormalte. Und dennoch nennt der italienische Tiroler seinen deutschen Bruder: *porco tedesco*, und macht sich über seine Art zu leben, zu essen, zu trinken lustig, worin er freilich viel einfacher und nüchterner ist.

Wir bekommen jetzt zum ersten Male italienische Dörfer zu sehen. Doch sehr richtig bemerkt eine geistreiche Reisende, dass unser Wort „Dorf," durchaus

nicht den Begriff von „*paese*“ wiedergibt, indem der italienische Ausdruck jeden Gedanken an Ländlichkeit verbannt. Sie bestehen aus einer langen, überaus engen und schmutzigen Strasse, durch zwei Reihen festgebauter, steinerner Häuser gebildet, die durch die Länge der Zeit ihre eigenthümliche Farbe verloren haben, und deren Fensteröffnungen ohne Scheiben sind. An dem Ende dieser Strasse steht die Kirche mit ihrem hohen, viereckigen, flachgedeckten Thurm. Diess gibt mehr das Bild einer Stadt, die durch den Krieg gelitten hat, als das Gemälde eines ländlichen wirklich bewohnten Ortes.

Bei Lavis erblickt man mitten unter grünenden, üppigen Pflanzungen aller Art plötzlich kahle, entlaubte Bäume, wie im Winter, die eine traurige Rolle spielen und der Landschaft keine Zierde gewähren. Die Landleute tragen grosse Körbe auf dem Rücken, hochaufgehäuft mit der Galetta (den Seidencocons), und ein ganz eigener, durchdringender Geruch aus den Oefen, wo die Galetta geröstet wird, erfüllt die Luft. Hier beginnt der Seidenbau, und neben dem Weinstock wächst der Maulbeerbaum, der im Frühjahr sein Laub zur Nahrung des Wurms hergeben muss, und es dann erst im Herbste wieder erhält.

Von Lavis macht man Excursionen ins Val di Non (Nonsberg) und ins Val di Fiemme. (Fleims, Fleimser Thal), *Vallis Fiemarum.* Jenes ist westwärts, dieses ostwärts von der Strasse gelegen. Wir wollen uns jenes auf die Rückreise versparen, und dieses jetzt gleich in Augenschein nehmen.

Eine gute Fahrstrasse zieht sich einen hohen Bergrücken allmählich hinan, über Grumes, Graum, Cavriana, bis nach Cavales (*Cavalese*, 3053 Fuss über dem mittelländischen Meere), dem Hauptorte des Thales, welches eine wilde, tiefe Schlucht bildet. Es wird stellenweise ½ Stunde breit und zieht sich 11 Stunden aufwärts. Im untern Theile wächst Wein und Getreide, der obere enthält treffliche Weiden. Viehzucht ist daher der Hauptnahrungszweig. Cavales hat eine überaus gesunde Lage,

herrliches Wasser und einen Ueberfluss an sehr gutem Wilde. Grosse Abwechslung in der Unterhaltung findet freilich nicht statt, wer aber Ausflüge auf die nahen Höhen macht, und die Geistlichen besucht, wird eine kurze Zeit recht angenehm hier zubringen. Der milden, reinen Luft wegen ist Cavales besonders kränklichen Personen zur Sommerfrische anzurathen. Von hier geht die Strasse noch über Tesero nach Predazzo, wo sie aufhört. Predazzo liegt in einer hohen und rauhen Gegend, die den Eingang in das enge Thal von Travignolo bildet, worin das wenig besuchte Bad Paneveggio liegt. Man reitet von Predazzo über Forno nach Moena, zu dem Val di S. Pelegrin, von sehr hohen Gebirgen eingeschlossen, und kommt dann nach dem kleinen, aber sehr merkwürdigen Val di Fassa, im Schosse der prachtvollsten Dolomitgebirge, der Schatzkammer der Geognosten.

Hier bilden der Rosengarten, den wir schon in Botzen kennen lernten, und der Langkofel, nach der einen Seite, der hohe Contrin nach der andern Seite, die Einfassung. Vigo ist der Hauptort, ausserdem gibt es nur noch vier kleine Dörfer in dem Thale. In diesen hochgelegenen Thälern finden sich die grössten Waldungen Tirols. Man flösst das Holz auf dem Avisio nach Lavis, und von dort auf der Etsch nach Verona und weiter; im Winter aber sendet man es zur Achse über die Pässe von S. Pelegrin und Valazza, und dann zu Wasser nach Venedig, woselbst ein weitverbreiteter Handel damit getrieben wird. An Wildpret und den wohlschmeckenden, grossen Gebirgsforellen (*Trute*) fehlt es in dieser Gegend nicht, die gleichfalls einen Handelsartikel abgeben.

Zu den vielen geognostischen Merkwürdigkeiten, womit das Fassathal gesegnet ist, gehören auch die sogenannten Mandelsteine, von denen im Innsbrucker Museum schöne Exemplare gezeigt werden. In dem Gebirge „Ai Frati,“ gegen Gröden hin, liegen sie in grossen Massen wie zusammengebacken, und da die Witterung ihre äussern Schalen zum Theil zerstört hat, so sehen die Kugeln einem in seiner Kapuze halbverhüllten Mönchskopf gleich, woher die Gegend den Namen hat.

Die Fassaner sind ihrer Treue wegen bekannt, und wenn sie zur Messe nach Botzen ziehen, so werden sie von den Kaufleuten vorzugsweise als Markthelfer in Dienste genommen. Man spricht hier italienisch und deutsch, wenn gleich schon die Polenta das Hauptnahrungsmittel, und das Ballonspiel die beliebteste Unterhaltung ist.

Man kann, um denselben Weg über Lavis zu vermeiden, über den Pinè hinabreiten. Es ist etwas beschwerlich, jedoch wird man durch die reizendsten Aussichten entschädigt. Der Abhang dieses Berges ist sehr angebaut, und man überblickt eine Menge von Dörfern, Schlössern und Wallfahrtskirchen diesseits und jenseits der Etsch.

Tief unten im Thale sieht man Trient, das zwar nicht ganz so prächtig sich dem Auge darstellt, wie Herr Friedrich Mercey es beschreibt, der von zahllosen Gebäuden, Palästen, Terrassen, weissen Domen, schlanken Thürmen und hohen Mauern spricht, das aber dessen ungeachtet einen ganz stattlichen Anblick gewährt, und gleich im ersten Augenblick sich als nord-italienische Stadt ankündigt.

Die Pastoren sind ihrer Treue wegen bekannt; und wenn sie am Wagen oder Boden stehen, so werden sie von den Hausleuten vorzugsweise als Marktbelter in Dienste genommen. Man spricht hier italienisch und deutsch, wenn gleich schon die Polenta das Hauptnahrungsmittel und das Bocciaspiel die beliebteste Ergötzung ist.

Man kann, um denselben Weg über Lavis zu vermeiden, über den Ente hinabreiten. Es ist etwas beschwerlich, jedoch wird man durch die reizendsten Aussichten entschädigt. Der Abhang dieses Berges ist sehr angebaut, und man übersieht eine Menge von Dörfern, Schlössern und Wallfahrtskirchen diesseits und jenseits der Etsch.

Tief unten im Thale sieht man Trient, das zwar nicht ganz so prächtig sich dem Auge darstellt, wie Herr Friedrich Murray es beschreibt, der von zahllosen Gebäuden, Palästen, Terrassen, weissen Domen, schönen Thürmen und hohen Mauern spricht, da aber dessen ungeachtet einen ganz stattlichen Anblick gewährt, und gleich im ersten Augenblick sich als norditalienische Stadt ankündigt.

Dritte Abtheilung.

Südliche Thäler.

II.

Erstes Capitel.

Trient.

Unterhandlungen mit dem Vetturin. — Lob des Passwesens. — Letzte Wegzehrung eines Kranken. — Leichenausstellung. — Hausknechte. — Bewirthung in der Rose. — Vogelfang. — Geschichtliches. — La Fiera di San Vigilio.

Unser singender Vetturin hatte kurz vor der Stadt sein Singen eingestellt, um, wie sie es gewöhnlich zu machen pflegen, sich auf seinem Sitze nach den Leuten im Wagen zurück zu wenden, und vor allen Dingen zu fragen, ob man mit dem Fuhrwerke zufrieden sey, wohin die Reise gehe, und ob man nicht gesonnen wäre, weiter zu accordiren. Ist man Neuling genug, dieses Entgegenkommen zu erwidern, und vor den Thoren einer Stadt den Vetturin aufs neue zu dingen, so ist man aller Wahrscheinlichkeit nach der Geprellte, weil in jedem Gasthofe sich Gelegenheiten darbieten, die, durch die Concurrenz gezwungen, sehr billige Preise machen.

Mein Reisegefährte wies den Vetturin zur Ruhe, indem er ihm das Gesuch rund abschlug, und erklärte, er wolle in Trient einen bequemern, zweispännigen Wagen nehmen. Hiemit gab sich der Arme jedoch nicht zufrieden. Er versicherte, dass es ihn unendlich freue, so artige und respectable fremde Herren zu fahren, und dass er sich nur schwer dazu entschliessen würde, sie einem Andern zu überlassen und anzuvertrauen. Er versprach die grösste Billigkeit und die unglaublichste Schnelligkeit, er wollte uns bis Venedig führen, in Mestre oder Fusina unsere Rückkehr erwarten, und dann mit uns nach

Deutschland reisen, ein Land, das er schon längst zu sehen wünsche, und so fort. Ich ergötzte mich sehr daran, aber mein Freund nahm es ernst, und schnitt mit einer barschen Verneinung, der sich ein bitterer Tadel des Pferdes und des Wagens hinzugesellte, die Suade des guten Pietro ab, der sich schnell zurechtsetzte und nun gleichfalls ernst sein Pferd antrieb, ohne weder gute Worte noch Lieder mehr hören zu lassen.

Mein Reisegefährte sagte mir auf Englisch, man müsse nun schnell und vorsichtig einen neuen Vetturin zu gewinnen bemüht seyn, weil dieser gleich bei seiner Ankunft in Trient intriguiren würde, um uns zu behalten, und seine Cameraden durch Vorspiegelungen aller Art zu enormen Preisen oder gänzlicher Weigerung zu bewegen.

Wir kehrten in der Rose ein. Unser Pietro klagte gleich, während wir ihn bezahlten, dem Kellner und Hausknechte, dass wir ohne ihn weiter reisen wollten, obgleich wir durchaus keine Klage über ihn zu führen hätten. Und Kellner und Hausknecht unterfingen sich alsbald, der eine auf Deutsch, der andere auf Italienisch, uns sehr ernst zu fragen: „Warum geben Sie den Mann auf? er ist sehr brav, Sie finden keinen bessern!"

Pietro bedankte sich, und lief fort, als ob der Kopf ihm brennte. „Aha," sagte mein Freund, „folgen wir ihm. Er geht in die Europa, wo stets eine Menge Vetturine sind, um uns dort den Pass abzuschneiden. Hier ist es schon geschehen."

Ich folgte lachend meinem Gefährten, und schon aus der Ferne erblickten wir unsern Einäugigen, wie er einige lumpige Kerle, von seinem Schlage, schnell um sich versammelte, und mit lebhaften Gesten sie bearbeitete. „Sehen Sie," sagte der erfahrene Mann, „wie ich meine Leute kenne? Hier ist nichts mehr zu machen. Er wird uns als Geizhälse schildern, oder uns ein so schweres Gepäck andichten, das jedes Pferd zu Schanden macht, kurz, er versteht seine Sache so gut zu drehen, dass wir, wenn uns nicht der Zufall beisteht, gezwungen seyn werden, ihn noch zu bitten, uns weiter zu fahren. Das geschieht aber nicht, eher nähme ich die Post."

Während der Vetturin in der Europa sich noch abmühte, seine Intrigue zu befestigen, gingen wir in die Rose zurück, um zu überdenken, wie wir seine arge List zerstören könnten. Hier fielen uns sogleich einige schöne Wagen auf, die in der Vorhalle standen. Wir öffneten einen davon auf gut Glück, und ein schlaftrunkener Kerl fuhr, sich die Augen reibend, in die Höhe, und fragte: „ob wir seiner bedürfen?“ Es war ein Kutscher aus Roveredo, der die Zeit über in seinem Wagen geschlafen hatte, und zu dessen Ohr die Verleumdungen Pietro's noch nicht gedrungen waren. Er konnte uns nicht weiter als bis Roveredo führen, versicherte aber, dass wenn wir um fünf des Morgens von Trient abreisen, wir Zeit genug ankommen würden, um mit einer Retourgelegenheit nach Verona reisen zu können, von der er wusste, dass sie sich in dem Gasthause zur Krone in Roveredo aufhalte. Diess war meinem Freunde zwar nicht genug, aber der Signor Capo des Fuhrwesens und mehre Sensale, die sich sogleich um uns versammelten und den Handel zum Abschlusse brachten, gaben vor, von der Retourgelegenheit zu wissen, und es fehlte nicht an den kräftigsten Betheuerungen, so dass man die Capara annahm, und wir des Roveredaners wurden. Unser bald darauf zurückkehrender Pietro verbiss nur mühsam seinen Aerger, als er den Handel erfuhr.

Am Thore muss man den Pass abliefern, den ein Polizeisoldat nach einer Stunde visirt ins Wirthshaus bringt, wofür er ein kleines Trinkgeld in Anspruch nimmt. Wer Abends spät ankommt, muss warten, bis am andern Morgen die Polizeibureaux geöffnet werden. Viele Reisende finden diess sehr lästig, und man hört sie gewöhnlich über die Passverordnungen schmählen, während sie doch nur ihre Sicherheit bezwecken, indem sie eine Controle von Seite der Behörde bilden, den Frevelmuth und das Verbrechen im Zaume zu halten. Vor hundert Jahren, und selbst später noch, war eine Reise nach Italien keineswegs so gefahrlos, als sich hie und da heute wohl Mancher denken mag. Hier in Trient fanden sich beim Wiederbau des freundlichen Gasthauses zur Rose,

wo ich stets gern einkehre, vor wenigen Jahren Menschengebeine in einem tiefen Kellergeschoss, und dieser räthselhafte Fund wurde nur dadurch erklärt, dass frühere Besitzer des Hauses Reisende beraubt und ermordet haben müssen. Solche Reisende gingen dann verloren, und Niemand war im Stande, ihre Spur zu ermitteln. Auch von der Europa sind solche Sagen im Umlauf, und wenn sie sich auch nicht verbürgen lassen, und grösstentheils nur auf Muthmassungen beruhen, so sind sie doch so allgemein verbreitet, dass man nicht ohne Schauer an jene Zeit zurückdenken kann, und gewiss mit einiger Beruhigung seinen Pass in das Register der Polizei eintragen lässt, sollte es selbst einen kleinen Aufenthalt verursachen.

Ein lautes Singen und ein immer wachsender Auflauf lockte uns ans Fenster. Ein langer Zug von Geistlichen, Fackeln tragend, kam die Strasse herauf, mit Bildern und Fahnen, von einer ungeheuern Menge gefolgt. Es war keine Procession; sie schritten rasch, als wenn es Eile hätte, und sie irgendwo erwartet würden. Alle Leute, die auf der Strasse waren, fielen auf die Knie und bekreuzten sich. Man trug „das hochheilige Gut" zu einem Sterbenden, der dem Gasthofe gegenüber wohnte. Der arme Sterbende! wenn er noch bei Besinnung war, so wurde der Trost, den ihm die Religion spendete, von dem Lärm, den das Volk dabei machte, gewiss sehr getrübt. Er ist wahrscheinlich bald nachher gestorben; denn am andern Morgen schon sah ich ihn im Sarg in der geöffneten Hausthür liegen, wodurch ein jeder musste, der in dem Haus etwas zu thun hatte, und das waren Viele; denn das Haus war gross und wurde von mancherlei Menschen bewohnt. Das war aber mit Vorbedacht geschehen. Denn an dem Sarge hing Weihkessel und Wedel, und keiner ging vorbei, ohne eine fromme Sprengung vorzunehmen und eine Gebetformel dabei zu murmeln. Auch keiner, der auf der Strasse vorüberging, unterliess es. Um die Leute aufmerksam zu machen, waren lebensgrosse Bilder zu beiden Seiten der Thüre aufgehängt, Gerippe vorstellend, das eine mit einer Kutte

behängt, das andere in militärischer Kleidung. Das Ganze machte einen barocken, und keineswegs tragischen Eindruck, wenn nicht unwillkührlich unser Blick wieder auf der Leiche haftete. Ein Bilderhändler in der Nähe zeigte sich bemüht, auch sein Schärflein beizutragen, um die Vorübergehenden in die rechte Stimmung zu versetzen. Er hing zwei grosse geätzte Blätter vor die Fenster, von denen das eine die Unterschrift: *il giusto moribondo*, das andere: *il peccator moribondo*, führte. Auf jenem erblickte man einen ruhig Entschlummernden, Engel zu Häupten seines Lagers, Päpste und Bischöfe tröstend zu ihm tretend, und in der Ferne Christus und die Heiligen, bereit ihn zu empfangen. Auf diesem lag ein gräulich verzerrter Leichnam, von den Lüsten und Sünden der Welt umgeben, und gräuliche Teufel, die sich um seinen Besitz zankten. Ein Haufe löste den andern vor diesen Bildern ab, und manch schönes, braunes Landmädchen athmete tiefer und seufzte wohl gar. Bei jungen Burschen habe ich diese Bewegung nicht gemerkt. Sie schauten nur etwas ernster drein.

Fast in jedem Gasthofe Welschtirols sind die Hausknechte Deutsche. Erstens glaube ich nicht, dass man diese breitschulterigen, ehrlichen und arbeitsamen Bursche in den italienischen Thälern antrifft, zweitens geschieht es, um mit den deutschen Kutschern und Frachtfuhrleuten fertig zu werden, welche so häufig diese Strasse ziehen. Wer daher mit den geschniegelten Camerieren nicht Lust hat zu unterhandeln, frage nur gleich nach dem Hansel oder Seppel, und kann dann überzeugt seyn, eine genügende Auskunft über alles zu erhalten. Diese Hausknechte wissen auch gewöhnlich, wann deutsche Retourfuhrleute eintreffen, und haben Aufträge von diesen, ihnen Reisende zu werben. Diess ist besonders bei der Rückreise nach Deutschland zu berücksichtigen.

In der Rose findet keine Table d'hôte statt, sondern man sagt, was man zu essen wünscht, und wird zur festgesetzten Stunde bedient. Diese Art, seine Mahlzeit zu machen, ist zwar etwas theurer, als die in Deutschland gewöhnliche, aber ungemein bequem und angenehm.

Man findet sie in mehren Gasthöfen der Lombardie. Ich hatte hier, wo ich sie zum erstenmale fand, nicht Ursache, mich darüber zu beschweren, und war mit einem saftigen Beefsteak, einem Fische, und Francolini, herrlichem Vogelwilde, sehr zufrieden gestellt. Der Wein mundete mir nicht in gleichem Masse. Der Trientiner ist dick wie Dinte, dabei hitzig, und mit Wasser vermischt nicht angenehm zu trinken. Hier muss man sich an Vinpiccolo (Halbwein) halten, der auch gewöhnlich in den Haushaltungen getrunken wird.

Es ist in dieser Gegend gewöhnlich, seinen Tisch wenigstens mit einer Schüssel der delicatesten Vögel besetzt zu sehen. Dieses findet man überall, in der gewöhnlichsten Kneipe, auf dem Lande, in der Stadt. Sie machen das saftige Beiessen zu trockenen Polenta, und Lerchen, Wachteln, oder gar Ortolane werden dazu beigegeben. Der Vogelfang wird daher hier mit Leidenschaft und im Grossen getrieben. Zu diesem Ende werden Gruppen von Bäumen oben abgekappt und mit einem Netze versehen, während der Vogelsteller von einem seitwärts erbauten Thürmchen, oder einem höhern Baume, seine Observationen macht. Dergleichen Vogelherde sieht man ringsumher auf jeder Anhöhe, und sie erstrecken sich von nun an bis weit in Italien hinein.

Trient ist bereits vor langen Zeiten von den Toscanern der Sage nach gegründet worden. Schon Strabo, Plinius und Ptolemäus erwähnen dieser Stadt. Nach und nach herrschten Gothen, Lombarden und die römischen Kaiser in ihr. Dann fiel sie den baierischen Herzogen zu, bis ihr Bischof ihr Herr wurde, und den Titel eines Reichsfürsten erhielt. Das Bisthum von Trient begriff 70 Quadratmeilen, mit 150,000 Seelen.

Eine hohe Mauer umgibt die Stadt. Das Schloss, auf einem Hügel liegend, zum grossen Theil aus gelb gesprenkelten Marmorquadern gebaut, ist leider ganz verfallen; es gewährt jedoch noch immer einen imposanten Anblick.

Die Domkirche ist ein schönes, gothisches Gebäude. Sie ist dem Bischof und Märtyrer S. Vigilius geweiht.

Er lebte zu Ende des vierten Jahrhunderts, und wird im ganzen Lande sehr verehrt. Er starb durch Henkershand im Jahre 403, weil er den Zorn der Heiden auf sich lud.

An dem Tage dieses Heiligen zeigt Trient sich von seiner glänzendsten Seite; es ist für jeden Reisenden interessant, es dann kennen zu lernen, und obgleich ich mich am 26. Junius mehre Stunden davon entfernt befand, so wollte ich doch nicht die Gelegenheit versäumen, daran Theil zu nehmen; und da aus allen Gegenden Tirols Andächtige und Neugierige dahin zusammenströmen, so war es mir leicht, mich einer heitern Gesellschaft der letztern anzuschliessen, um das Fest mitzumachen.

Zweites Capitel.

Sanct Vigilius in Trient.

Ansehen der Stadt. — Vorabend des Festes. — Dom. — Sancta Maria Maggiore. — Das Concilium. — S. Simonin. — Die Orgel in St. Maria. — Trienter Sagen. — Der Palast des Teufels. — Signor Felice Mazzurana. — Der Podestà, Graf Giovanelli. — Eine Oper von Pacini. — Italienischer und deutscher Theatergeschmack. — Ambulante Virtuosen. — Der Quacksalber. — Die Predigt im Dome. — Die Procession. — Der Fürstbischof. — Die schönen Mädchen aus Roveredo. — Vergnügungen im Freien. — Das Feuerwerk. — Eine Oper von Donizetti. — Der Morgen nach dem Feste.

Nichts wäre wohl im Stande, einer unbedeutenden Provinzialstadt in Deutschland während vier und zwanzig Stunden eine so totale Umwandlung zu verleihen, als das Fest des heiligen Vigilius der guten Stadt Trient. Man würde sich wahrhaft in gewissen Stunden, z. B. Nachts in den Zwischenacten der Oper, vor dem Kaffeehaus, oder Mittags bei der wohlbesetzten Tafel in fröhlicher Gesellschaft nach den bedeutendsten Städten versetzt glauben, wenn nicht der Ausdruck der Bewunderung und des köstlichsten Geniessens in den Mienen der Vornehmern, des Anstaunens in den Gesichtern der Andern zu lesen wäre. Kenner grosser Städte und ihrer Sitten vermissen bald das scheinbare Nichtantheilnehmen, das Ennuyante, welches die Bewohner derselben auszeichnet, die das Bewundern den Fremden überlassen und zu geniessen verstehen, ohne durch übertriebene Aeusserungen sich nur den Genuss im geringsten zu verkümmern. Diess abgerechnet, ist Trient während seines glänzendsten Festes eine grosse Stadt, und wenn auch nur nachahmend, doch nachahmend mit grossem Geschick. Es hat seine Oper, sein Feuerwerk, seine Cafés, seinen Boulevard, seine nachlässigen Elegants,

seine eleganten Mignonnen, einige Uniformen, ein paar Damen in höchster Toilette und zwei bis drei Equipagen; dabei Geschrei, Tumult, Musik an allen Enden, Gelächter, offene Boutiken, zahllose Bauern in Festtagskleidern, Wein, Bier und Monferini.

Das thut der Charakter der Italiener und Franzosen. Man gibt sich auf ganz andere Weise solchen Festen hin, man will etwas dabei vorstellen. Trient ist das ganze Jahr nichts, am Vigiliusfeste erhebt es sich; die ganze Bevölkerung nimmt Theil, alle greifen zu, packen an, fördern, heben und halten, nicht wie bei uns, wo die Vornehmen nur zusehen wollen, wie der Geringere sich mit seinem Genuss abmüht, bestreiten hier vom frühesten Morgen bis spät nach Mitternacht die ersten Stände die Kosten des allgemeinen Vergnügens mit. Deutsche Feste ändern nichts an der Physiognomie der Städte, wo sie gehalten werden, sie geben ihren eigenthümlichen Zügen vielmehr nur grössern Nachdruck und Schärfe. So z. B. macht das Octoberfest aus München eine complete Landstadt, voll brüllenden, blöckenden und meckernden Viehes mit herumziehenden Schützenfahnen, einer sächsischen Vogelwiese u. s. w., und gibt somit, statt es grossartig umzugestalten, seinem ursprünglichen, sehr anziehenden idyllischen Charakter ein bedeutenderes Relief.

Ich hielt am Vorabende des Festes meinen Einzug in Trient, als gerade mit allen Glocken geläutet wurde, und zwei Züge Reiter und Seiltänzer mit Musik von entgegengesetzten Enden in die Strada longa einritten, um ihre Künste für den Abend zu verkündigen. Die Gesellschaften waren ziemlich zahlreich, obgleich sie nur drei bis vier Pferde hatten, denn eben so viel Personen sassen auf einem jeden; ein Paar gingen noch überdiess zu Fuss. Es lief eine Menge Volks zusammen, Guitarren, Flöten, Geigen und der Gesang herumziehender Musikanten mischte sich in den Lärm; die Handelsleute liefen aus den Boutiken; an den Strassenecken klebten grosse Zettel mit schönen Verheissungen: *Li Arabi nelle Gallie* von Pacini bei beleuchtetem Hause, zwei blonde Engelsköpfe aus Roveredo, die einer meiner Reisegefährten genau kannte

und freundlich grüsste — Alles verhiess Lust und Freude, und in angenehmer Stimmung rollte ich in den Thorweg des Signor Mazurana, über welchem der göttliche Stier mit der holden Prinzessin Europa, zierlich in Blech getrieben und vergoldet, prangte. Es waren noch Zimmer genug vorhanden, wie uns der Cameriere versicherte, und wir drei Personen erhielten vorläufig Eines mit zwei Betten und der Verheissung, noch eines mit einem dritten für die Nacht zu bekommen. Auf unsere Bemerkung, ein anstossendes, worin drei Betten befindlich waren, sogleich für uns in Beschlag nehmen zu wollen, ward uns sehr höflich entgegnet: „Diess sey zu schlecht für uns, man werde uns ein eleganteres einräumen." Wir beschieden uns damit, und nahmen in dieser Hoffnung Besitz vom Gasthof *all' Europa* für die Dauer des Vigiliifestes.

Dieser Vorabend brachte nichts Merkwürdiges. Alles, was wir beim Hereinfahren mit Einem Blicke übersehen hatten, wurde nun, die Blondinen ausgenommen, etwas genauer beaugenscheinigt, ohne dadurch interessanter zu werden. Jene lieblichen Roveredanerinnen waren aber vom Fenster und aus unserem Gesichtskreise verschwunden. In der Hoffnung, sie auf frommen Wegen zu finden, besuchten wir einige Kirchen. Wir fanden aber auch hier von ihnen keine Spur, wohl aber den Dom mit prächtigen Teppichen behängt, den Chor mit zeltähnlicher Draperie, den Thron des Fürstbischofs und die heiligsten Reliquien in kostbaren Gefässen in langer Reihe auf dem Hochaltar aufgestellt. In Sta. Maria Maggiore sahen wir die getreue Abbildung des Conciliums, das in dieser Kirche gehalten wurde *, und in St. Peter den kleinen Simonin von Trient, den dreijährigen Knaben, der nun schon viele hundert Jahre, in seinem Glaskästchen liegend, angebetet wird, weil ihn einst die Juden zu Tode gemartert haben sollen, um sein Blut zu erhalten. Das Histörchen ist an zwei Gebäuden der Stadt, wo der kleine Simon

* Es währte bekanntlich von 1545 bis 1560, und während dieser 15 Jahre wogte ein Meer der glänzendsten Lustbarkeiten, ja Bälle sogar, um die in ernsten theologischen Streitigkeiten verwickelten Bischöfe und Gesandten.

gewohnt, und wo die Mordthat verübt wurde, in Stein versinnlicht. Zwei alte Juden schnüren ihm mit einem langen Handtuche die Kehle zu, während ein altes teuflisches Weib dem in einer Schüssel stehenden Knaben mit einem langen Stilett recht vorsichtig die Seite öffnet, damit nichts von dem Blute verloren gehe.

Den armen Juden ist es nach dem Tode des kleinen Simon in Trient schlecht genug ergangen, und da sich zu gleicher Zeit eine ähnliche Geschichte bei Innsbruck zugetragen *, so gab diess das Zeichen zu ihrer völligen Ausrottung. Ich konnte die vertrockneten Züge der kleinen Mumie nicht ohne innern Schauer betrachten, da sie gleichsam schmerzhaft verzogen zu seyn schienen, so z. B. der schiefe, geöffnete Mund, der die kleinen Milchzähne des Kindes weiss und glänzend sehen liess. Der Körper war mit schwarzen Flecken bedeckt, die von dem unterlaufenen Blut an den Stellen, wo die Nadeln eindrangen, herrühren sollen. Jedenfalls ist an dem Kleinen ein Gräuel verübt worden, um frommen Wahn zu nähren und Fanatismus zu erregen. Der arme Simmerl von Trient, wie ihn das deutsche Landvolk nennt, muss sich jetzt an seiner vielhundertjährigen Heiligkeit für die schmerzvollen Qualen einer frühzeitigen Sterbestunde schadlos zu halten suchen.

Die Orgel in Sta. Maria Maggiore war ein bewundernswerthes Meisterwerk, von dem vielfältige Sagen berichtet werden. Dass der Teufel dem Erbauer dabei geholfen habe, ist eine so gewöhnliche bei allen merkwürdigen Hervorbringungen des Mittelalters, dass es fast überflüssig ist, sie hier zu erwähnen. Interessanter ist die, dass die Trientiner den Meister blenden liessen, um ihm dadurch die Mittel zu benehmen, jemals wieder ein ähnliches Werk zu schaffen. Dieser aber bat um die Gnade, noch einmal, geblendet, zur Orgel geführt zu werden, um einem kleinen Mangel abzuhelfen, den er nur allein kenne, und ihr dadurch die höchste Vollendung zu ertheilen. Als ihm seine grausamen Mitbürger

* Der heil. Andreas aus dem Dorfe Rinn.

willfahrten, ergriff er ein scharfes Instrument und zerstörte schnell einige Pfeifen, und würde die Orgel vernichtet haben, wenn er nicht sogleich in den Kerker gebracht worden wäre. Trotz dieser Verstümmelung blieb die Orgel bewundert, bis ein Blitzstrahl sie in Asche legte. Seit einigen Jahren ist eine neue erbaut, und obgleich sie der vorigen nicht ganz gleich kommen soll, so wird sie doch für eine der besten in Italien gehalten. Man glaubt Fagotte, Flöten, Clarinette, Posaunen zu hören, und nie noch vernahm ich eine vollkommnere Nachahmung dieser Instrumente; alles horchte entzückt zu, und als am Schlusse des Amtes der Organist einen pomphaften Opernmarsch mit türkischer Musik erklingen liess, da fehlte nicht viel, dass ein lauter Applaus in der Kirche ausgebrochen wäre.

Die Oper rief uns um acht Uhr ins Theater, das an das Hotel der Europa stösst, und so wie dieses von Herrn Mazurana erbaut wurde. Trient ist eine sagenreiche Stadt, und die Trientiner scheinen Phantasie zu besitzen. Ich weiss nicht, ob zu der Zeit, als die Novelle in Italien blühte, sich ein Einwohner von Trient darin hervorgethan. — Der schöne Palast, den ich aus meinem Fenster sehe, mit der ächt italienischen Terrasse und der köstlichen Fernsicht auf grüne Feigenbäume und röthliche Berge, wird „der Palast des Teufels“ genannt, und dieser mächtige Herr soll ihn in Einer Nacht erbaut baben. Lange stand er unbewohnt, und erst seit kurzem kaufte ihn für einen mässigen Preis ein Cavalier, der ihn so eben einrichten lässt. Und so auch hängt sich das lose Gespinnst der Sage um jenen langen, breitschulterigen Mann mit dem gelben, finstern Gesicht und den schneeweissen dicken Haaren, der in hinaufgeschobenen Hemdärmeln dort vor der Thür des Kaffeehauses steht und Eisstücke in einen kupfernen Zuber legt. Es ist der Erbauer der hübschen Häuser, die hier neben einander gereiht zu sehen sind, und die man ebenfalls gern dem Teufel zuschreiben möchte, wenn man nicht wüsste, dass sie von Herrn Mazurana selbst herrühren. Man weiss es sich noch sehr gut zu entsinnen, wie der gute Signor

Felice in Trient einwanderte, einige Rasirmesser, ein Becken und etwas Seife in seinem Bündel, wie er dann Cameriere wurde und nichts hatte als Mühe und Plage, und wie er nun Häuser hat und Geschäfte aller Art, und ein sehr reicher Mann ist, obgleich man nicht weiss, wie er es geworden, und allerlei davon fabelt. Der Mann, der das prachtvolle Kaffeehaus in Padua erbaute, hatte früher ein uraltes Häuschen erstanden, das er einreissen liess, und bezahlte dann alle Kosten seines grossen Baues mit Zechinen altvenetischen Gepräges. Hier war der plötzliche Glückswechsel sehr erklärlich. Bei dem Parvenü von Trient kann er so klar nicht nachgewiesen werden. Herr Mazurana ist übrigens ein Mann von Energie und grosser Thätigkeit. Einst wird vor seiner Thüre die Strasse gepflastert. Es ist Sonnabend und bereits spät; er wünscht, dass die Arbeit bis zum Sonntag beendigt sey. Ein Platzregen treibt die Pflasterer unter Dach, und die Sache scheint unmöglich. Da stellt er hinter jeden Arbeiter einen Kerl mit einem Regenschirm, gibt Wein vollauf zu trinken, und die Strasse wird während des heftigsten Regengusses gepflastert. Dergleichen Extravaganzen dienten aber nicht wenig dazu, den Mann bei seinen Mitbürgern in sonderbarem Rufe zu erhalten.

Das Pflaster in Trient ist übrigens vortrefflich; die Trottoirs wetteifern mit den schönsten, die ich kenne. Diese Zierde verdankt es, wie auch den prächtigen, noch nicht beendigten Campo santo und manches Andere, seinem verdienstvollen Podestà, dem Grafen Giovanelli. Wegen der Bestreitung des Pflasters entspann sich ein Zwist zwischen diesem und der Bürgerschaft; eben so wurden die Summen zum Ausbau des Rathhauses nicht bewilligt, die von dem Grafen, der gern grossartige Plane entwirft, allerdings ziemlich bedeutend angeschlagen wurden. Die Folge war, dass sowohl die Strada larga, eine der Hauptstrassen, noch in jenem kläglichen Zustande der Pflasterung sich befand, der noch vor wenigen Jahren in Trient allgemein war, als auch, dass das Rathhaus, mit der Aufschrift: *Municipalità*, gerade nach

dieser Strasse hin, eine wahrhaft abschreckende Zierde durch kolossale Strebebalken und Stützen erhalten hatte, die es vielleicht nicht einmal nöthig haben mochte. Man sagte jedoch, dass der Podestà durch diese Massregel seinen Zweck erreichen würde, und die stolzen Trientiner, um dieser Verunzierung abzuhelfen, bereits in einer Unterhandlung mit ihm begriffen waren.

Was die Oper betrifft, so kann ich wenig Gutes davon berichten. Das Theater ist schön; es hat vier Reihen Logen, deren jede mit zierlichen blauseidenen Vorhängen tapeziert ist, dabei versehen mit Spiegeln, Sophas und brennenden Wachskerzen. Diese erhellen zwar das Innere der Logen, aber nicht den Saal, dessen Beleuchtung unter Null ist, denn es ist darin stockfinster. Dafür hat man aber das Vergnügen, die Bewohnerinnen der Logen im schönsten Lichte zu sehen: ein Vorzug vor vielen deutschen Theatern. Pacini's grosse Oper hatte einen Ernst zum Lachen und eine Trauer zum Tanzen. Ich will nicht behaupten, dass die Musik nicht Schönheiten enthalte. Das erste Finale könnte einen wilden Deutschen abgeben, wenn ihn Strauss arrangiren wollte. Das Ganze erschien mir aber etwas verwirrt, doch das lag wohl zum Theil auch an den Künstlern. So etwas ist für vollendete Virtuosen berechnet, und desshalb fallen solche Opern in Deutschland auch durch, wo die Sänger hiezu gewöhnlich mangeln. Der Trientiner Impressario, der ungefähr mit 10,000 Zwanzigern oder 4000 Gulden seine *fiera di San Vigilio* bestreiten muss, kann dafür nichts Berühmtes engagiren. Der Contr'alt war nicht übel, die Prima Donna hingegen über die Jahre der Reize hinaus, mit schwankender Stimme, der Tenor in Stellen des Affects unangenehm, in sanftern und in der Cantilene weich und lieblich *à l'italienne*, der Bass in der Maske eines Greises würde mit seinen leidenschaftlich-jugendlichen Bewegungen und eben solcher Stimme in Deutschland ausgelacht worden seyn; hier wurde er beklatscht.

Nach dem Theater entlud sich ein herrliches Gewitter gerade über Trient, und versprach uns Kühle für den morgenden Tag; indess mussten wir drei mit den zwei

Betten uns begnügen, da der Cameriere behauptete, uns kein drittes versprochen zu haben. Unser Widerspruch half nichts, und da auch die andern Gasthöfe übervoll waren, so machten wir gute Miene zum bösen Spiel. In dieser Nacht glich die Europa einem Karawanserai; überall schlafende Pilger, Thüren und Fenster die ganze Nacht offen, Schläfer auf den luftigen Gängen, die Köpfe in geöffnete Fenster gelegt, die oft fünf Schläfer in Einem Bette sehen liessen. Man weiss, dass italienische Betten eine ansehnliche Breite haben. Als das Gewitter schwieg, verkündete Kanonendonner, Glockengeläute und durch die Strassen ziehende Musik den Anfang des Festes, uns, die wir schlecht geschlafen hatten und nun erst uns des Morgenschlummers erfreuen wollten, eine unwillkommene Störung. Wir eilten auf die Strasse, die schon ein festliches Leben füllte. Obgleich das Gewitter und der dasselbe begleitende Wolkenbruch die Wege im Gebirge unwegsam gemacht hatte und demnach an 7000 Landleute ausgeblieben seyn sollten, so war doch die Menge derselben immer noch sehr ansehnlich. Der italienische Bauer dieser Gegend liebt es, sich in ein zweifarbig schillerndes Wollenzeug zu kleiden, etwa roth und gelb, oder grün und gelb; hievon trägt er weite Pantalons und einen ganz kurzen Frack, dazu einen grossen runden Hut; Schuhe mit Schnallen und eine bunte Weste. Die Frauen tragen Kleider von dunkelm, gewöhnlich blauem Zeuge, den Zopf im Nacken platt im Kreise gelegt und eine hübsche Silbernadel durchgesteckt. Die Gesichter der Mädschen, stark gebräunt, aber nicht unangenehm, oft hübsch, zogen unsere Blicke an. Einige Weiber aus Val Tesino trugen sich sonderbar, doch nichts weniger als schön. Die Röcke waren von grauer Leinwand in Falten, mit hellrothen Tuchstreifen besetzt; hiezu ein schwarztuchenes Mieder mit rothem oder hellblauem Brustlatz, ein dickes weisses Musselintuch um den Nacken und vorn so befestigt, dass die starke Brust darin wie in einer Schlinge ruhte; die Schürze von buntem Kattun, auf dem Kopf ein grosser, fast dreieckig gebogener Männerhut: darunter eine Haube. Wir setzten uns vor ein

Kaffeehaus und liessen die bunten Gruppen an uns vorbeiziehen, die in den aufgestellten Buden die Gegenstände besahen, handelten und kauften.

Die Menge der ambulanten Virtuosen, welche die Luft mit Gesang und Spiel erfüllten, war ausserordentlich. Hier zwei ziemlich corpulente Schönen, welche die Harfe spielten, mit einem Begleiter, der die Violine wie ein Cello behandelte; weiterhin ein altes Paar, sie mit einer Guitarre, er mit einem Stäbchen im Munde, alle Sangvögel auf das täuschendste nachahmend und Gesichter schneidend, die Niemand ohne Lachen ansehen konnte; dort einige Guitarren, zu deren Geklimper die Virtuosen mit dem Munde Horn und Fagott auf komische Weise nachahmten; diese Duette, jene Arien singend; Redner, Improvisatoren, Taschenspieler, Bajazzo und Marktschreier im bunten Gemische; das Ideal eines Jahrmarktes von Plundersweilern, zu welchem Goethe schwerlich die Züge in Deutschland zusammentragen konnte.

Ich mag mich nicht überreden, dass alle diese Leute, deren Italien vor andern Ländern eine ungeheure Menge besitzt, aus der Ferne herbeigezogen waren. Mehre von ihnen hatten nichts von der Abenteuerlichkeit, die solchen Nomaden schon im Aeussern anklebt. Es schienen mir alte Bürger, arm und elend, mit vertrockneten Gesichtern und festmässig ausgekehrten Kleidern, die aus ihren Dachstübchen herabgestiegen waren, um durch musikalisches Kratzen und heiseres Krächzen nicht sowohl ihren Mitbürgern als sich selbst ein gutes Stündchen zu machen. Unter diesen bemerkte ich einen Violinspieler, der meine besondere Aufmerksamkeit anzog. Es war ein kleines, mageres Männchen, dessen dünne Beine in grauen engen Pantalons dicht an einen Höcker stiessen, der den ganzen Oberleib ausmachte. Ein langer, weiter, wahrscheinlich geborgter Frack von blauem Tuche flatterte wie ein Wimpel davon hernieder. Den Kopf trug der Mann ganz bloss, nicht nur ohne Hut, sondern auch ohne Haare; nur den Nacken zierten noch einige wenige von bedeutender Länge, die mit Sorgfalt über die Mitte des Schädels gelegt waren, wie der Rossschweif auf den

Helm eines Kriegers. Die Augen waren matt, und schienen einst bessere Tage gesehen zu haben, denn es lag ein feiner Ausdruck darin, wenn der Mann die Geige spielte. Die Nase war wirklich edel, dabei dünn und spitzig, wie diess bei verhungerten Gesichtern der Fall ist; der Mund breit gezogen, mit schmalen Lippen, das Kinn gar nicht vorhanden. So ragte dieser Kopf nur wenig über dem Höcker empor aus einer lose geknüpften Binde, als ein recht wehmüthiges Bild. Sein Spiel hatte Schule, doch war sein Strich nur schwach, es schien dem Armen alle Kraft dazu zu fehlen. Dafür aber suchte er allen nur möglichen Ausdruck hinein zu legen, und was dem Bogen nicht auszudrücken möglich war, ergänzten Augen und Mund. Jene drehten sich empor gen Himmel und schienen sich mit Thränen zu füllen; dieser öffnete sich, die Lippen zitterten, er wollte sprechen, er floss von innerer Seligkeit über, aber er konnte kein Wort für sein überschwängliches Gefühl finden. Und auch der übrige Körper nahm Theil an der innern Bewegung; nur die dünnen Beine standen fest und starr, sie, die ohnediess zu schwach waren, den Mann, die Geige und sein Gefühl zu tragen; dafür aber hoben sich die Schultern und senkten sich wieder wellenförmig, und selbst der Höcker hüpfte dann und wann wie ein tanzender Berg, den Orpheus Spiel belebte. Meine Freunde lachten, wenn sie den armen Geiger anblickten und sagten boshaft: „sehen Sie nur, wie so ein Italiener sich verstellen kann, er thut, als spiele er mit Ausdruck, und mit welchem?“ Mir thaten diese Bemerkungen weh, denn ich fühlte mit, was der Mann fühlte. — Aus der Küche stieg ein Gemisch von aromatischen Düften, man schickte sich an, das Essen aufzutragen und uns beide hungerte. Ich hatte die Aussicht, meinen Hunger zu stillen, er hungrig zu bleiben. Sein melancholisches Spiel drang mir zu Herzen, und ich gab ihm doppelt.

Als Seitenstück zu meinem Geiger kann ich drei Knaben aus dem Grödener Thale nennen, die mit einiger Aisance im eigenen Einspänner zum Feste gezogen waren. Sie waren anständig gekleidet, in Grau und Grün, den

Hut mit dem Gemsbart und Blumen geziert. Es war Violine, Flöte, Guitarre. Der Violinspieler mochte zehn Jahre alt seyn; man nannte ihn überall „den kleinen Mozart.“ Ein hübscher Junge mit pechschwarzen Augen und einem trotzigen Gesichte, der, ächt deutsch, kaum den Hut rückte, wenn er Geld erhielt. Er stemmte die Violine an die Brust und spielte mit vornehmer Nonchalance, indem er den Kopf bald hier, bald dorthin drehte, und mehr an dem Theil nahm, was um ihn vorging, als an seinem Spiele. Diess selbst war jedoch überraschend gut; er griff sehr rein und sein Strich war fest, dabei trug er mit Ausdruck vor. Seine Jugend, sein hübsches Aussehen und seine Fertigkeit, so wie auch die Straussischen Walzer, welche dieses Kleeblatt zum Besten gab, hatten es zum Lieblinge des Publicums erhoben, und sie nahmen dreifach ein, wo mein armer melancholischer Violinspieler mit dem Höcker froh seyn musste, das Einfache zu erhalten. Und doch war mehr vom Künstler in ihm, als in dem kleinen, abgerichteten Jungen.

Eine pomphafte Ankündigung hatte uns die Anwesenheit eines berühmten Arztes gemeldet, und wir machten förmlich Jagd auf ihn, da wir hörten, dass er zu Pferde die Stadt durchstreife und auf offenem Platze nicht nur Hülfe und Rath ertheile, sondern auch Operationen vornehme.

Welch eine Freude für mich, einen solchen Mann zu sehen, einen Quacksalber! Wo in Deutschland darf sich ein solcher noch in seiner alten Glorie sehen lassen? Alle diese freundlichen, belustigenden Gestalten sind nach und nach aus unserm Lebensdrama verschwunden. Und was haben wir dadurch gewonnen? Ein heimlich schleichender Quacksalber, wie es deren überall in Deutschland gibt, ohne Tressenrock und Hanswurst, ist ein Mörder; der öffentliche, der sich als solcher verkündet, der Theriak und Mithridat feil hält und den Leuten auf offenem Markte Zähne auszieht und schröpft, ist ein hülfreicher Narr, der auf die Thorheit der Andern speculirt. Eine schreiende Menschenmenge und der quäkende Ton einer schlechten Clarinette gaben uns bald zu erkennen, dass

wir unsern Mann gefunden hatten. Er machte sich nur mit Mühe auf seinem Pferde Platz, schwenkte es jedoch so geschickt hin und her, dass bald ein weiter Kreis um ihn gebildet war und er nun mit lächelnder Miene seine Clarinette in den Mund steckte, um noch mehr Zuhörer herbei zu locken. Nach einem kurzen marschartigen Stücke hob er sich im Sattel und begann mit volltönender Stimme seine Anrede. Er nannte uns alle: „meine Brüder!“ Sein Vortrag war anfänglich ruhig, dann kam er in Feuer, schimpfte auf alle Facultäten, lachte über die Aerzte in Verona und Wien und sagte: „Ihr mögt euch getrost, meine Brüder, an diese wenden, Abhülfe eurer Leiden werdet ihr nur bei mir finden.“

Jetzt zog unser Arzt einen grossen Lederbeutel hervor, worin furchtbare Instrumente sichtbar waren, und hing ihn an seinen Sattelknopf. Ich bemerkte Zangen, Hämmer und Sägen, wie sie ein Grobschmied zu verfertigen im Stande ist, dann einige Messer von unterschiedlicher Länge. Er betrachtete diese Dinge ohne Schauder, und bewusst seiner Kraft und Geschicklichkeit, womit er sie zu handhaben verstand, rief er Leidende mit lauter Stimme herbei, um ihren Uebeln auf das schnellste abzuhelfen. Es drängten sich zwar Einige hinzu, um das Arsenal des Doctors in Augenschein zu nehmen, aber niemand schien Lust zu haben, sich einer Probe zu unterziehen. Er aber fuhr ohne Pause in seiner Rede fort. Was jetzt an die Reihe kam, war eine Menge Bruchbänder, die er dem Volke hinhielt. Er erging sich gemüthlich in die Gehege der ausgetretenen Gedärme und erklärte mit reicher Suade die verschiedenen Arten der Brüche und die Zweckmässigkeit seiner Bänder. Er versicherte, selbst zwei ausgezeichnete Brüche zu besitzen, und zeigte augenscheinlich an seinem eigenen Leibe, wie man die Bänder umzulegen habe. Nach diesem erbaulichen und belehrenden Vortrage kamen die Clystierspritzen an die Reihe. Er zog deren von verschiedenem Kaliber hervor, zeigte ihre Structur und erklärte ihren Nutzen. Das Getümmel hatte jetzt dergestalt zugenommen, und die Hitze wurde auf dem Platze so drückend, dass wir

uns fort machten, ohne das Ende des Vortrags abzuwarten. Da die Operationen des Zahnausziehens nun unmittelbar folgten, so war es ohnehin die höchste Zeit für uns. Der belustigende Theil war vorüber.

Wir wandten uns jetzt dem Dome zu, wo eben die Predigt gehalten wurde. Gleichwie der Feuerwerker, die Operngesellschaft und mehre Andere noch, so war auch der Prediger verschrieben worden. Man wollte an diesem Tage das Ausgezeichnetste vereinigen. War es, dass das Bild des Quacksalbers und der Ton seiner Rede noch zu lebendig mir vorschwebte, oder dass mein Geist nicht im Stande war, sich dem feierlichen Ernste zuzuwenden — genug, ich konnte nicht aufhören, bei dem Prediger an den Quacksalber zu denken. Auch der Prediger nannte uns Brüder wie jener, es war derselbe Ton der Stimme, dieselbe Art zu declamiren. Auch er lachte laut und bitter über die Thorheit der Welt. Dann erhob ihn sein Feuer immer mehr und mehr; er begann zu zittern, zu wimmern, und endlich weinte er so stark, dass alles mitweinte. Diess war der Culminationspunkt; die Predigt war aus.

Die Kirche leerte sich, und man ging, um draussen festen Standpunkt zu gewinnen und die Procession mit anzusehen. Die üblichen Fahnen eröffneten diese. Sie marschirten in langen Zwischenräumen, doch rangirten sich nicht, wie in Deutschland, fromme Beter ein. Die Zwischenräume blieben leer, und alles zog vor, die Procession anzusehen, statt an ihr Theil zu nehmen. Die Capuziner in langer Reihe folgten, ihr mit den herrlichsten Blumen reich geschmücktes Kreuz tragend. Dann kamen die Franciscaner mit ihrer Fahne in noch grösserer Anzahl. Ich habe nie so viele Mönche dieses Ordens beisammen gesehen; sie hatten ein trauriges Aussehen. Der Zug hielt, und ich konnte ihre Köpfe genauer betrachten. An einigen zeigte sich die Entbehrung in ihrer ganzen Strenge, an wenigen nur die ruhige Entsagung. Ein alter, langer, hagerer Mönch zog aus seinem Aermel eine kleine beinerne Schnupftabaksdose und schnupfte

mit grossem Appetit. Ich musste an Yoriks Franciscaner denken. — Jetzt erschien der lange Zug theologischer Studenten, abermals ein Studium für den Physiognomiker. Ich versuchte zu errathen, wer von seinen Angehörigen gezwungen diesen Stand ergriffen hatte, und wer es aus eigenem Antriebe gethan; wer einst zu hohen geistlichen Ehren steigen würde, wer seinen ganzen Ehrgeiz darein setzte, einst eine fette Pfründe zu erschnappen, und wer nur in der Frömmigkeit das ganze Heil seiner Zukunft suchte. Das letzte war am allerschwersten zu ermitteln. Ich bemerkte einen jungen Menschen mit einem feinen bleichen Gesichte, die Augen zu Boden geschlagen, und ein Buch, das er in der Hand hielt, an die Lippen gedrückt. Diess war ein Bild der Frömmigkeit und Abgezogenheit von allem Weltlichen, und eben dieser konnte die stolzesten Plane für seine Zukunft im Busen bergen. Nirgend wie hier führt Demuth und Unterwürfigkeit zum sichern Ziele. Nun folgten die Pfarrer und das Domcapitel; alle trugen kostbare Gefässe, worin Reliquien des heiligen Vigilius waren. Man machte mich auf einen Schrein von Glas aufmerksam, worin die Zunge des heiligen Mannes sichtbar war, die einst so feurig und beredt den Heiden das Evangelium gepredigt. Ich fand sie übermässig gross und dick, und selbst für einen solchen heiligen Prediger zu übernatürlich. Hierauf wurde der silberne Sarg, mit der goldenen Inful und dem Stabe darauf, unter einem Baldachin getragen; der Fürstbischof, die Hand des Heiligen in der seinigen, folgte. So wie die Zunge, war die Hand von übermässiger Dimension; doch man wird nicht mehr darüber erstaunen, wenn man weiss, dass diese Hand es war, welche die Felsen auseinander schob, als die verfolgenden Giudicarier den Heiligen in ein Thal getrieben hatten, von wo es keinen Ausgang mehr gab. Jetzt noch bedienen sich alle jene, welche Stenico besuchen wollen, dieses von Vigilius gemachten Felsenpasses, und auch auf diese Weise wurde er daher ein Wohlthäter dieser Gegend, und Trients insbesondere, das von dort seine besten Lebensmittel bezieht.

Der Fürstbischof Luschin, eines Landmannes Sohn aus Kärnthen, * ist ein hoher Mann von grosser äusserer Würde. Das Ansehen, wozu ihn sein Rang erhebt, wird noch durch seinen Wandel um Vieles vermehrt. Er besitzt durchaus kein Eigenthum, weil er sein ganzes Einkommen den Armen verschenkt und sich selbst oft die Bedürfnisse der Bequemlichkeit entzieht, um seinem Hange zur Wohlthätigkeit zu genügen. Dabei kennt man ihn als einen der erleuchtetsten und gelehrtesten Geistlichen. Die Würde seines äussern Benehmens zeigte sich bei dem Hochamt im schönsten Lichte, obgleich das unendliche Ceremoniell und der unaufhörliche Wechsel der Kleidung bei der grossen Hitze die Kräfte des Mannes ganz aufgelöst zu haben schienen, was sich jedoch nur dann kund gab, wenn er während der Musik auf seinem Thronsitze Platz genommen hatte. —

Nachdem das Hochamt geendet war, durchzog man die Strassen, und dieser Moment war einer von denen, wo Trient einer grossen Stadt am ähnlichsten war. Die Damen hatten grösstentheils sehr elegante Toiletten gemacht; die meisten waren ballmässig in Flor gekleidet, und die Herren hatten einen Anstrich von Ungezwungenheit, den man in Provinzialstädten selten findet. Hier wurden die schönen Roveredanerinnen wieder sichtbar und einstimmig als die schönsten Damen des Festes proclamirt. Diess machte einen jungen Maler aus Roveredo so kühn, zu behaupten, dass die Trientinerinnen keinen Vergleich mit den dortigen Schönen aushalten könnten, und wenn dieses auch einigen Widerspruch fand, so wurde doch allgemein Roveredo als der Sitz sehr schöner Weiber anerkannt. Ich eile, dieses der Welt bekannt zu machen. Ist es nicht ungerecht, so viele Jahre von Roveredo's Vorzügen in der Seidenzucht gesprochen zu haben, ohne dieser überwiegenden Vorzüge zu erwähnen? Schöne Weiber und Seidenwürmer! was ist

* Er ist jetzt Fürst-Erzbischof von Lemberg, und sein Nachfolger in Trient ist der eben so ehrwürdige Bischof von Feldkirch, von Tschiderer, geworden.

interessanter? Wer zieht nicht eine liebliche Filanda von Intriguen allen andern Filanden der Fabricanten vor? wohlverstanden, wenn er nicht selbst zu den letztern gehört und bereits ein gewisses Alter erreicht hat. — Das Diner wurde von Klängen umrauscht, die ewig wechselten und nur manchmal zu den unangenehmen zu zählen waren. Alle *virtuosi ambulanti*, deren ich früher schon Erwähnung that, und viele andere noch liessen sich hören. Frische Ankömmlinge warteten stets auf der Treppe, um den Platz der Spielenden einzunehmen.

Der Nachmittag wurde auf dem Schiessplatze bei den Athleten und Seiltänzern und in den Gärten zugebracht, wo sich die Bauern belustigten. Ueberall gab es Lärm vollauf, aber der Lärm, den die Seiltänzergesellschaft machte, um Leute anzulocken, verdient besondere Erwähnung. Ich glaubte, in Europa nie einen ähnlichen zu hören. Die Frau und ein Haufe von Kindern hatten sich auf ein Gerüst über dem Eingange hingestellt, wo sie Trommeln, Becken, Pauken schlugen. Der Mann, der mit diesem und jenem sprach und ab- und zuging, blies nur dann und wann ein Stück eines Marsches auf der Clarinette dazwischen, die Familie aber hörte nicht auf zu schlagen, es mochte die Clarinette die Melodie dazu liefern oder nicht. Der Eifer und die Kraftanstrengung, so wie die Ausdauer waren dabei eben so komisch als bewundernswerth. Die Gärten um Trient zeigten sich nicht im besondern Glanze. Ungeachtet des Festes, wurde mitten unter den Gästen Heu eingebracht. Diese tranken grösstentheils Bier, weil es seltener und theurer als der Wein, mithin festlicher ist; es war jedoch sauer und fast ungeniessbar. Hin und wieder wurde ein Monferino versucht, der hier nationell ist; der grossen Hitze wegen wird jedoch im Sommer nur wenig getanzt.

Unterdess war auf dem Domplatze vor dem Springbrunnen das grosse Brettergerüste, das schon seit mehren Tagen aufgebaut war, mit Schildereien aus dem Leben des heiligen Vigilius geziert worden. Das Ganze stellte einen Tempel vor; in dessen Mitte war der Sarg, oben

die segnende Gestalt des Heiligen sichtbar. Alles war mit Raketen schön besetzt und verbrämt, und die schaulustige Menge umgab diese Feuerwerkdecoration, wie Kinder den Weihnachttisch, jubelnd und schreiend. Nach neun Uhr sprüheten die ersten Schwärmer in den schwarzen Gewitterhimmel, der sich über Trient ausspannte. Der Domplatz und die Strada larga wimmelten von Menschen; alle Fenster und Balkone waren mit geputzten Damen gefüllt, ebenso die aufgeschlagenen Gerüste. Jedes Stück des Feuerwerks wurde mit lautem Beifall begrüsst, der die Pausen ausfüllte und immer rauschender wurde. Man sah nach einander den Adler von Tirol, den Namenszug des Kaisers und zuletzt den grossen Tempel in Brillantfeuer. Das Feuerwerk war geschickt gearbeitet und gut aufgestellt, so dass es ein Jeder sehen konnte. Für den Preis von tausend Gulden wird man an keinem andern Ort etwas Bedeutenderes zu Stande bringen können. Jemand behauptete mit grossem Ernste, die Einwohner von Giudicarien, deren Vorfahren den Heiligen ermordet, haben nun fortwährend als Busse die Kosten des Feuerwerks zu bestreiten. Wahr ist es, dass hiezu ein eigener Fonds existirt, wozu die Stadt immer noch etwas beisteuert.

Nach eilf begab man sich in die Oper. Es wurde *l'Elisir d'Amore* von Donizetti gegeben; eine gefällige, heitere Musik, die zum Theil schon Volksmelodien geliefert hat. Besonders ist diess mit einer venetianischen Barcarole der Fall, die man überall hört und die freilich schon früher, wenn gleich in einer andern Stadt, Volkseigenthum gewesen. Donizetti hatte sie mit ihrem ursprünglichen Texte seiner Oper einverleibt. An diesem Abende zeigte sich die Gesellschaft in vortheilhafterm Lichte. Der Soccus stand ihr besser an, als der Cothurn. Die Scene, worin ein Quacksalber auf seinem Wagen erscheint und dem Volke seine Arcana verkauft, ist sehr gut componirt und erhielt grossen Beifall. Nach dem ersten Acte strömte alles hinaus, um vor dem Kaffeehause sich zu erfrischen, denn die Hitze war jetzt noch erstickend.

In diesem Moment gewährte Trient, nach meiner Meinung, für einen weithergereisten Nordländer den überraschendsten Anblick. Ein guter Freund aus München, der nach Rom wollte und den ich zufällig traf, war ganz ausser sich vor Freuden. „Das ist nur der Vorhof von Italien," sagte er, „und schon so schön und herrlich!" Ich mochte ihn aus seinem Wahne nicht reissen, aber freilich habe ich Trient auch schon anders erblickt; es wird dort nicht alle Tage ein St.-Vigiliusfest gefeiert.

Schon am andern Morgen, wie traurig und ausgestorben war alles! Die Sitze vor dem Kaffeehause alle leer, die Wagenburgen vor den Hotels alle fort; wo sind die geputzten Schönen, die braunen Landmädchen, die Musiker, Grimaciers und Charlatans hingekommen? Die ganze Decoration hatte sich in einer Nacht verändert. Der heitere Himmel sah bleichgrau hernieder und regnete langsam, das abgebrannte Feuerwerk zeigte eine zerrissene, geschwärzte Fronte, und der Platz davor war mit verbrannten Papier-Hülsen und halben Citronenschalen bedeckt, mit deren Inhalt sich Abends zuvor während Lust und Hitze schöne Kinder gelabt hatten. Ich erwartete Maulthiere, um sogleich über den Casale nach Giudicarien zu reiten, denn ohne St. Vigilius ist Trient ein monotoner Ort. Aber die Maulthiere kamen nicht, und ich musste wider Willen noch einige Stunden warten. Die Wolkenbrüche hatten alle Wege im Gebirge zerrissen, die Wellen des Gardasees vom tiefsten Grund aufgewühlt, und während die frommen Gemüther sich in Trient zwischen Sinnenlust und Andacht wiegten und über den Himmel nicht die geringste Klage hatten, waren rings umher die Elemente in fürchterlichen Aufruhr gerathen. Ein kräftiger Windstoss hätte die verderbenschwangere Wolke um einige Stunden weiter treiben können, und unsere ganze Freude wäre zu Wasser geworden.

Mir hatten die Wolkenbrüche aber wirklich ein grosses Theil Freude fortgeschwemmt, denn ich musste

den beabsichtigten Ritt über ein herrliches Gebirge, in romantische Thäler, zu einer werthen, hochgebildeten Familie, die mich erwartete, aufgeben, um meine trübe Rückreise im einförmig herabrieselnden Regen anzutreten.

Drittes Capitel.

Roveredo.

Ansicht von Italien. — Der Corso. — Il Cavaletto. — Die Küche. — Deutsche Hausfrauen. — Das Oel in der Küche. — Die Roveredanerinnen und die deutschen Beamten. — Der Phantast. — Der Seidenhandel. — Ala. — Filanda Bettini und Filatorio Tacchi. — Inschrift an der Toilette.

Jetzt sind wir in Italien! alle Gegenstände rufen es uns in die Seele, und wir jubeln innerlich still. Die Reben schlingen sich bis in die Gipfel der Maulbeerbäume, und hängen gleich Festons von einem zum andern. Hier fassen mächtige Trauerweiden und Akazien die Landstrasse ein, wie wir sie nie in Deutschland noch sahen, und die schlanke Cypresse schiesst wie ein Minaret empor in die Luft. Hin und wieder sieht man schon Oelbäume; die Wohnungen haben nicht mehr das traulich Wohnliche, sie sollen nur nothdürftigen Schutz gewähren bei schlechtem Wetter: man bedarf ihrer nur selten; der Himmel ist so blau, die Sonne ist so warm, die ganze Bevölkerung hat es draussen besser und sonnt sich. Man hört nur noch das Deutsch, das etwa die Reisenden im Wagen sprechen; das Sauerkraut verschwindet; der Reis, die Pasta nehmen ihren Anfang. Die Etsch wird schiffbar; der Handel regt sich, man sieht hohe Häuser mit vielen Fenstern und unzähligen Stockwerken, es sind Fabriken. So, unter üppiger Vegetation, in belebter Landschaft, eine ächte Stadt des Südens, tritt uns Roveredo entgegen, das die Deutschen noch Rovereith benennen.

Es ist Schade, dass uns hier schon überall die italienische Sitte begegnet, die Landstrasse mit Mauern, statt mit lebendigen Hecken oder durchbrochenen Zäunen

eingefasst zu sehen. Diess raubt uns oft die Aussicht, und wir sind genöthigt, im Wagen aufzustehen, wenn wir mehr sehen wollen, als uns die Höhen zeigen, die häufig mit zum Theil grossen, bewohnten, zum Theil verfallenen, doch malerischen Schlössern und Vesten prangen.

Wir rollten über den Corso, den einige sehr ansehnliche Gebäude zieren. Die Paläste Alberti und Federigotti sind die bedeutendsten darunter. Es ist ein eigenes Ding um diese italienischen Paläste. So viele hohe und stattliche Fenster auch die Façade zeigt, alle sind verhängt oder durch Sommerläden verschlossen. In den obern Stockwerken, den Seitenflügeln fehlen oft sogar die Scheiben. Die offenen Hallen, mit den breiten Steintreppen stehen wüst und leer; eben so die langen Gänge und Corridors. Man glaubt, dass Niemand diese Prachträume bewohne. Aber oben, durch ein Seitenportal gelangt man dahin, haust der alternde Stammherr, oder die Wittwe, mit einigen Töchtern, in einigen Zimmern voll verwitterten Glanzes, während der Erbe bei seinem Regiment an der türkischen oder russischen Gränze sein Hab' und Gut aufzehrt. Sie machen keinen freundlichen Eindruck diese italienischen Paläste! —

Zwei Gasthöfe liegen am Corso. An seinem Ende strahlt uns die Krone entgegen, in dessen Mitte lädt uns das Rössel (*il Cavalletto*) zum Absteigen ein. Wir kennen beide ganz gut, und rathen zum letztern. Der Wirth ist ein Halbdeutscher, seine Eltern waren Deutsche, und er spricht unsere Sprache. Alles ist reinlich und gut; das Haus sehr luftig gebaut und elegant; der Mittagstisch vollkommen, und kostet drei Lire, was man von nun an in allen guten Gasthöfen zahlen muss.

Ce diner est irréprochable! rufen wir mit einem französischen Reisenden hier um die Wette aus.

Wir hatten die feinsten Gemüse, Trüffeln im Ueberflusse, in Oel und in der Sauce, und ein Frucht-Dessert, das schwerlich alle Treibhäuser eines nordischen Fürsten hervorzubringen im Stande sind. Drei verschiedene Arten der kostbarsten Melonen zierten die Mitte der Tafel, daneben standen Pfirsiche von ungeheurer Grösse, Mispeln

von vorzüglicher Güte, die kleine, gelbe Zuckerfeige mit der feinen Haut, Pfeffertrauben und Butterbirnen (*beurre-blanche*), wie ich sie nie gesehen hatte. Die Deutschen sind gewöhnlich sehr ungerecht gegen die italienische Küche. Sie bringen ein Vorurtheil, eine complette Aversion gegen das Oel mit, und schon der Gedanke daran verdirbt den meisten den Appetit. Ich, für meinen Theil, finde es sowohl reinlicher als der Gesundheit zuträglicher, sich des Oels zu bedienen, als jener gemischten und ranzigen Fettsubstanzen, welche die sogenannten deutschen Hausfrauen, von allen Töpfen, Saucen Suppen und Braten abschöpfen und aufheben, um sie zu neuen, gewiss nicht immer schmackhaften Gerichten zu verwenden, die fremde Nationen mehr anwidern müssen, als uns jemals italienische oder französische Art zu kochen.

Obgleich ich vor ächten deutschen Hausfrauen, treuen Gattinnen, guten Müttern, den gebührenden Respect nie verläugne, so muss ich doch eben so offen gestehen, dass mir in der ganzen Schöpfung kein widerwärtigeres Geschöpf begegnen kann, als eine sogenannte „deutsche Hausfrau,“ von der ich oben sprach. Eine Caricatur voll Eigensinn und dummem Stolze, welche glaubt, es sey Naturgesetz, die Suppe so zu kochen, den Kaffee so zu machen, und den Braten so zu bräunen, wie sie es im Haus ihrer Eltern gesehen; welche die Dienstboten schindet und plagt; aus lauter Sucht nach Ordnung und Reinlichkeit nie ein aufgeräumtes Zimmer hat, weil sie beständig waschen lässt; die nie einen Besuch empfangen kann, weil sie keine Zeit hat, sich anständig anzukleiden; die stets keift und übler Laune ist, eine Plage ihres Mannes und ihrer ganzen Umgebung, roh und ungebildet, anmassend, und tausend ganz überflüssiger Dinge bedürftig, wofür sie — als gelte es dem Wohle des Hauses — Summen zum Fenster hinauswirft. Und es gibt deutsche Philister, die das alles — nicht lieben, denn dessen wären sie nicht fähig — aber schätzen und bewundern, und ihr Kreuz in Geduld tragen. — Ich weiss nicht, mir wäre fast ein holder Engel lieber, der auf Bälle liefe und mein Geld für Moden verschwendete!

Der Aerger wäre wenigstens unterhaltender von Zeit zu Zeit, wie jene langweilige Grämlichkeit, die keinem Menschen Vergnügen gewährt.

Wegen des Oels kann ich übrigens ölhassenden Reisenden eine grosse Beruhigung ertheilen. Die Suppe und die Maccaroni, so wie die andern Mehlspeisen, werden nie mit Oel bereitet; zu den letztern bedient man sich der frischesten Butter, die im Ueberflusse vorhanden ist. Nur die Fritturen (das Gebackene), das Gemüse, und gewisse Nationalgerichte, wie die Polpete, werden mit Oel gemacht, und hiezu passt es ohne Widerrede sehr gut; besonders gerathen die erstern viel besser in Oel als in anderm Fette. Wer ganz sicher gehen will, fordere in Italien einen Capaun mit Reis, Maccaroni und Fische, oder Kalbsbraten, und er darf nicht fürchten, dass die gehasste Fettigkeit über seine Lippen kommt. Und dabei, nebst gutem Käse, einigen Süssigkeiten und den herrlichen Früchten, kann man, und hiesse man Nicolay, wohl zufrieden seyn. Ich wenigstens konnte mir in norddeutschen Restaurationen für achtzehn bis zwanzig Silbergroschen keine ähnliche Mahlzeit verschaffen. Eine weitere Annehmlichkeit war es für mich, dass die Citrone hier schon allgemein die Stelle des Essigs vertritt, und ein abgesottenes Gemüse, mit Pfeffer, Citronensaft und frischem Oele, gibt eine sehr wohlschmeckende und erfrischende Zuspeise. — In Roveredo ist auch der Wein sehr zu beachten, der im Ganzen viel angenehmer als der von Trient ist. Ganz in der Nähe, bei Isera, wächst die Krone der Tiroler Weine. Sehr ausgezeichnet und einem Gewächse der griechischen Inseln vergleichbar, sind der Vinsanto und der Strohwein, welche man auf eigene Weise auch aus diesen Trauben bereitet; ersteren um Weihnachten, wovon er den Namen hat. Alle diese feinern Gattungen erhält man im Ausland unter vornehmern Namen, und der in Norddeutschland verkaufte Montepulciano und Aleatico ist oft nur Tirolerwein; hingegen ist das süssliche Gemisch, welches hier und dort unter diesem Namen, selbst in München schon, verkauft wird, wunderbarerweise in ganz Tirol nicht anzutreffen.

Nach allem diesem darf ich behaupten, dass mich die *Table d'hôte* im Cavalletto überaus zufrieden stellte. Dazu kam noch eine sehr angenehme Tischgesellschaft, die mit schicklicher Zuvorkommenheit die Fremden in die Unterhaltung zu ziehen wusste, und demnach auch ganz das Gegentheil von den Gebräuchen der grossen und kleinen deutschen Krähwinkel bildete. Ich lernte dort den Podestà, und zwei junge Grafen v. S. und v. T. kennen, Männer von den angenehmsten geselligen Bildung.

Wer Abends nach Roveredo kommt und einen Blick auf den Corso wirft, wird sogleich von den vielen schönen Mädchengesichtern angezogen, die dort lustwandeln und den Abendwind in ihren Locken wühlen lassen. Diess anmuthige Schauspiel kann man jedoch freilich im Sommer erst um acht Uhr geniessen; denn eher flattern diese schönen Nachtvögel nicht aus. Den ganzen Tag lebt der Italiener seinem Geschäfte, wenn er eines treibt, oder zurückgezogen in seinem Hause. Abends gibt es Conversation mit Spiel, und den Corso. Die Deutschen, grösstentheils junge österreichische Angestellte, sind immer hiezu eingeladen, aber dennoch entbehren sie viel. Das lustige Kneipen, wie man es bei uns gewöhnt ist, findet hier nicht statt, und sie gesellen sich daher zu einander und gehen viel spazieren, besteigen die Berge ringsumher, wie es auch die deutsche Sitte mit sich bringt. Darüber können sich nun die Italiener nicht genug verwundern, die nie — in unserem Sinne — spazieren gehen. Wird zufällig ein Deutscher krank, so sagen sie gleich, die kleinen hübschen Mädchen von Roveredo: „Ist es denn ein Wunder? sie strapaziren sich so stark, wer heisst ihnen die Berge hinansteigen, wenn sie dort nichts zu thun haben?" — Und es klingt gar lieblich, wenn sie so sprechen. —

Ich lernte hier einen jungen Mann näher kennen, der mir schon mehrfach auf meinen Wanderungen aufgestossen war. Er hatte noch nicht das dreissigste Lebensjahr überschritten, war Wittwer und Vater eines hübschen Knaben, den er überall mit sich führte. Er gehörte einer vornehmen Familie des Landes an und lebte in einer Art

von freiwilliger Armuth und Entbehrung. Ich traf ihn bald hier, bald dort; er schien sein kleines Vaterland, Welschtirol, nach allen Richtungen fortwährend zu durchstreifen. Keine Kunst schien ihm fremd zu seyn; ich sah ihn malend, dichtend, ich hörte ihn singen und musiciren. Einst beim Uebernachten in einem elenden Landwirthshause, neben der Küche, wo Maulthiertreiber, Vetturine und Bauern in lautem Gespräch um den Herd sassen, vernehme ich Verse mit melodischer Stimme und gutem Ausdrucke recitirt. Ein grosses Fenster aus dem benachbarten Zimmer ging in die Küche, es wurde von innen geöffnet, und ich erblickte meinen schon Bekannten dichtend und recitirend. Die Leute wurden aufmerksam, und bald schwieg alles. Es war eine Ode an Italien; ein wenig hochtrabend, doch nicht ohne poetische Gedanken. So wie er sich früher durch das Geräusch nicht stören liess, so hinderte ihn jetzt das allgemeine Stillschweigen nicht, seine Arbeit fortzusetzen. Er schien nichts ausser sich zu bemerken. Nach einer Weile stand er auf, löschte das Licht und legte sich schlafen. Das Gespräch in der Küche begann nicht wieder, man sagte sich gute Nacht, und folgte dem Beispiele des Dichters. Am andern Morgen, zu sehr früher Stunde, war ich hinaus an den Fluss gegangen, um, während mein Vetturin das Fuhrwerk zur Abreise in Stand setzte, ein wenig von der Gegend zu naschen. Ich traf meinen reisenden Dichter schon dort, auf einer Bank sitzend, und gedankenvoll über den Fluss hinweg in das schöne blitzende Thal blickend. Sein Knabe war eingeschlafen, und er hatte ihn nachlässig, wie ein Kleidungsstück, das man auszieht, über die Schulter geworfen; die blonden, langen Haare des Kindes wallten auf des Vaters Rücken hinab, und die Händchen hingen ausgestreckt nach derselben Richtung. Es sah wie todt aus. Er liess mich ohne Gruss vorübergehen, und ich mochte ihn nicht stören. So reist er stets einsam, voll Begeisterung für das schöne Land, worin er geboren wurde, das er nicht müde wird zu bewundern zu allen Stunden des Tages und der Nacht, wenn es die Sonne verherrlicht, oder der Mond mit

seinem Zauberlichte verklärt. Es lag viel Poetisches in der Erscheinung, und ich hätte ihn zeichnen mögen, den blonden Italiener mit den ausdrucksvollen Zügen, wie er so dasass, den Knaben auf dem Arme.

In Roveredo traf ich ihn wieder. Hier schien er zu Hause, und er war es auch. Wir waren zu gleicher Zeit, auf verschiedenen Wagen, angekommen. Er sang recht anmuthig zur Guitarre auf dem Wege. Wie ich am andern Morgen ausging, traf ich ihn unten im Cavalletto, mit der Wirthin freundlich schwatzend, seinen Knaben hatte er an der Hand. Dann ging er von Haus zu Haus, blieb überall stehen, wo Frauen oder Mädchen zu sehen waren, und wechselte mit ihnen einige heitere Worte. Sein Gang hatte hier etwas Sicheres, Stolzes. Ich erkundigte mich nach ihm. „Er ist ein Phantast," war die Antwort, „ein Unglücklicher, ein Narr! Er hat einen reichen Oheim, den Grafen * * *, es hinge nur von ihm ab, glücklich zu seyn. Da hatte er aber ein armes Mädchen geheirathet, die er nicht ernähren konnte, und die im eigentlichen Sinne des Worts vor Hunger gestorben ist. Er liebte sie sehr, und wurde schwermüthig, und ist es zum Theile noch! Der arme Knabe!" — So sprach die Wirthin im Cavalletto, so sprachen die andern Alle; die Leutchen in Roveredo waren nicht im Stande, sich zur Poesie des armen Dichters hinaufzuschwingen; Roveredo ist eben eine simple Fabrikstadt. —

Der Seidenhandel ist hier im schönsten Flor, und die 18 bis 20,000 Einwohner leben grösstentheils davon, und werden reich dabei.

In einer frühern Zeit spielte das Städtchen Ala, etwas südlich von Roveredo gelegen, eine wichtige Rolle in der Geschichte der Seidencultur; denn hier begann sie zu blühen. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts machte der dortige Pfarrer Alphons Bonacquisti zwei aus Genua entflohenen Sammtwebern den Antrag, bei ihm ihre Kunst auszuüben. Sie errichteten im Pfarrhofe die zwei ersten Webstühle. Bald verbreitete sich diess Geschäft überall. Um 1700 war der Sammt von Ala schon der gesuchteste, und vierzig Jahre später

wurden dort 300 Stühle gezählt. Die Kaufleute sandten den Fabricanten grosse Summen voraus, um nur mit der Zeit ihr berühmtes Fabricat zu erhalten. Garavetta, Grizi und Compagnie, Angelini und Bernardi waren allgemein bekannte Häuser. Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts entstand die durch ihre Grösse und ihren Fall berühmt gewordene Handlung Patrizi und Compagnie; später blühte Barchetti, der sich vom Taglöhner zum ersten Fabricanten emporgeschwungen hatte. Unter Joseph II. erhielt Ala's ausgebreiteter Handel den ersten Stoss; Einschränkungen aller Art traten ein, die Arbeiter wurden nach Wien gezogen, und das Städtchen verarmte nach und nach immer mehr. Die Seide, die man als Sammt verarbeitete, durfte nicht fein seyn, und desshalb hatte man dort nie daran gedacht, in Rücksicht der Feinheit mit andern Städten zu concurriren. Ala erhob sich nicht wieder, aber ihm zur Seite fing nun Roveredo unter günstigen Verhältnissen und andern Conjuncturen zu blühen an, und ist jetzt als der Mittelpunkt des Seidenhandels von Südtirol zu betrachten.

Die Seidenwürmer bedürfen einer ausserordentlichen Pflege und Wartung. Sie werden auf Bretter in einem geräumigen Saale gelegt, und beständig mit Blättern von Maulbeerbäumen versorgt. Die Hitze, der üble Geruch und die eingeschlossene Luft sind in diesen Räumen unerträglich. Wenn die Zeit des Einspinnens herannaht, werden kleine Baumzweige neben den Würmern befestigt, und diese, ihrem Instincte folgend, kriechen daran in die Höhe, und beginnen ihre Fäden zu befestigen. Sind die Cocons fertig, d. h. ist der Wurm ganz und gar eingesponnen, so werden sie abgenommen und in einen Kessel mit siedendem Wasser geworfen, um die Würmer zu tödten. Wird dieser Moment verpasst, so fliegt der Schmetterling heraus, und das hiedurch zerrissene Cocon ist unbrauchbar. Eine Anzahl von Cocons lässt man jedoch auf solche Weise zerstören, um die Eier, in der Kunstsprache den Samen, zu erhalten, der sorgfältig eingesammelt wird. Der grösste Vortheil des Seidenbaues besteht darin, dass in Zeit von 40 oder 50 Tagen

eine bedeutende Menge Geld gewonnen wird, und dann wieder in der Landwirthschaft verwendet werden kann.

Man haspelt die Seide sogleich von den Cocons. Diess geschieht in den Filanden. Es sind deren mehre in Roveredo. Die bedeutendste ist die Filanda Bettini, eine Stunde ausserhalb der Stadt, auf dem Wege nach Verona. Sie wird durch Dampf getrieben, und das Gebäude, in Felsen gesprengt und gehauen, bietet einen grossartigen Anblick dar. Aus den Filanden kommt die rohe Seide nach den Filatorien, und von diesen ist das Filatorio Tacchi das sehenswertheste. Hier wird der feine, kaum sichtbare Seidenfaden zu beliebiger Dicke gesponnen, um daraus die verschiedenartigen Zeuge zu weben. Es sind ungeheure Spuhlmaschinen, die durch vier oder fünf Stockwerke laufen, und durch Wasser getrieben werden. Jeder Reisende wird diese Anstalten nicht ohne Befriedigung sehen; sie werden mit grosser Zuvorkommenheit gezeigt.

So bereitet, geht die Seide dann nach Mailand und Wien in die Fabriken; in Roveredo selbst wird sie nicht zu Stoffen verarbeitet, wie fälschlich Herr Mercey berichtet, dessen Roveredanische Bettler ohne Hemd, in seidenen Strümpfen und Sammtkleidern, so wie der betäubende Lärm der Industrie, der einem hier von allen Seiten in die Ohren dröhnen soll, zu den etwas starken Uebertreibungen zu zählen ist. *

In unserm Zimmer im Cavalletto fanden wir, neben dem Toilettentisch, eine Inschrift auf der Mauer, die auf zerknirschte Weise von Italien Abschied nimmt, und auf zerknirschtere die deutschen Alpen begrüsst. Getäuschte Liebe scheint ein weibliches Herz gebrochen zu haben. Diese Inschrift ist „Friederike Herbst“ unterzeichnet. Ich glaube, es hat sich Jemand auf Kosten irgend einer empfindsamen Närrin hier einen Spass machen wollen.

* Oesterreichisch - Italien und Tirol. Von Friedrich Mercey. A. d. F. v. A. Kaiser. 2ter Bd. S. 166 u. 169.

Viertes Capitel.

Valle Lagarina.

Lavini di Marco. — La Chiusa di Volargne. — Das abenteuerliche Wirthshaus. — Die zwei Worte. — Der Capaun und die gute Nacht.

Das Lägerthal (*Valle Lagarina*) heisst der südlichste Theil des Etschthales, so weit diess noch zu Tirol gehört; der letzte Abhang der herrlichen Tiroler Alpen, die nun in die lombardische Ebene auslaufen. Verona liegt nur noch 217 Fuss über dem mittelländischen Meere.

Wenn sich meine Leser noch erinnern, so sollten wir in Roveredo einen Vetturin finden, der uns sogleich nach Verona weiter brächte; damit war es aber nichts, und trotz aller gegebenen Versicherungen, in dem Augenblick unserer Ankunft keine Gelegenheit nach Verona aufzutreiben. Wir blieben gern in der freundlichen Stadt, und benützten die Zeit, ihre Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen, und einige der schönen und merkwürdigen Punkte der Umgegend zu besuchen, wie z. B. Sacco, Isera, das alte Lager von Luzzo u. A.

Zwischen Pieve und S. Marco, auf der Strasse nach Ala, erblickt man die Ruinen eines grossen Bergsturzes, Slavini oder Lavini di Marco genannt. Diese uralte Schauerstätte hat vielfältige Forschungen und gelehrte Abhandlungen ans Licht gerufen; schon Dante erwähnt ihrer im zwölften Gesange der Hölle:

Qual e' quella ruina, che nel fianco
Di qua' da Trento l'Adice percosse,
O per tremuoto, o per sostegno manco,
Che da cima del monte, onde si mosse
Al piano e' si' la roccia discoscesa,
Ch' alcuna Via darebbe, a chi su' fosse. *

Auch der Graf von Giovanelli hat diese Gegend zum Vorwurf eines weitläuftigen Artikels in den Mittheilungen des Ferdinandeums gemacht. Der Gipfel dieser Felsentrümmer ist beschwerlich zu ersteigen, und bietet nichts Befriedigendes dar; es ist daher hinlänglich, diese seltsam geformten Steine aus der Ferne zu betrachten, die so angesehen eben den grössten Eindruck hervorbringen.

Wir nähern uns nun den Gränzen Tirols, dessen Ansehen immer mehr seinen ursprünglichen Charakter verläugnet. Welch ein Unterschied zwischen den Tirolern des Ziller- und denen des Lägerthales! Ueber Ala hinaus sind wir wirklich schon in Italien, das uns längst, bis auf den Namen, nach allen Seiten hin umgab; nun wollen wir noch von unsern geliebten Alpen Abschied nehmen, den uns diese so imposant als möglich bereiten.

Die Berge ziehen sich immer mehr und mehr zurück, das Riesige verschwindet, die Felsen stehen vereinzelt da. Nur seitwärts thürmt das Baldogebirg noch zusammenhängende, bedeutende Massen zum Himmel, welche das Lägerthal vom Gardasee scheiden. Mit einer Art von Wehmuth bemerkte ich, dass die Sache bald ein Ende nehmen würde, die Fruchtbarkeit der Felder wuchs, es war der Segen der Ebene, dem wir entgegenrollten. Wir überliessen uns den Eindrücken, die diess auf uns hervorbrachte, und sassen stumm im Wagen. Der Vetturin hält, ein junges Mädchen tritt aus einem einzeln

* Der Bergsturz gleich bei Trento, der den Schoss
Der Etsch vordem dort ausgefüllt, entstanden
Durch Unterwühlung oder Erdenstoss;
Wo man vom Berg, auf dem die Trümmer standen,
Am steilen Felsen keinen Pfad entdeckt,
Der niederleite zu den ebnen Landen.

stehenden Haus, es muss hier ein Weggeld erlegt werden, wir lesen auf der weissen Mauer mit grossen Buchstaben die Worte: „*La Chiusa di Volargne.*" Plötzlich engen uns Felsen ein: nicht gigantische Trümmer, sondern glatte Wände, nicht übermässig hoch, aber hoch genug, den Sonnenstrahlen das Eindringen zu wehren. Es ist ein Defilé ganz eigener Art. Von beiden Seiten schiebt sich das Gestein wie Coulissen eines Theaters zusammen, so dass nur Platz für die Etsch und die schmale Strasse bleibt. Ein Wasserfall und ein einsames Kirchlein, die wir hier antreffen, erhöhen den Eindruck, den das Ganze macht. Nun sind die Felsen zu Ende; vor uns liegt die Ebene; der Flecken Volargne ist bald erreicht, und wenn wir die herrlichen Alpen sehen wollen, müssen wir hier schon unsere Blicke rückwärts kehren.

Es war erst sieben Uhr, und unser Kutscher hielt vor dem nicht einladend aussehenden Wirthshause zu Volargne und schickte sich an, seine Pferde auszuspannen. In drei Stunden war Verona zu erreichen. Unser Zureden half nichts. Und wenn wir ihm den bedungenen Lohn dreifach zahlten, so würde ihn das nicht vermögen, Nachts nach Verona zu reisen, diess gab er uns zur Antwort. Die Wege seyen zu unsicher, man riskire ermordet zu werden. Diess schien mir aber, bei meiner geringen Kenntniss Italiens, in diesem Wirthshaus auch nicht ganz unmöglich zu seyn. Gewiss war es, dass kein Reisender nach Verona hier übernachtet, weil von Roveredo bis dahin nur eine mässige Tagereise ist. Wir aber waren erst um eilf Uhr von Roveredo aufgebrochen. Ich erfuhr, dass eine Post in dem Orte sey, der nur etwa aus einem Dutzend Häuser bestand. Da der Kutscher nicht zu bewegen war, so wollte ich Post nehmen, denn der Gedanke, hier schon um sieben Uhr Halt machen zu müssen, schien mir ganz unerträglich.

Allein der Posthalter zog auch eine bedenkliche Miene, und nahm Anstand, mir Pferde zu geben. „Müssen Sie

denn heute noch in Verona seyn?" fragte er, „aber wenn Sie nicht müssen, so bleiben Sie getrost hier, und reisen Sie morgen weiter. Der Vetturin hat Recht; vor vierzehn Tagen ist einer erschossen worden, hart vor den Thoren der Stadt, und auch der Postwagen erhält stärkere Bedeckung. Der Gasthof in Volargne ist zwar nicht elegant, aber die Frau, die ihn hält, ist brav und bedient Sie gewiss gut, und sicher sind Sie auch bei ihr."

Nun war nichts Anderes zu machen, als mich in mein Schicksal zu ergeben. Die Küche, seitwärts im Erdgeschosse, war nicht wirthlich; es war ein finsteres Loch, voll Hitze und Rauch, man musste sich also in die Zimmer des obern Stockwerks verfügen. Hier sah es aber wirklich erschrecklich aus. „Ich bin kein Mann der bleichen Furcht," und habe an wilden, unheimlichen Orten übernachtet, in den Wäldern Polens und Litthauens, während draussen Stürme und Wölfe in schauerlichen Winternächten um die Wette heulten, aber etwas Zurückstossenderes als dieses Appartement in Volargne ist mir im Leben nicht vorgekommen. Was mir immer besonders abschreckend erscheint, ist Unordnung. Wer jemals ein Haus oder ein Zimmer betrat, wo Nachts ein Mord verübt wurde, wird mein Gefühl theilen. Menschen, die im Schlafe durch Ueberfall gestört worden sind, lassen eine Spur zurück, die unverkennbar ist, und stets ergreifend wirkt, und diess war augenscheinlich bei den letzten Bewohnern dieser Gemächer auch der Fall, und wenn sie auch nur der Vetturin dem sanften Morgenschlummer zu früh entrissen hatte.

Ein junges hübsches Mädchen, das mir bekümmert auszusehen schien, und mich doch dabei recht treuherzig aus grossen dunkelblauen Augen anblickte, kam herbei, um das breite, schmutzige Lager in Ordnung zu bringen. Der ungeheure Strohsack wurde von ihr aufgerüttelt, und sie seufzte dabei, wie natürlich, weil es ihr zu schwer war. Mir fiel aber ein altes Singspiel ein, das ich in meiner Jugend gesehen hatte, die zwei Worte oder die Nacht im Walde betitelt, wo ein junges Mädchen in einer Räuberherberge einen Reisenden durch Zeichen

warnt. Ich passte auf, aber kein Zeichen ward mir erklärlich. Sie breitete eine grobe Decke von Wolle über den Strohsack, um die sie ein Leintuch schlug, und sah mich immer freundlich dazwischen an, aus Dank für die Aufmerksamkeit, die ich ihr schenkte, deren Grund sie jedoch nicht einzusehen im Stande war. Jetzt ergriff sie einen roth und weiss gewürfelten Ueberzug, hielt ihn am obern Ende mit den Zähnen, und stopfte mit beiden Händen das Kopfpolster hinein. Endlich war das Bett gemacht, und sie ging zu den Fenstern, um die Läden zu schliessen; denn alle Scheiben waren zerbrochen. „Würde ich das Licht früher bringen", sagte sie lachend, „so löschte es mir der Sturm aus, Sie müssen sich daher ein Weilchen im Finstern gedulden."

Die Sache leuchtete mir ein, und ich fand diess Beginnen ganz natürlich; da das Mädchen aber nicht sogleich mit dem Lichte wiederkam, so zog ich es vor, mir Voulargne anzusehen, als länger im Finstern zu bleiben. Unten traf mich die freundliche dicke Wirthin an, deren blonde, dünne Ringellocken rund um den Kopf auf Stirn und Nacken fielen, wie es hier landesüblich ist, und fragte: „Ob das närrische Mädchen vielleicht oben etwas versehen habe, sie sey verlegen und lachend in die Küche gekommen, und sie bäte mich an ihrer Statt um Verzeihung." Die Wirthin schien mir dabei etwas betreten, und ich wurde ganz unwillkürlich wieder an eine Scene aus den „Zwei Worten" erinnert. Aber sogleich erklärte sich mir ihre kleine Verlegenheit, denn sie wusste nicht, ob ich den Geschmack von Sellerie an dem Capaun liebe, den ich mir mit Reis zum Nachtessen bestellt hatte, und als ich diess bejahte, gestand sie mir hochaufathmend, dass sie es gewagt habe, ihn daran zu thun, ohne mich früher darum befragt zu haben. Ein Zartgefühl dieser guten Wirthin, das ich in Deutschland vergebens suchen müsste. Von nun an ergab sich auch nicht mehr das Geringste, was auf irgend eine Weise an jene umheimliche Oper streifte. Der Capaun war trefflich, so fett und zart, wie man ihn nur in Italien zu mästen versteht, der Reis ganz so, wie ihn Herr von Rumohr in seinem unschätzbaren

Geiste der Kochkunst für den Wohlgeschmack und die Gesundheit gleich warm empfiehlt; das Brod war hier schon jenes überaus weisse, kurze, ungesalzene, wie es gewiss von uralten Zeiten her in der Lombardie gebacken wird; der Käse war gelb, trocken und würzig, der Wein erwärmend und mild, und treffliche Früchte machten den Beschluss. Ich schlief ganz angekleidet, bei dem sanften Spiele der Winde mit den lockern Fensterladen ein, und am andern Morgen, bei guter Zeit, weckte mich der Vetturin, zur Weiterreise nach Verona. Von dieser Stadt spreche ich ein andermal; mein Ziel ist für dieses Buch ohnehin schon fast überschritten.

Fünftes Capitel.

Lago di Garda.

Vorwitz. — Loppio-See. — Nago. — Torbole. — Riva. — Die Sonne. — Sra Trasselina. — Gewitter auf dem See. — Nachtinsecten. — Italienische Betten. — Morgen am See. — Das Dampfschiff. — Ein Spaziergang durch Riva. — Schiffbrüche. — Arco. — Hebräische Inschrift. — Nuestra Senora de la Guadeloupe. — Der Ponal. — Orcan. — Vereitelter Reiseplan. — Reinlichkeit der Italiener. — Anekdoten. — Desenzano.

In der heitern Gesellschaft, die sich gewöhnlich an der Wirthstafel im Cavalletto zu Roveredo versammelte, sprach ich davon, dass ich Nachmittags einen Abstecher nach dem Lago di Garda machen wolle. „Ich wünsche mir, ihn recht stürmisch zu sehen," fügte ich hinzu.

„Das wünsch' ich Ihnen nur vom sichern Ufer," erwiderte Einer aus der Gesellschaft, „denn ist man darauf, so ist damit wahrhaftig nicht zu spassen."

Ich hatte Ursache, mich dieser Worte zu erinnern. — Eine Fähre brachte uns an das andere Ufer der Etsch, und wir befanden uns in einem Garten, der so überschüttet war mit den vortrefflichsten und üppigsten Pflanzen, wie wir es noch nirgends erblickt hatten. Auf den Feldern wuchs alles durcheinander; eines sprosste unter und neben dem andern hervor; dieses rankte sich an jenem auf, und es schien, als hätte man eben jedem seine Laune gelassen, und weder gewehrt noch gefördert; es war ein gar holder Streit in dieser Vegetation ersichtlich, alles behauptete sein Plätzchen, so gut es konnte. Mais, Hanf, Blende, Wein, und dazwischen Mandeln, Castanien, Nüsse, Maulbeerbäume, Oelbäume, Granaten.

Ich kann diese liebliche Unordnung nicht beschreiben; und weil es seit einigen Tagen stark geregnet hatte, so war noch dazu alles prächtig grün und duftend.

Wir hatten bald Mori erreicht. Ein langer Flecken, und so schmutzig wie einer. Aber die Einfahrt, das alte, weite Thor, das eine tiefe Einsicht in die belebte Strasse gewährte, und die grüne Einfassung von beiden Seiten erschien uns ganz besonders malerisch. Hinter Mori ging es noch eine Weile in dem lieblichen Garten fort, bis zum Loppio-See. Diess ist der letzte anmuthige Punkt, und eine ernstere Natur beginnt.

Der Loppio-See ist nur klein, aber seine Umgebung, ein schönes, neu und elegant aufgeführtes Schloss nebst seinen Nebengebäuden, und einige Felsen, die eine Gruppe im Wasser bilden, verleihen ihm Interesse. Nun sieht man sich mit einem Male von Felsentrümmern eingeschlossen, die sich neben Schluchten aufthürmen und tiefe Abgründe bilden. Die Strasse zieht sich dazwischen ziemlich steil in die Höhe. Der Anbau verschwindet; es ist eine schauervolle Wildniss.

Unser Vetturin begegnete einem andern, und wir willigten in den Tausch der Passagiere von beiden Seiten. Da der andere aber vier Herren geladen hatte, die viel Gepäck mit sich führten, so gab es beim Umladen einen grossen Zeitverlust, und wir bereuten unsere zu schnell gegebene Einwilligung.

Wir kamen zur Höhe von Nago, als der Abend bereits hereinzubrechen begann. Es war ein himmlischer Abend, wie wir ihn uns nur zu dem Paradiese wünschen konnten, das sich jetzt vor unsern Blicken entfaltete. Unter uns hatten wir einen steilen, weissen Berg, der sich gerade in den See hinabzog, dessen dunkles Blau herrlich dagegen abstach. Das Hafenstädtchen Torbole, mit seinen flachen Dächern, spiegelte sich darin. Zur Linken lagen breite Felsenplatten, auf einander geschichtet gleich Terrassen, und über ihnen zeigte sich das sechstausend Fuss hohe Haupt des Baldoberges, der in immer freundlichern Formen und sanftern Abhängen dem Seegestade folgte, und sich in die Perspective verlor.

Rechts überblickten wir das blühende Sarcathal hinauf bis Arco, das, zwischen Felsen und Bäumen gelagert und von seinem Schloss überragt, einen schönen Anblick gewährte. Arco ist der Aufenthalt aller Brustkranken der Gegend, die in diesem feuchten, milden, gegen Stürme geschützten Winkel mit dem Rest ihrer Gesundheit noch lange haushalten können. Das Thal, durch dessen Mitte die Sarca sich wie ein Canal hinzieht, ist sehr reich angebaut und fruchtbar. Wir sahen hier die ersten stämmigen Olivenbäume, und in den Gärten, wenn auch spärlich nur, Citronen und Orangen im Freien. Die Aussicht wurde nach dieser Seite von den hohen, schroffen, zerrissenen und grösstentheils kahlen Felsen begränzt, welche das Ledrothal von dem Sarcathale trennen. Den Hintergrund dieses prächtigen Bildes machte der weite Gardasee, dessen südliche Ufer im Glanze der untergehenden Sonne am Horizont verschwammen; man konnte aber deutlich die Linien der weissen Häuser von Desenzano und anderer Orte daran erkennen.

Was auch schon von Reisenden über die berühmten Limonien- und Citronengärten am Gardasee gesagt worden seyn mag, dem werden sie gewiss unbedeutend erscheinen, der Sicilien gesehen hat. Aber die Aussicht von Torbole an einem heitern Abend oder Morgen wird selbst den entzücken, der Sorrent kennt. Luft, Licht und Wasser weben solch ein magisches Netz von kräftiger Färbung des Vorgrunds, von warmem Dufte für die Ferne, dass man nichts vermisst, was jenen südlichsten Meeresküsten Europa's den ewigen Zauber verleiht.

Indem wir von Torbole westwärts fuhren, um, das Sarcathal durchschneidend, nach Riva zu gelangen, war es uns unmöglich, den Weg zu entdecken, den wir zu nehmen hatten, weil er am Fuss eines Felsens spurlos verschwand, der das Thal begränzte, und weit in den See vorsprang. Als wir näher kamen, löste sich uns das Räthsel. Die Strasse war durch diesen Felsen gebahnt, und wurde durch ein Gatterthor versperrt, an dem ein Zöllner wohnte, dessen Haus halb gemauert, halb in den

Felsen gesprengt erschien. Mächtige Massen thürmten sich über unsern Häuptern, und die ruhige Welle des Sees bespülte die schmale Strasse, auf der wir Riva zurollten, das sich am Fusse kahler Berge um seine stille Bucht hinzog.

Von aussen sind diese italienischen Städtchen höchst malerisch und freundlich, während ihr Inneres diesen Begriffen nicht entspricht. So fanden wir es auch hier. Wir rollten durch einige enge und schmutzige Strassen mit verwitterten Häusern, denen jedoch hochtönende Namen nach Landessitte beigegeben waren. Wir lasen an den Ecken mit grossen Buchstaben: *Contrada dei Nereidi*, *La Florida*, wo wir in Deutschland: „Heustadelgässchen und Katzensteig“ gelesen haben würden. Diese Benennungen wären in unserm Sinne für jene Localitäten entsprechender gewesen. „In Riva ist der Gasthof nicht schlecht,“ hatte man uns in Roveredo gesagt. „Er ist nun eben,“ hatte ein Anderer hinzugefügt, „wie überall in den italienischen Städtchen, die nicht an der Hauptstrasse liegen.“ — „Es ist alles dort zu haben, und nicht zu theuer,“ bemerkte ein Dritter. — Auch eine Karte zeigte man uns, die in verschiedenen Sprachen die Vortrefflichkeiten der „Sonne“ in Riva hervorhob, und besonders die Lage am See und die Küche anpries. Bei der letztern war angeführt, dass man sie nach dem besondern Geschmacke der Reisenden aller Nationen accommodirte. — Unsere Erkundigungen waren desshalb etwas umständlich geworden, weil wir einige Tage in Riva zu bleiben gedachten, und alles Gehörte in Gedanken überschlagend, malte sich meine Phantasie eben ein grosses, freundliches Haus am Gestade des Sees aus, als unser Vetturin in einem engen Gässchen vor einem finstern, weitläuftigen und unregelmässigen Bau hielt, und herabspringend uns verkündete, dass wir das Ziel unserer Fahrt erreicht hatten. Ich glaubte, er wolle uns betrügen, und hätte uns, seines eigenen Vortheils wegen, zu irgend einem seiner Bekannten gebracht, aber ein stummes Hindeuten mit der Peitsche auf eine ungeheure, goldene Strahlensonne, und die Inschrift: „*al*

Sole,“ liess mich nicht länger im Zweifel. Wir mussten absteigen.

Ein hoher, schwarzer Mann, mit feingekräuselten Haaren, der Wirthin Schwiegersohn, empfing uns und führte uns durch ein dunkles Thor, wie das einer mittelalterlichen Festung, über einen von Mauern und Galerien eingeschlossenen Hof, in dem Schmutz von jeder Art überall und in grossen Massen aufgehäuft lag. Dazwischen widerte uns ein gemischter Duft von Speisen an, der sich aus dem hintersten Winkel dieses Hofes ergoss, wo die Küche lag. Wir steuerten darauf hin, und hier strahlte uns die Sonne dieser Sonne entgegen, la Signora Trasselina, die Wirthin, gross, dick, blond und alt, übermässig roth und schwitzend, von der Hitze der Luft, dem Feuer des Herdes und der Dicke ihres Körpers; sie bewillkommte uns mit heiterm Lächeln und freundlichen Worten, indem sie sich mit dem Aermel den herabrinnenden Schweiss trocknete.

Man geleitete uns über eine Treppe und mehre Gänge, durch ein paar weite, grosse Zimmer, deren Läden, der Hitze wegen, geschlossen waren, bis wir das Ende des Hauses erreicht hatten. „Hier, sehen Sie!“ rief der Kellner indem er die Fenster aufstiess. Und in der That überraschte uns das, was wir sahen, nicht wenig. Wir hatten den See, die Felsen, den Monte Baldo, Torbole, Alles, was wir nur wünschen und hoffen konnten, wie durch einen Zauberschlag vor uns. Diess war die Rückseite des Hauses, die alles Lob verdiente, das man ihm auswärts ertheilt hatte. Unter unsern Fenstern zeigte sich ein schmales Gärtchen mit Laubgängen und einem Lusthäuschen, und ächt südlich mit Blumen und Pflanzen aller Art vollgepfropft, das sich in den See hinein erstreckte.

Das erste Geschäft, das man in einem italienischen Wirthshaus abzumachen hat, die Preise für Wohnung und Mahlzeit festzustellen, fand ich hier an der Gränze von Tirol schon nöthig. Wir kamen überein, für das Zimmer mit zwei der ungeheuersten Betten, nach der Versicherung des Kellners und unserer eigenen Anschauung, das

schönste des Hauses, zwei Zwanziger zu zahlen, für den Mittagstisch drei Zwanziger für das Couvert, welches Beides nicht übertrieben ist. Das Abendessen sollte aus einer Suppe, einer leichten Fleischspeise, Fischen und Dessert, nach jedesmaliger Laune bestellt, und danach berechnet werden; dabei würde uns versichert, dass wir uns über Indiscretion nicht würden zu beklagen haben. Wir waren müde, und zogen es vor, statt im Ort umher zu spazieren, aus unserm Fenster die reizende Gegend anzuschauen, deren Bewohner wir nun einige Tage seyn sollten. Der Himmel über Riva war heiter und gestirnt, die Luft schien weich und balsamisch, und that unsern Lungen sehr wohl; aber der Nebel, der wie Dämmerung zuerst die Ferne umhüllte, ward dichter und zog an dem Baldo einher, und spannte sich wie ein undurchsichtiger Vorhang von diesem zu dem Vorgebirge, das Pregasena und den Fall des Ponal unsern Blicken entzog, über die ganze Breite des Sees. Dieser Zug der Nebel, der nicht plötzlich, sondern sehr bedächtig vor sich ging, machte uns viel Vergnügen, und beschäftigte uns fortwährend, als mit einem Male ein Blitz den Vorhang zu zerreissen schien, dem ein fürchterlicher Schlag sogleich folgte. Aber der Vorhang wurde nicht zerrissen, sondern ballte und wirbelte sich fester zusammen, und dahinter blitzte es nun rasch auf einander, und der Donner hallte bald ferner, bald näher, aber der See unter unserm Fenster plätscherte ruhig und nur leise bewegt, und der klarste Sternenhimmel über uns wurde nicht vom leichtesten Wölkchen getrübt. Dieser Contrast brachte eine unbeschreibliche Wirkung hervor, der wir uns mit vollem Herzen hingaben. —

Der Kellner meldete uns, dass im untern Saale servirt sey. Wir fanden einen Gendarmerie-Officier, der die Ankunft des Dampfschiffes erwartete und Theil an unserer Mahlzeit nehmen wollte. Er zweifelte, ob das Schiff heute noch ankommen würde; das Unwetter, meinte er, und mehr noch der Nebel, zwingen den Capitän, in einen Hafen unterwegs einzulaufen. Der See wird oft plötzlich von Stürmen heimgesucht, die entstehen, man

weiss nicht wie, fügte er hinzu. Der sogenannte Toscano pflegt ihr Vorbote zu seyn; der Spitzjocher von Garda her hält nicht lange an; der Ora bläst das ganze Jahr hindurch, ohne den See zu bewegen; der Sovero aber thürmt Wellen empor, wie auf dem Weltmeere.

Wir gingen an das Ufer hinaus, um das Wetter zu beobachten. Eine dicke Finsterniss hatte sich ringsumher verbreitet, und es war nicht möglich, die nächsten Gegenstände zu unterscheiden. In der Ferne blitzte es noch immer, der Donner hallte schwach, aber um Riva regte sich kein Lüftchen. Da wir am andern Morgen früh aufstehen wollten, so fanden wir es rathsam, das Bett zu suchen.

Wir brauchten die in Italien nöthige Vorsicht, die wir hiemit einem jeden Reisenden empfehlen, das Licht in dem Nebenzimmer zu lassen, dessen Thür und Fenster geöffnet waren, und uns so im Halbdunkel zu entkleiden. Auf diese Weise ist man vor den Stichen der Abendinsecten gesichert, die zu Tausenden umherschwärmen und, wie bekannt, immer dem Lichte nachziehen. Wer auf gut deutsche Weise die Fenster öffnet, um die Abendluft zu geniessen, und vielleicht schon ein Stündchen vor dem Schlafengehen das Licht anzündet, um zu lesen, oder gemüthlich zu rauchen und zu plaudern, der kann versichert seyn, am andern Morgen von Beulen und Blut bedeckt sein Schmerzenslager zu verlassen, das ihm nicht ein Stündchen ruhigen Schlummers gewährte; denn ein solcher Schlaf ist ein beständiger Kampf gegen unsichtbare, peinigende Mächte, die man erfolglos zu besiegen strebt. Diess ist der Grund, dass so viele deutsche Reisende sich über unreine Betten in Italien beschweren, die jedoch in guten Gasthöfen nie angetroffen werden, wohl aber jene kleinen Luftthierchen, die fast unsichtbar sind, und sich nur durch ein leises Schwirren zu erkennen geben.

Wir löschten unser Licht; schlossen schnell die Thüre des Nebenzimmers und schliefen bald ein. Ein Kanonenschuss schreckte uns auf. Es war das Signal, womit

das Dampfschiff den Hafen von Riva beim Einlaufen begrüsste. —

Das Lager im Gsathofe zur Sonne in Riva war keineswegs comfortabel zu nennen. Ich wälzte mich in einem Thale von Maisstroh, das nicht unbewohnt war. Zu beiden Seiten erhoben sich hohe Gebirge, und als ich in finsterer Nacht mich einmal erhob, glaubte ich den Monte Baldo überschreiten zu müssen, von dem ich eben geträumt hatte, und daher noch ganz voll von ihm war. Man findet sich beim plötzlichen Erwachen nur schwer in einem fremden Bette zurecht; man weiss nicht gleich, wo Kopf oder Füsse sind, man will oft nach der Wand hin aussteigen und dergl. mehr; aber mit einem italienischen Bette, wie das in Riva, ist es noch viel ärger. Hier richtet man sich erwachend in die Höhe, wirft nach gewohnter Art beide Füsse zugleich hinaus, und wähnt auf dem Bettrande zu sitzen, aber weit gefehlt! man liegt nun erst wieder horizontal, und zwar der Quere nach im Bett. Man rafft sich auf, man fängt an zu kriechen, man kann die Gränzen dieses unermesslichen Reiches nicht gewinnen. Man tappt ohne Compass weiter und weiter, es ist eine grosse, ebene Fläche, die man nach allen Richtungen durchschneidet; man bekommt allerlei unbekannte Gegenstände in die Hände, man verwickelt seine Gliedmassen in eine Unzahl von Decken, und wälzt sich endlich, unvermögend sich zu rühren, mit dem ungeheuern runden Kopfpolster auf die Erde. So ging es mir hier. Zum Glück war der Tag im Grauen; ich öffnete den Laden, und blieb auf dem Sopha sitzen. Das Spiel der Lichter auf Berg und See war zauberisch; das Wetter war ruhig; hier stiessen Fischer eiligst vom Ufer ab, dort zog ein junger elegant gekleideter Mann die Ruder ins Boot, und liess es von den Wellen treiben, wie es ihnen gut dünkte. Er stand im Fahrzeuge, die Arme untergeschlagen, und starrte in die Fluth, dem Spiele der Fische zusehend, hätte man meinen sollen, ich sah es aber der wollüstigen Sehnsucht des jungen Mannes an, dass er den Gesang der Nixe hörte:

Du stiegst hinunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund! —

Jetzt beugt er sich, er kniet — nun er wird doch nicht das

„Halb zog sie ihn — halb sank er hin,“

nachmachen wollen? Nein — er nimmt die Ruder zur Hand, setzt sich und fährt ostwärts.

Ein paar Boote mit Landleuten und Geistlichen kommen schnell um das Vorgebirge hergeschwommen. Junge Mädchen in festlicher Tracht stehen neben ihren Körben und scheinen einem Geistlichen zuzuhören, der im dreieckigen Hut auf einem Brette mitten im Fahrzeuge vor ihnen sitzt, beide Hände auf dem hohen Stocke kreuzweise ruhen lassend. Eine artige Gruppe. Sie steuern dem Hafen von Riva zu, und jetzt erst fällt mein Auge auf den Hintertheil des Dampfschiffes, das an der Ecke unsers Hauses hervorsieht. Ein Zelt aus Blau und Orange ziert das Verdeck, und man sieht schon, wie sich Passagiere darunter versammeln. Ich eile zum Hafen hinab, um der Abfahrt beizuwohnen. Welch ein Unterschied zwischen einem nordischen und einem südlichen Dampfschiffe! Hier alles so bunt und lebendig. Diese halbnackten, gebräunten und dabei schönen Gestalten, welche die grossen Trachten Holz herbeischleppen, die statt der Steinkohlen gebraucht werden. Das lustige Getreibe, das laute Schwatzen dabei, das Lachen, wie sie sich einander stossen und die Arbeit augenscheinlich erschweren, durch diesen Scherz aber, der den Sinn erheitert, sie sich dennoch leichter machen. Und dagegen jene fluchenden, kleinen, in schwerfälliger Kleidung steckenden, von Theer und Unrath triefenden, Tabak kauenden Matrosen, die finster und keuchend ein Dampfboot auf der Elbe oder irgend einem andern nördlichen Gewässer umkriechen.

Die Landleute und die Geistlichen waren jetzt eingestiegen, ein paar Soldaten kamen dazu, einige gut gekleidete Herren und Damen, die wie ich fremd zu seyn schienen, sahen zu; man hisste die Flagge, die Räder begannen zu schaufeln, und das Schiff tanzte ungeduldig

hin und her, aber kein Passagier vermehrte die Gesellschaft. Jetzt machte man das Schiff vom Ufer los, man stiess ab, im Angesichte des Hafens wendete es sich und schwebte nun mit der den Dampfschiffen eigenthümlichen erhabenen Leichtigkeit in den weiten, ruhigen Spiegel des Sees hinaus, die glänzende, von den Rädern durchschaufelte Bahn im Wasser, den schwarzen Rauchzug in der Luft hinter sich herschleppend, und dem Ufer, das es eben verlassen hatte, den kräftigen Geruch verbrannter, frischer Fichten, als letzte Grüsse zurücksendend. Wir sahen es lange wie ein Punkt noch vor uns hinschweben, bis es die vorspringenden Felsen von Limone unsern Blicken entzogen.

Ich wollte mir jetzt Riva betrachten. Zu dem Bassin des Hafens, das eine Steineinfassung hat, führen Stufen; nur wenige Schiffe waren in Ladung, und einige kleine Boote tummelten sich darin umher. Eine hübsche Häuserreihe schloss den Platz nach Norden, unter deren weiten Arkaden sich einiges Gewerbe zeigte. Doch war das Ganze nicht sehr belebt; die meisten Leute sassen vor zwei oder drei Kaffeehäusern, und starrten mit weitaufgerissenen Augen nach dem Wasser. Es lag darin viel von dem „süssen Nichtsthun" der Italiener; sie dachten wahrscheinlich an nichts von Bedeutung, und hatten weder Handelsflotten noch sonst etwas Besonderes seewärts zu erwarten. Dieser Hafenplatz führte zu einem kleinern, und von dort gelangte man an die andere Seite der Bucht, wo eine Reihe von Häusern das übelriechende Gewerbe der Gerber verrieth, und ein munterer Kranz schnatternder Wäscherinnen, gleich Nymphen, die dem Wellenbad entsteigen, halbentkleidet und sehr kurz geschürzt, im Wasser standen. Ein vorspringender Fels machte meinem Spaziergang ein Ende. Hier lagen grosse Steintrümmer, einige Gebäude und Gärten waren dadurch zerstört worden, der überhängende Berg zeigte deutlich die Spuren eines Wassersturzes. Ein Blick nach dieser Seite, und die schöne Lage von Riva schien mir nicht beneidenswerth. Berg und Wassersturz waren sehr bedrohliche Nachbarn. — Es sind nun ungefähr zehn Jahre,

so erzählte man mir, dass eines Abends, bei einem plötzlich hereinbrechenden Gewitter, sich eine Cascade von diesem ungeheuern Berge, gerade über die Strasse, zu ergiessen begann. Sie brachte grosse Steine, ja ganze Felsstücke mit, und setzte durch ihren donnernden Fall alles in Schrecken. Nur mit Mühe konnten die Bewohner ihr Leben retten, das Eigenthum war der Verwüstung preisgegeben. Man glaubte schon, ganz Riva sey dem Untergange geweiht, doch die furchtbare Erscheinung war eben so schnell wieder verschwunden als gekommen. Seitdem hatte man Aehnliches nicht erlebt, doch fügten einige alte Herren mit der grössten Unbefangenheit hinzu, sie glaubten bestimmt, dass dieser schaurig überhängende Berg, der auf seiner Höhe Seen enthalte, und vom Wasser ganz unterminirt sey, sicherlich einst noch dem armen Städtchen Verderben bringen würde.

Der Seidenhandel gibt Riva seinen Wohlstand. Die Stadt heisst auch Rixa, und im Deutschen Reif; doch selbst die Deutschtiroler nennen sie nicht mehr bei ihrem deutschen Namen, sondern Riva. Sie gehörte sonst dem Bischof von Verona, der sie bis zum Jahr 1154 behauptete. Auf einer Höhe sieht man das feste Schloss la Rocca liegen, welches der Gegend einen bedeutenden Reiz mehr verleiht. Von dieser Höhe geniesst man der ausgedehntesten Aussicht.

Ich setzte mich zu den Leuten vor den Kaffeehäusern und begann ein Gespräch mit ihnen. Sie sagten mir, dass das Dampfschiff der Compagnie keinen Nutzen bringe, weil so wenig Fremde den See bereisen; es sey nicht hier, wie am Comersee, der eines viel grössern Rufes geniesse.

Mittags hatte ich das Vergnügen, die vornehmsten Beamten von Riva, und einige Gutsbesitzer der Umgegend kennen zu lernen, die sich zu einem feinen Diner in der Sonne zusammengefunden hatten. Die Leute liessen sich's wohl schmecken, lobten den köstlichen Fisch ihres Sees, und den angenehmen Wein ihrer Berge einmal über das andere, und schienen damit sehr zufrieden. Sie waren durchaus nicht von der Art unserer gewöhnlichen deutschen

Kleinstädter, die in ihrem Winkel die ganze Welt zu umfassen glauben.

Nach dem Essen machten wir einen Gang das Thal hinauf nach Arco, dem Laufe der Sarca entlang. Sie entspringt am Fusse der Gletscher, welche das Val di Non von Giudicarien trennen, fliesst durch den Gardasee, und verändert bei ihrem Austritt aus demselben ihren Namen in Mincio. Das Städtchen Arco hat eine herrliche Lage am Ufer des Flusses. Die Herren von Arco oder vom Bogen sollen das dortige Schloss um 1175 gebaut haben. Später erhob Kaiser Sigismund (1413) die Stadt zum Hauptort einer Grafschaft. Von hier stammt das nunmehr hauptsächlich in Baiern weitverbreitete gräfliche Geschlecht von Arco. Dieser kleine Theil von Tirol, Arco, Riva, Roveredo, Sacco u. a., bildete lange Zeit hindurch, mit einigen angränzenden italienischen Städten, einen eigenen District, der den Namen: die welschen Confinen, führte. Eben so wie die südlichste Spitze des Landes, mit den Städten Ala, Avio, Pergine, die „*Quatro vicariati*" genannt wurden.

Einige Herren der Tischgesellschaft, die sich uns angeschlossen hatten, um in Arco Bekannte aufzusuchen, waren Ursache, dass wir uns länger dort aufhielten, als nöthig war, um uns von der angenehmen Lage, dem Wohlstande, dem Handel und den Seidenwürmern des Städtchens zu überzeugen. Wir kehrten erst am Abende nach Riva zurück. Da ein ziemlich dicker Nebel sich wieder auf dem See verbreitete, so wurde beschlossen, auf dem Zimmer zu bleiben. Ich machte meine Recognoscirungen durch das ganze Haus, das sonderbar gebaut war, und zwei Höfe umgab. Es muss eines der ältesten in Riva seyn. Besonders auffallend war es mir, eine Inschrift in hebräischen Charakteren auf einem Steine, der mit drei Fischen geziert war, über dem Eingang im ersten Hofe eingemauert zu finden. Eine zweite Merkwürdigkeit war mir ein Bild der Patronin von Neuspanien, der gnadenvollen *Nuestra Señora de la Guadeloupe*, die ich noch nie gesehen hatte. Sie ist stehend in einem ovalen Licht- oder Flammenkreise abgebildet; eine

Darstellung, wie ich sie auf einigen Bühnen bei der Verklärung der Ahnfrau angewandt sah.

Wir erhoben uns am andern Morgen sehr frühzeitig, um in einem kleinen Boote die Felsenspitze zu umfahren, von deren anderer Seite sich der Ponal, aus dem Ledrosee kommend, in den Gardasee stürzt. Es ist ein herrlicher Anblick, besonders wenn anhaltende Regengüsse im Gebirge die Wassermasse verstärken, wie wir es eben trafen. Zwar ist dann die strömende Pyramide nicht so klar und krystallisch, wie bei ruhigem Wetter, doch erscheint ihre getrübte Welle imposanter, und in den donnernden Fall mischen sich Felsstücke, von so kolossaler Gestalt, dass sie Erstaunen erregen. Ein mitgenommenes Frühstück mundete in diesem romantischen Reviere um so mehr, und wir kehrten sehr befriedigt von dieser Morgenfahrt heim.

Man reitet auch auf Eseln zur Höhe des Wasserfalls hinan; diese etwas anstrengende Partie unterliessen wir aber.

Bei dem heitersten Wetter waren wir in Riva ans Land gestiegen, und kein Anzeichen gab sich kund, dass man für heute einen Wechsel zu besorgen haben könnte. Wir bestellten also unsere Barke auf den Nachmittag, um eine Spazierfahrt nach den weltberühmten Citronengärten von Limone zu machen. Wir hatten uns aber kaum eine halbe Stunde vom Land entfernt, als unser erfahrener Schiffer uns ernstlich umzukehren rieth. Das untere Ende des Sees war in weissen Nebel gehüllt, der sich im Verlaufe von wenigen Minuten um ein Beträchtliches näher zog. „Trifft uns der Sturm ausserhalb der Bucht von Riva, so kann es schlimm gehen,“ sagten die Ruderer, und arbeiteten dabei aus Leibeskräften. Ich bin oft auf dem Wasser gewesen, wenn Stürme im Anzuge waren, und konnte mich immer sogleich davon überzeugen, wenn wirklich Gefahr vorhanden war. Aber hier war es mir unmöglich. Ich sah weder einen bewegtern Wellenschlag, noch hörte ich das Heulen des Sturms, und glaubte daher, die Schiffer wollten absichtlich uns Furcht einjagen, um vielleicht nach glücklich

vollbrachter Landung unsere Börsen stärker in Anspruch nehmen zu können. Ich äusserte einige Zweifel; sie aber behaupteten, diess werde ein Wetter, wie es seit undenklichen Zeiten nicht stattgefunden, und jauchzten hoch auf, als sie um den Felsen des Ponal bogen, und nun Riva im Angesichte hatten. Das bleiche Aussehen der Wirthin, die mit allen ihren Töchtern am Ufer stand, um uns zu empfangen und Glück zu wünschen, bestätigte die Aussage der Schiffer, die ich nun gern mit einem doppelten Trinkgeld entliess.

Aus dem Fenster unsers Zimmers blickten wir jetzt auf den See, um die Veränderungen zu beobachten, welche das heranziehende Wetter darauf hervorbringen würde. Es war noch immer derselbe weisse Nebelvorhang, der vom Himmel herabhängend das Wasser berührte, und mit grösserer Schnelligkeit sich nun am östlichen Ufer heranzog. Er hatte die Spitzen des Baldo schon unsern Blicken entzogen und heftete sich an dem einsamen Fischerneste Malsesine fest, das an seinem Fusse liegt. In unserer Bucht war alles ruhig und klar; die Felsen um Riva streckten ihre Spitzen in den wolkenlosen Himmel; in der Bucht selbst fuhren kleine Kähne hin und her, und die Wäscherinnen, am Ende des Hafens, trieben singend und laut schwatzend, ihr fröhliches Geschäft.

Da sprang mit einem Male der Kellner herein, der sich schon mehrmals als Cicerone wichtig machen wollte, und mir in Riva unter andern, einen unübertrefflichen, ungeahnten Raffaelle gezeigt hatte.

„Sehen Sie," schrie er, indem er mit der einen Hand meinem Kopfe die gehörige Richtung gab, dem ausgestreckten Zeigefinger seiner andern Hand zu folgen, „jetzt, indem wir sprechen bekommt es Torbole; wir werden hoffentlich leer ausgehen."

Und in der That jetzt sah ich ein Schauspiel, wie es einem solchen Alpensee wohl nur ganz eigenthümlich seyn mag. Das, was mir aus der Ferne wie ein Nebelvorhang erschienen war, zog jetzt brausend und mit ungeheurer Schnelligkeit auf Torbole zu. Es war die

innigste Vermischung von Wolken und Wasser, jene hatten sich bis zur Hälfte einer scheinbaren Gebirgshöhe gesenkt, und die Masse des Wassers war bis zu den Wolken hinangestiegen. Diese Verbindung zeigte durchaus nichts Feindliches, es waren nicht jene gebrochenen, schäumenden, lärmenden Wellen, nicht jene vom Sturme gepeitschten, heulenden, zerrissenen Wolken, die, jedes für sich, ihre ganze Kraft aufbieten, und trotz alles Aufwands nur ein unmächtiges Spiel treiben gegen trotzige Felsenhäupter, gegen festes Land, selbst gegen den festgewurzelten Baum darauf, und die schirmende Hütte darunter, und die nur das gebrechliche Fahrzeug bedrohen, womit der kühne Mensch sich hineinwagt in ihren zänkischen Aufruhr. Aber Wasser und Luft so in Eins verbunden, wie ich es hier sah, schien mir eine Allianz auf Tod und Leben zu seyn; es war ihnen Ernst diessmal und sollte der Erde gelten, und diese blickte bangend und verstört dem nahenden, eng verbrüderten Feind entgegen, und alle Geschöpfe hatten Schlupfwinkel gesucht.

Wind- und Wasserhose, wie der Schifferpöbel auf den deutschen Meeren diese grossartige Naturerscheinung benennt, und wie sie ohne alle Kritik von phantasielosen Sprachlehrern in unsern Sprachschatz eingetragen wurde, sind Bezeichnungen, die durchaus nicht dafür passen.

Vor der einhertosenden Erscheinung peitschte ein wüthender Orcan die Wellen an das Land, die sich schäumend auf die Ufer warfen. Die Erscheinung wurde aus eigener Macht, nicht durch den Sturm getrieben, so schien es; sie erregte diesen, von ihr allein ging alles Verderbliche aus, in ihrem Innern kreuzten sich die falben Blitze, und der Donner selbst, der jedem Strahl unmittelbar folgte, war nur ein schwacher Nachhall des fürchterlichen Brausens, der im Innern der zusammengeballten Masse sich vernehmen liess. Das ward mir jetzt augenscheinlich, dass kein Widerstand hier zu leisten möglich sey, und dass ein Schiff, in diesem Bereiche, dem sichern Untergange geweiht seyn müsste. Ich konnte ohne Entsetzen nicht daran denken, dass ohne die Vorsicht

unserer Schiffer wir von diesem Seeungethüm auf unserer Fahrt verschlungen worden wären.

„Ah, schrie jetzt mein Cicerone, der seinen Kopf immer neben dem meinigen zum Fenster hinausgesteckt hatte, „der Wind treibt den ganzen Spektakel hieher; sehen Sie nur!“

Und wie er diese Worte gesprochen hatte, war auch ihre Erfüllung eingetroffen; nun aber war es mit dem Imponirenden des Schauspiels für uns vorüber. Nur einen Augenblick sahen wir noch die hoch ansteigenden Wogen, und einen zweiarmigen Wasserfall, der von dem Felsen oberhalb Riva, in dem alten, zehnjährigen Bette, den Weg wieder zu finden wusste, aber im nächsten schon schien es, als bräche eine Sündfluth über das Gasthaus zur Sonne zusammen, an allen Enden der Decke strömte es auf uns nieder, zu den Fenstern herein, und der Kellner schloss so schnell als möglich alle Läden des ganzen Stockwerks. Von unten kreischten die Weiber, wir sollten herunterkommen, in dem festen Gewölbe der Küche und des Speisesaals könnten wir ganz trocken die Wirthschaft mit ansehen, und wir tappten uns auf diese Einladung über finstere Gänge und Treppen zu ihnen hinab, während ein immerwährendes, donnerähnliches Gebrüll sich draussen vernehmen liess.

Als wir hinunter kamen, und aus den Bogenfenstern des Erdgeschosses blickten, war die ganze Erscheinung schon über Riva hinweg, das Sarcathal nach Arco hinaufgezogen, wo sie sich an den Felsen brach und in einen Wolkenbruch auflöste. Der See warf jetzt hohe, schäumende Wellen, die über die Brustwehr von Stein in unsern Garten hereinschlugen, und Arbeiter waren auf den ersten Abhang des Berges gestiegen, um die Felsstücke aus dem Wege zu räumen, damit der herabstürzende Giessbach ungehindert seinen Abfluss haben konnte.

Regen, Blitz und Donner hatten noch nicht aufgehört, aber mich trieb es hinaus, unter die Arkaden des Hafenplatzes; die Leute sassen vor den Kaffeehäusern, und schauten nach dem See; andere waren auf den Schiffen und befestigten sie besser; denn alles war der

Meinung, dass sich das Ereigniss während der Nacht wiederholen würde. Die Natur schien sich aber im Wüthen erschöpft zu haben, und wie ich Nachts um zwölf Uhr das Fenster öffnete, war alles stockfinster, ein langweiliger Regen rieselte gleichförmig vom Himmel hernieder, wie die Thränen, die ein böses Weib nach dem Zanken vergiesst, und nur das Rauschen des Giessbachs, das man deutlich vernahm, erinnerte noch an die am Nachmittage stattgefundene Scene. — Dieser furchtbare Orcan durchzog die ganze Alpenwelt, wühlte ihre Gewässer bis auf den Grund auf, ergoss sie über ihre Ufer, und machte alle Gebirgsstrassen unwegsam. Seine Ausdehnung war so gross, dass weder die Strasse von Ampezzo nach Venedig, noch die über den Simplon nach Mailand passirt werden konnte. Mit allen andern, welche dazwischen liegen, war es eben so der Fall.

Am andern Morgen begrüsste ich nicht ohne Rheumatism, den ich meinem nassen Schlafzimmer verdankte, die heiterste Sonne, die sich im alten Benacus spiegelte.

Wir hatten uns vorgenommen von hier aus die Nachbarthäler zu besuchen: das Val di Ledro mit seinen herrlichen Tannenwäldern, den tiefen Kessel des Val Vestino, an dessen Seiten sich hohe Schneewände aufthürmen, die viehzuchttreibenden Thäler Chiese und Giudicaria, duftend von den reichsten Alpenkräutern. Aber in alle diese Thäler ist nur auf Muli oder auf sehr beschwerlichen Fusswegen zu gelangen, und nach dem stattgehabten Unwetter war jede Verbindung mit denselben abgeschnitten. Wir mussten daher diesen Vorsatz aufgeben und brachten noch einen heitern Tag in Riva zu, den wir mit kleinen Spazierfahrten auf dem See, mit Ersteigung der Höhen, und einigen Bemerkungen über die Art und Weise der Einwohner ausfüllten.

Die Reinlichkeit ist zum Beispiel etwas, wovon die Rivenser ganz eigene Begriffe haben. Der Wolkenbruch hatte zwar alle abschüssigen Orte mit grosser Sauberkeit gewaschen, dafür aber an ebenen Plätzen eine grosse Masse mannichfaltigen Unraths angeschwemmt. Diess war zum Beispiel auch in den Hofräumen unsers

Gasthofes der Fall, und zwar in solchem Grade, dass es nicht gut möglich war darüber weg zu schreiten. Während des Vormittags dauerte diese Lage der Dinge fort, nach dem Essen jedoch kam ein alter Besen an der Hand der jüngsten Tochter des Hauses langweilig daher, und dieser ganz unzweckmässigen Vermischung von Jung und Alt war es allein vorbehalten den Augiasstall zu reinigen. Die schwachen Kräfte zogen sich jedoch sehr gescheidt aus der Affaire. Sie kehrten die unsaubern Massen mit einer liebenswürdigen Nachlässigkeit, die eine reiche Nachlese wohl gestattet haben würde, an einigen Punkten des Hofraumes zusammen, wo sie nun so lange in Frieden ruhen können, bis ein anderer Wolkenbruch so gütig ist, sie wegzuschwemmen. Diess Verfahren ist übrigens in ganz Italien eingeführt, und daher rühren die bedeutenden Lager verwitterten Unrathes, die man in allen Winkeln antreffen kann. In trockenen Gegenden, welche den Wolkenbrüchen nicht ausgesetzt sind, lassen sich viele Jahrgänge dieser unerfreulichen Gegenstände nachweisen, die selbst für den Alterthümler von Interesse wären, wenn sich ihr oft sehr hohes Alter mit Bestimmtheit angeben liesse.

Auch Signora Trasselina, unsere freundliche Wirthin, wollte, bei Gelegenheit des Wolkenbruchs, an ihrem eigenen Körper ein Beispiel statuiren. Sie setzte sich Nachmittags nicht ohne Absicht vor die Thür, das konnte ihr jeder Menschenkenner leicht ansehen. Sie sass auf einem gemeinen Schemel, ihr zur Seite war die Dachtraufe, alt und zerbrochen, aus deren unterm Ende noch ein bräunliches Wasser, als Ueberbleibsel der gestrigen Sündfluth spärlich hervorsickerte. Die Signora hob ihren Rock von blauem Kattune auf, und schlug sein gelbliches Futter in die Höhe, dann hielt sie einen Zipfel davon unter die Rinne und rieb sich Hals und Brust damit, bis sie ganz roth wurden. So gab die wackere Frau den Forderungen der Billigkeit Gehör und den Umständen nach; und so ward sie ein Beispiel der Nachahmung ihren eigenen Kindern, von denen zwei der kleinsten zur Rinne kauerten, und sich mit dem braunen Wasser die

Gesichtchen einschmierten. Inzwischen erblickte sie mich als Zuschauer oben im Fenster, und sah mich lange bedeutend lächelnd an, immer mit Abreiben ihrer Busentheile beschäftigt. „Der Deutsche wundert sich über unsere Reinlichkeit,“ dachte sie gewiss bei sich selbst, da hier zu Lande die Deutschen insgesammt für schmutzige Thiere gehalten werden. — Doch muss ich, um nicht ungerecht zu seyn, gestehen, dass die Küche im Innern reinlicher ist, als sie auf den ersten Blick erscheint. Das Schlachten und Reinigen des Geflügels und der Fische wird ausserhalb derselben vorgenommen, eben so das Putzen der Gemüse, die Anrichttische sind mit weissen Servietten bedeckt, und es ist daher möglich, im Angesichte der geöffneten Küche mit Appetit Tafel zu halten, ja in der Küche selbst seine Mahlzeit zu verzehren, wie diess in vielen Städten, in Restaurationen zweiter Ordnung bei den Italienern gebräuchlich ist. Ich habe trotz der gepriesenen Reinlichkeit der Sachsen in dieser Provinz ein Fait erlebt, das mir nirgend wieder vorgekommen ist. Es war bei einem Vogelschiessen in X. Ich bin hier zum ersten Male discret und nenne den Ort nicht, denn ich kenne meine Leute. In Sachsen würde gewiss gleich dieser oder jener Gastwirth die Sache auf sich beziehen, und da alle Sachsen auch Schriftsteller sind, gegen mich zu Felde rücken. In X. also beim Vogelschiessen, war ein Speisezettel, der nicht weniger als zwölf Gerichte enthielt, den Käse, die Wurst und den Kartoffelsalat mit inbegriffen. Auch Kalbsleber stand darauf. Ein Gast, der sie gern ass, war unvorsichtig genug, sie ohne specielle Nachfrage — so in den Tag hinein zu bestellen. Man brachte sie ihm in jener braunen Sauce, die ein alter Gentleman kürzlich in seinen Bemerkungen über die Nassauischen Gesundbrunnen „schmierig“ nannte. Der Gast hatte seine Hoffnung auf gebackene Leber gesetzt und wies die braune zurück. Der Kellner rannte damit fort und versprach bald wiederzukommen. Zum Glück oder Unglück, erfasst den Gast Reue über die gemachte Bestellung, nachdem er noch einen Blick auf den Speisezettel geworfen, und er läuft dem Kellner

nach, den er aber nicht mehr erreichen kann. Der Kellner ist schon in der Küche und tritt die Wirthin mit dem Teller an, indem er das Gelüsten des Gastes nach gebackener Leber berichtet. „Das ist gleich geschehen!“ spricht sie, nimmt die Leberschnitte aus der Sauce, leckt sie ab und wirft sie in das prasselnde Schmalz, worin sie eben Fische backt. Es darf nicht erst versichert werden, dass der hinzutretende Gast jetzt auch zur gebratenen Leber den Appetit verloren hatte.

Dass eine Wirthin Schinken und Käse mit demselben Messer den Gästen vorschneidet, ist ein Fall, der mir in Deutschland sehr oft vorgekommen ist. Sie entschuldigen sich gewöhnlich mit der Eile, dem Gedränge und dergleichen. Die Hauptsache ist, dass sie so leicht den Kopf verlieren, und dann bei ihrem angebornen Hange zur Grobheit, gern gegen alle Gäste grob seyn möchten. In einer ganz hübschen Stadt Deutschlands, die ich hier ebenfalls aus Liebe zum Vaterlande nicht nennen mag, ist es Sitte, dass Würste auf offener Strasse von alten Weibern gebraten werden. Arme, hungrige Gassenbuben umspringen diese ambulanten Küchen mit dem Geschrei: „Nur einmal lecken für einen Pfennig!“ Und die Weiber ziehen den Buben die heissen Würste durch die Mäuler, und werfen sie dann wieder in das Schmalz, indem sie für den, den Buben verschafften Genuss den Pfennig einstreichen. Hier muss man jedoch die deutsche Ehrlichkeit bewundern. Wäre diese liebliche Sitte etwa in Paris gebräuchlich, der Junge bisse ein gutes Stück ab, und liefe lachend damit davon; aber der deutsche Junge beisst nicht, sondern beleckt sich die Lippen, und würgt ein grosses Stück Brod dazu hinunter.

Diess sind freilich Studien *à la* Katzenberger, ein nur etwas aufmerksamer Reisender wird jedoch oft wider Willen getrieben, sie zu machen.

Es war der schönste Morgen, als wir uns auf das Dampfboot begaben, um uns nach Desenzano bringen zu lassen. Es fährt nämlich abwechselnd nach Lazise, an dem östlichen Gestade, mit denen die nach Verona reisen, und nach Desenzano, an dem südwestlichen, mit jenen,

welche nach Brescia und Mailand wollen. Die letztere Tour ist übrigens die interessantere. Man fährt am westlichen Ufer hin, wo die Citronengärten sind, während die östlichen von den Riesengliedern des Baldogebirgs erfüllt werden, der darauf ruht. Die weissen, gemauerten Pfeiler, welche im Winter die Bedeckungen zu tragen haben, um die Citronenpflanzungen zu schützen, die während des Sommers in freier Luft ausdauern, geben der Landschaft ein wahrhaft orientalisches Ansehen. Sie gleichen zierlichen Minarets, die sich aus dem herrlichen Grün erheben. Der schönste Punkt ist das Städtchen Salò. Bei Desenzano streckt sich eine liebliche Halbinsel in den See, Sirmio, jetzt Sermione genannt, die Catull beschreibt. In Desenzano selbst aber sitzt es sich herrlich auf dem Altan des Gasthauses, bei gutem Weine des Ufers und einem Gerichte jener kleinen, wohlschmeckenden Sardinen, die hier im Ueberflusse gefangen werden.

Sechstes Capitel.

Val Sugana.

Bassano. — Eintritt ins Thal. — Nachtherberge. — Primolano. — Sette Communi. — Bilderhändler von Tesino. — Borgo. — Levico. — Pergine.

Wenn man von Venedig nach Mestre übersetzt, und von hier nach Deutschland zurückkehren will, so macht man seinen Weg entweder auf der neuen Strasse von Ampezzo und dann durch das Pusterthal, oder durch das Val Sugana. Ich wählte das Letztere. *

Ein hübscher, pfiffiger Bursche hatte mit mir bis Bassano accordirt; aber am nächsten Morgen, bei der Abfahrt von Treviso, war ich schon einem Andern überantwortet.

Wir kamen gegen Mittag nach Bassano, das eine überaus reizende Lage hat. Es lehnt sich an ein Vorgebirge, das mit dem üppigsten Laube, mit Wein, Nüssen und Castanien bedeckt ist, und darüber hinweg ragen hellblaue uud violette Gipfel, und dazwischen streben weisse Felsenpyramiden empor. Schöne, plattgedeckte Wohnungen, prächtige Kirchen, Villen und Schlösser sind auf der hügeligen Ebene zerstreut, und wer das Glück hat, diese Gegend im reinen Sonnenlichte zu sehen, wird an eines der freundlichen italienischen Bilder erinnert, wie einst Hackert sie malte. — Hier liegen die Ruhmesdomänen der Napoleonischen Marschälle, Feltre, Treviso, Bassano, Montebello u. s. w.

* Der Pass in dieses Thal zwischen Cadin und Calamento hat eine Höhe von 6297 F.

Die Gegend ist reich an schönem Vieh; davon konnte ich mich überzeugen, weil in Bassano eben Viehmarkt gehalten wurde. In den engen Strassen war es nur mit Mühe möglich, sich durchzudrängen, und es war mir daher angenehm, dass die Post, wo wir eingekehrt waren, vor dem Thore lag. Unweit von hier liegt Possagno, Canova's Geburtsort, wo die Kirche sehenswerth ist, die er dort aufführen liess.

Hart an der Gränze von Tirol und am Eingange des Val Sugana liegt Primolano, und diess sollte das Ziel unserer heutigen Reise werden; so hatte es der Vetturin versprochen. Wir waren aber von Bassano zu spät weggefahren, und der Abend überraschte uns auf den schroffen Abhängen, die von dem Schaume der tosenden Brenta bespritzt werden, und an denen sich die Strasse bald hinauf, bald hinab fortwindet. Es war neun Uhr, und bereits spät im September. Wir fuhren in Nebel eingehüllt, und hörten weit und breit nichts als das einförmige Getöse der Wellen zu unsern Füssen. Auf unsere Frage, ob wir noch weit von Primolano entfernt seyen, erklärte der Vetturin ziemlich barsch, nie den Weg gemacht zu haben, und bekräftigte diese Erklärung mit einigen derben Flüchen, indem er dabei auf sein armes, keuchendes Pferd unbarmherzig losschlug. Ich hatte kein anderes Gefühl in dem Augenblick, als das des Hungers und der Müdigkeit, und sehnte mich nach den lieblichen Penaten der Herberge in Primolano. Später kam mir aber erst der Gedanke, welcher Gefahr wir hier ausgesetzt gewesen waren. Ein Stoss, ein Sturz in den Abgrund, und ein ewiges Geheimniss würde das Verbrechen umschleiert haben.

Mein Vetturin war aber ein ehrlicher Bursche, wenn er auch nicht eben streng wahrheitliebend war.

Von einer Höhe, die mir, in der Dunkelheit erklommen, riesenhaft erschien, erblickten wir plötzlich, wie Irrlichter im Boden des Moores, einige trübe Lichter im Nachtnebel flimmern. „Ha! da ist Primolano!“ rief mein Kutscher, und freudig ging es bergein. Wir hatten die Lichter bald erreicht; sie strahlten aus einem langen

Hause, das an die Felswand lehnte, und dessen Bewohner, ziemlich befremdet, wie es schien, zum Wagen traten, um uns herauszuheben.

Wir forderten ein Zimmer, um zu übernachten, und man führte uns eine enge, knarrende Treppe hinauf, und öffnete ein kleines Gemach, worin eines jener Ungeheuer von Betten fast die Hälfte des Raumes füllte, während ein Tisch und eine Bank, von weissem Holze, die andere Hälfte einnahmen. Wir bestellten ein Abendessen und setzten uns ermüdet an den Tisch. Mit nicht geringem Abscheu bemerkte nun aber meine Frau, wie von der Decke herab und aus allen Winkeln langbeinige, scheussliche Spinnen mit angeschwollenen Bäuchen herankrochen, um ihre Gäste in Augenschein zu nehmen. Wahrscheinlich hatte in diesem Raume lange keine Kerze gebrannt, und diese ungewohnte Erscheinung störte die ursprünglichen Bewohner aus ihren einsamen Netzen auf. Ein paar hübsche, wenn gleich braune Mädchen waren indess eingetreten, um das Bett zu machen und den Tisch zu decken. Sie lachten, wie sie die Angst meiner Frau bemerkten, die so eben aufgesprungen war, weil ein übermässig grosser Cancer sich ihr in Dupplirschritten näherte. Das älteste der Mädchen eilte gleich herbei, zog den Holzpantoffel vom Fusse, und der Cancer zuckte am Boden. Nun machten sich beide darüber her, das Ungeziefer zu tödten; ihre einzigen Waffen dabei waren Pantoffeln. Ich konnte mich hier zum erstenmale von der Wirkung dieser verschrienen Waffe überzeugen, und wollte meine Frau darauf aufmerksam machen, die sich aber aus Abscheu vor dem Mordgeschäfte der Mädchen zum Fenster hinausgelegt hatte. Ich bin von etwas festern Nerven und sah daher zu. Mit grosser Geschicklichkeit hieben die Mörderinnen den Spinnen einen Fuss entzwei, sie stürzten dann auf den Boden, und wurden hier vollends getödtet. Diess fand ich sehr praktisch, weil die Wand nicht im Geringsten beschmutzt wurde, die sonst getigert worden wäre. Die Mädchen lachten immer in Einem fort, und obgleich sie brennende Augen hatten und dabei sehr weisse Zähne zeigten, so hatten sie doch einen so hämischen

Zug um den Mund, dass sie mir abschreckend erschienen. Im ruhigen Zustande waren ihre Gesichter hingegen angenehm zu nennen.

Das Abendessen war nicht zu geniessen. Ein Huhn in stinkendem Oel gebraten, und Macaroni, so hart wie Schiffszwieback und von schwarzer Blende bereitet, also von der Farbe des grauen Löschpapiers. Ich wurde an ein erstes Nachtquartier in Spanien erinnert, wo nichts wie ein Eierkuchen zu haben war. „Mit Eurer Erlaubniss," sagte dort die Wirthin, indem sie mit der russigen Pfanne zum Tische trat, und das erforderliche Fett aus der brennenden Lampe vor den Augen der Gäste in ihre Pfanne goss. Ein paar Bissen, die ich von diesen Speisen aus Hunger zu mir nahm, verursachten mir ein tagelanges Magenbrennen. Wir entfernten uns sobald als möglich von diesen nicht einladenden Schüsseln, und legten uns ins Fenster. Es war eine herrliche Nacht; der Nebel war verschwunden, und die Sterne flimmerten; unweit vom Hause, nur etwas tiefer, hörten wir die Brenta rauschen. Doch wohin ich auch die Blicke sandte, nirgends war die Spur eines Hauses ausser dem unsrigen zu entdecken. Fels und Wald war alles ringsumher. Wir hatten die Gewissheit, dass wir in einer Einöde und nicht in Primolano waren. Auf meine Frau machte diese Entdeckung wieder nicht den angenehmsten Eindruck.

Ein Gespräch, das einige Kerle unten mit unserm Vetturin führten, machte mich aufmerksam.

„Ein Deutscher ist es," sagte der Eine.

„Ein Franzose und vom Militär dazu," versetzte unser Vetturin.

„Ich wollte wetten, dass er ein Deutscher sey."

„Und ich gebe dir mein Wort, dass er ein Franzose ist, und das er unterwegs mit der Frau nichts als Französisch gesprochen hat."

„Gleichviel, du Narr, wie kannst du so wohlfeil fahren? Weisst du, wie weit du noch bis Trient hast, und welch ein Weg?"

Der Vetturin stiess einen Fluch aus.

„Ein andermal sey gescheidter, und schinde dich und dein Pferd nicht umsonst.“

Auch diess Gespräch wollte meine arme Frau verdächtig finden. Sie zeigte mir an jenem Abende, dass sie viel Talent besitze, sich zu ängstigen. Mir war es nicht unangenehm, dass mich der Vetturin für einen französischen Officier hielt, weil man in Oberitalien als solcher viel mehr Achtung geniesst, und in Wirthshäusern zum Beispiel viel leichter bessere Zimmer und Bedienung erhält, wenn man mit recht lauter Stimme auf Französisch drein wettert.

Nun erschienen die zwei Spinnenvertilgerinnen und setzten sich zu den Kerlen unten hin. Das Gespräch schwieg, und die kleinste fing mit einer durchdringenden, wie klagend tönenden Stimme zu singen an. Es waren Terzinen, nach einer stets wiederkehrenden Melodie gesungen. Ich verstand nur wenig davon, aber trostlose, getäuschte Liebe machte den Gegenstand. Die älteste stimmte stets bei der dritten Zeile des Refrain mit ein. Auch dieser Gesang brachte auf meine Frau keine erfreuliche Wirkung hervor. Sie sehnte sich nach Ruhe, und wir schlossen das Fenster. Vor unserer Thür heulten einige Katzen. Zum Unglück war die Thür nicht zu schliessen. Neue Bedrängniss! Sie klappte hin und her, weder Schloss noch Drücker waren daran zu entdecken; und an einen Nachtriegel hatten wir bei unserer Abreise von München nicht gedacht. Es blieb nun nichts übrig, als eine Barricade aus der Bank und dem Tische zu errichten, um sich mindestens vor dem Ueberfalle wüthender Katzen zu sichern. Nun legten wir uns getrost nieder, und bald schliefen wir beide ein. Der klagende Gesang der Mädchen begleitete unsere Gedanken in die Regionen des Traumes. Dass wir hier einige Abenteuer mit Räubern zu bestehen hatten, war ganz natürlich. Aber ungestört schliefen wir in der Wirklichkeit die ganze Nacht hindurch, und erwachten fröhlich, wie bereits die Sonne schien. Als wir in den Wagen stiegen, las ich an unserm Hause, dass es zum Bezirke von Covelo gehöre, es lag aber ganz einsam, von allen

andern weit abgesondert. — So waren wir am vergangenen Abend über den merkwürdigen Pass von Covelo gekommen, ohne bei der herrschenden Dunkelheit das berühmte Felsenschloss wahrzunehmen, in das man sich — der Sage nach — mit Stricken hinaufziehen lässt. Auf solche Weise sollen auch einige Kanonen hingebracht worden seyn. Die Garnison hat gutes Wasser oben, und das Pulver- und Munitionsmagazin dieser wunderlichen Veste ist eine grosse natürliche Höhle.

Der kleine Ort Primolano wurde erst in einer Viertelstunde erreicht. — Das Thal blieb wild, aber sehr malerische Partien wechselten darin ab, die Fruchtbarkeit und der Anbau schienen gering; Eisen- und Vitriolminen sind hier vorhanden, wie man uns sagte.

Von Primolano macht man leicht einen Abstecher in den kleinen Bezirk, der sich in den engen Thälern und Schlünden der Tiroler Berge längs der Gränze hinzieht, und die „Sieben Gemeinden," *Sette Communi*, genannt wird. Der erste Ort oder die erste Gemeinde, die man erreicht, heisst Enego. Das ganze Ländchen enthält ungefähr 70 italienische oder 17 deutsche Meilen in der Länge; die Einwohner sind grösstentheils deutschen Ursprungs, wie sich aus ihrer merkwürdigen Sprache ergibt. Sie haben eigene Gesetze, eigene Kleidung und Gebräuche. Man sagt, sie seyen Abkömmlinge der alten Cimbern, die Marius bei Verona schlug, und die dann in diesen Gebirgen einen Zufluchtsort fanden und einen kleinen Freistaat gründeten, der lange seine Unabhängigkeit zu bewahren wusste. Scipio Maffei sowohl, wie auch Pezzo behaupten dasselbe, während Buschin und Johannes Costa, Bürger der Sette Communi und Mitglieder der Akademie von Padua, diese Meinung durch sehr wahrscheinliche Argumente widerlegen. * Nach einer andern Behauptung flohen die im Jahr 496 durch Clodovich bei Cöln geschlagenen Thüringer nach Italien und unterwarfen sich dem Gothenkönig Theodorich, der ihnen die

* S. hierüber unter Andern: *Voyage dans le Tirol, par Marcel de Serres*, Paris, 1823.

Erlaubniss bewilligte, sich in dem italienischen Rhätien, zwischen der Brenta und Adda, anzusiedeln. Der deutsche Ursprung lässt sich einmal bei diesen Gebirgsbewohnern nicht wegläugnen; ihre Sprache ist die unsere, wenn sie uns gleich selbst, wie sie jetzt dort gesprochen wird, sehr schwer verständlich wird. Es ist, als wenn man das Deutsch der Nibelungen etwa geläufig sprechen hörte. Das klarste Zeugniss, dass es unsere alte Sprache ist, die sich in dieser Abgeschiedenheit in ihrer Weise erhalten hat, gibt ein Kirchenlied, welches noch alljährlich am Ostersonntag von den Leuten dort gesungen wird. Man hat Wörterbücher gesammelt, und da finden sich denn auch wohl Benennungen, die sich aus dem Italienischen ableiten lassen, wie das bei der Nachbarschaft ganz natürlich ist; indessen stösst man auch wieder auf Ausdrücke, die mit keiner andern europäischen Sprache Aehnlichkeit haben. * Es ist nach alten Urkunden mit Bestimmtheit anzunehmen, dass das Völkchen der Sette Communi seit undenklichen Zeiten diesen Landstrich bewohne.

Da der Boden nur wenig hervorbringt, so wandern die Einwohner in ihrer Jugend aus, und dienen in andern Ländern als Hirten, Maurer, Bergleute, Kohlenbrenner, oder sie handeln mit Specereien und Arzneimitteln, oder mit kurzen Waaren aller Art. Nie verlernen sie jedoch ihre Sprache, nie verläugnen sie ihre Sitten in der Fremde, und bringen beides unversehrt nach vielen Jahren in die Heimath zurück. Und in diese kehren sie immer wieder, wenn sie es zu einigem Wohlstande gebracht haben, obgleich sie dort nichts wiederfinden, als die höchsten Felsen, traurige, kleine Orte daran klebend, ohne Strassenverbindung, tosende Wildbäche und einen Ernte-Ertrag, der sie nur drei Monate vor Hunger zu schützen im Stande ist. Der Haupthandelszweig dieses Hirtenvolks besteht im Verkaufe der Heerden. Sie waren es, die den Markt in Bassano am meisten mit ihrem Vieh

* So heisst: Haus, Tschessa; Berg hingegen Mont; Thal, Val; Mann, Uem. Mehr hierüber findet man in Hormayrs Geschichte der Grafschaft Tirol, p. 136.

füllten. Ausserdem verfertigen sie grobe Leinwand, Strohhüte und dergl. Seitdem die Kartoffeln bei ihnen eingeführt worden sind, leiden sie weniger Mangel wie früher.

Der Orliero bewässert diese Gegend; sehenswerth sind die schaurigen Ufer des Wildbachs Buso.

Am einladendsten ist das Thal von Asiago. Das Städtchen gleichen Namens ist freundlich und erinnert an Gröden. Die Kirche ist prächtig und überrascht um so mehr in diesem armen Lande.

Der Menschenschlag in den *Sette Communi* ist stark, gross und von männlich prononcirten Zügen. Fast alle haben blaue Augen. Sie sind durchgehends Jäger, kühn und von grosser Entschlossenheit. Seitdem der Gesundbrunnen zu Recoaro von Fremden aller Nationen häufig besucht wird, wird es auch diesem an Tirol gränzenden in mannichfacher Hinsicht sehr interessanten Bezirke wohl nicht an Gästen fehlen. In Recoaro selbst fängt man nun auch an, für die Bequemlichkeit der Fremden mehr Sorge zu tragen, die Gegend ist eine der interessantesten, und das Wasser zeigt besonders gute Wirkungen auf Gicht und Podagra. — In den *Sette Communi* gibt es keine fahrbaren Strassen, und man muss sich der Maulthiere bedienen, auf denen man über das Gebirge, freilich oft sehr beschwerlich, nach dem Valsugana reitet. Zwei der besten Wege führen über die Cima di Zogomalo nach Grigno, und über die Cima di Portale nach Olle, unweit von dem Hauptorte Borgo di Valsugana.

Von Grigno zieht sich das kleine Tesinothal nördlich, dessen Einwohner durch ihre Industrie zu Namen und Vermögen gekommen sind. Sie sind es, die den berühmten Bilderhandel durch die ganze Welt treiben. Er begann schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Arme Leute aus dem Dorfe Pieve di Tesino ernährten sich nothdürftig damit, dass sie schlechtgemachte Heiligenbildchen aus der Fabrik von Ramondini in Bassano ins Ausland trugen und dort verkauften. Sie wiederholten ihre Wanderungen von Jahr zu Jahr und gingen immer weiter, bis sie selbst zu einiger Einsicht von der Kunst

gelangten, und nun ihre Industrie auf bessere Blätter auszudehnen anfingen. Bald handelten sie mit den Werken der berühmtesten Künstler aller Länder. Bereits in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nahm fast die ganze männliche Bevölkerung von Pieve und dem benachbarten Bieno Theil an diesem Handel, und es wurden in allen Hauptstädten Europa's, selbst in Asien und America, jene Kunsthandlungen gegründet, welche mit ihren Commanditen alle Messen und Märkte bevölkern, und unter dem Namen „italienische Bilderhändler" bekannt, ursprünglich Tiroler aus Val Tesino oder Val Sugana sind. Wie überrascht ist nicht der Reisende, wenn er in diesen Thälern die Namen Noveletto, Weis (Gasparo Weis in Berlin), Zanna, Tessari, Buffa, Granello, Nervo nennen hört, und sich nun erinnert, in Hamburg, Berlin, Petersburg, Königsberg, Warschau, Kopenhagen diese Herren in ihren Kunsthandlungen gesehen zu haben, wo sie neben einem Raphael Morghen Salami, Aleatico und romanische Saiten verkaufen.

Je mehr man sich der Mitte des Valsugana nähert, desto erfreulicher wird die Aussicht. Statt der starren Wildheit, zeigt sich Anbau, und Schlösser, Kirchen und Dörfer werden auf den Höhen sichtbar. So nähert man sich dem Borgo di Valsugana, dem Hauptorte des Thales, (deutsch: Worchen) mit wohlhabenden Einwohnern, die grösstentheils von der Seidenzucht leben. Der Ort ist schlecht gebaut, und das Wirthshaus, welches zugleich die Post ist, war so wenig einladend, dass wir es vorzogen die Gegend zu betrachten, als dort einzukehren. Sonst gehörte Borgo den Grafen von Telvana, deren Schloss in der Nachbarschaft liegt. Indem man von hier sich dem westlichen Ende des Thales nähert, wird die Aussicht immer lachender. Der Weg zieht sich stets am sehr steilen und hohen Ufer der Brenta hin, die bei Levico einen malerischen See, mit sehr hohen, bewachsenen Ufern bildet. Hier machten wir Mittag. Die Nähe des Sees liess uns auf gute Fische schliessen, und da überdiess Fasttag war, forderten wir sie gekocht und gebraten. Das Mahl, das man uns servirte, war aber ein

würdiges Seitenstück zu dem Souper in Covelo, oder dem vermeinten Primolano. Wir durften es nicht anrühren, wenn wir nicht Gefahr laufen wollten, uns für lange krank zu machen. Die Fische waren nicht frisch, und das Oel roch so stark, dass wir aufstehen mussten. Beim Wegfahren wurden wir jedoch durch den schönen Anblick des Sees entschädigt, der sich in seinem grünen Abgrund mit vieler Grazie an den Vorsprüngen der Felsen hinschmiegt, und von dem bedeutendern See von Caldonazzo nur durch eine nicht sehr hohe Bergwand getrennt wird. Unweit von hier entspringt die Brenta.

Bis Pergine hatten wir noch eine lange und bergige Strasse zurückzulegen, und es wurde bereits das Ave Marie geläutet, als wir dort ankamen. Die Lage ist entzückend. Die Spitzen der Felsenumgebung zeichneten sich scharf an dem heitern Abendhimmel ab, und aus der Mitte duftiger Bäume erhoben sich die Thürme einer alten Burg. Tief unten lag Pergine im Grunde. Von hier ging es stark bergan, bis wir eine weite Fläche erreicht hatten, von welcher sich der Weg wieder senkte, und das Thal von Trient, die dampfende Stadt, die Etsch, die unzähligen Dörfer, Landhäuser und Kirchen, die hohen Thürme, die vielen Lichter unsern, nach der beschwerlichen Reise, darüber hocherfreuten Blicken darbot. Unser Vetturin brauchte seinen erschöpften Gaul nicht anzutreiben, denn der Wagen lief hier von selbst, und so rollten wir ganz gemüthlich, bei eingebrochener Dunkelheit in die wohlbekannten Strassen von Trient wieder ein.

Vierte Abtheilung.

Westliche Thäler

und

Vorarlberg.

Erstes Capitel.

Val di Non und Val di Sol.

Charakter des Thals und der Einwohner. — Mord und Strassenraub. — Sagen und Aberglauben. — Deutsch-, Welsch- und Kron-Metz. — Die Braut von La Nave. — Die Rocchetta. — Anblick des Val di Non. — Denno. — Der Wirth. — Nachtrag zur Braut von La Nave. — Herr von Einsiedeln. — Der Monte Tobal und das Val Trasenga. — Tueno. — Cles. — Aquila Imperiale. — Abendlandschaft. — Val di Sol. — Castelfondo. — Ritt über den Gampen. — Das Etschthal.

Die Deutschen haben Recht, das Val di Non Nonsberg oder Einsberg zu nennen, denn es ist viel mehr eine fortlaufende Kette von Bergen und Schluchten, als ein Thal.

Es ist ein romantischer, abenteuerlicher Bezirk, von dem man gleich beim Eintritt in Tirol so verschiedenartige Gerüchte vernimmt, dass man den Wunsch nur dadurch gesteigert sieht, dessen Bekanntschaft zu machen. Ein sehr verbreitetes Sprichwort besagt: „dass wer hienieden schon der himmlischen Seligkeit theilhaft werden wolle, nach dem Val di Non gehen müsse. Es sey ein Stück Himmel auf die Erde gefallen.“ Ein anderes, eben so bekanntes Sprichwort verkündet jedoch: „wenn zehn Teufel mit einem Einwohner aus Val di Non zu streiten anfingen, so würde der letztere Sieger bleiben.“ In beiden Sprichwörtern ruht Wahrheit.

Unter allen Thälern Tirols ist das Val di Non seiner glücklichen Lage wegen das gesegnetste, und selbst dem reichen Etschlande hierin noch überlegen. Der Rücken der höchsten Berge senkt sich so allmählich thalein, und

bildet so sanfte Abhänge, dass die Cultur sich fast bis zum Gipfel erstreckt; dabei bieten die vielen, unzähligen Bergkuppen, die das ganze Thal ausfüllen, so günstigen Schutz gegen die Verheerungen des wilden Noce-Bachs, der es durchströmt, dass nicht die geringste Besorgniss davor statt finden darf, indem Besitzthum und Anbau vollkommen gesichert erscheinen. Dieser glückliche Reichthum, dieser Ueberfluss an allen nöthigen Nahrungsmitteln, welche den andern Thälern in hohem Grade gebrechen, haben nun hier eine zu grosse Bevölkerung herbeigeführt, die nicht hinlängliche Arbeit im Thale finden kann. Hiezu kommt, dass der Charakter dieser italienischen Bergbewohner jene heitere Frömmigkeit des Gemüths, jene Rechtlichkeit der Gesinnung, jene Ordnungsliebe nicht kennt, die dem deutschen Nachbar angeboren sind. Jeder Italiener findet sich ja ohnediess leichter mit seinem Gewissen eines Mordes wegen ab, als es unter gleichen Verhältnissen und Bedingungen ein Deutscher im Stande wäre. Wo man daher von Mord und Raub hört, im nachbarlichen Vintschgau und Etschthale, da sind es gewiss Einwohner aus dem Val di Non, die sie verübt haben. Seit einiger Zeit soll eine thätige Gendarmerie nun wohl das Gesindel ziemlich in Respect halten, von allen Seiten aber machte man mich darauf aufmerksam, bei der Bereisung dieses Thales nicht zu früh aufzubrechen, und nicht zu spät auf der Strasse zu bleiben.

Meine Meinung hierüber ist nun, da ich das Abenteuer glücklich bestanden habe, dass man am Tag im Val di Non, wie im übrigen Tirol, nach allen Richtungen reisen könne, ohne das Geringste befürchten zu dürfen; dass man sich aber hier, wie in Italien überhaupt, bei Nachtreisen eher auf einen Ueberfall gefasst halten, und daher ein paar sichere Pistolen stets bei sich führen müsse. Besser als diese schützt jedoch ein unscheinbarer Anzug, und die Vorsicht, weder Geld noch Ringe und Ketten zu zeigen, und in den Wirthshäusern keine vollen Börsen zur Schau zu legen. Ich zog von frühester Morgenstunde bis spät am Abend mit meiner Frau grösstentheils zu Fusse durchs Val di Non, und habe

nie ein Abenteuer zu bestehen gehabt, das nur im entferntesten einem räuberischen Anfall ähnlich gesehen hätte. — Wenn nun diese Gerüchte ganz geeignet sind, dem Val di Non einen abenteuerlichen Charakter beizulegen, so ist es auf der andern Seite ein Reichthum der verschiedenartigsten Sagen, die ihm einen Anstrich des Wunderbaren zu verleihen im Stande sind. Das Thal hat seinen Blocksberg, wo der Teufel mit Hexen seine lustigen und schändlichen Beilager hält. Diess ist der Bergkegel Roweno, ungefähr in der Mitte des Thales, unweit Revò gelegen. Von einer Edelfrau Anna Maria von Alessandri aus Non wird berichtet, dass sie am 5. Mai 1615 von ihrem Gatten ermordet wurde, und dann am 27. Mai desselben Jahres wieder aufgelebt sey. Anfangs sah man sie zu Coredo, dann aber lebte sie nach wie vor auf dem Schlosse zu Non. Die Sache machte grosses Aufsehen, und der Fürstbischof von Trient sandte seinen Rath, Ludwig Particelli, als Inquisitor hin. Ihm beigegeben wurde der Pfarrer im Orte, Ramponi mit Namen. Man war, wie die Sage verkündet, in der Wahl der Zeugen nicht eben sehr gewissenhaft, und soll auch ganz verwerfliche zugelassen haben. Die arme unschuldig vom Tod Erstandene wurde nun verbrannt, aber ihre Asche ist seitdem nicht wieder belebt worden. Wahrscheinlich hat ein grausamer Gatte selbst dieses Mährchen ersonnen, um sich seines verhassten Weibes zu entledigen. — Der Einwohner des Val di Non glaubt fest an diese und ähnliche Sagen.

Es war ein schöner Sonntag Morgen, als wir von Trient aufbrachen, um uns nach Cles, der Hauptstadt, zu begeben. Man hatte meinem Vetturin, mit dem ich vom Gardasee kam, und der das Thal nie bereist hatte, sehr bange vor dem schlechten Wege machen wollen. Schlecht fanden wir den Weg zwar nicht; wohl aber beschwerlich in hohem Grade.

Bei Nevis (Lavis), nachdem wir den Avisio überschritten hatten, verliessen wir das rechte Ufer der Etsch, und setzten mit der Fähre bei la Nave hinüber. Dort ging der Weg durch die von vielen Canälen durchschnittene,

flache Uferlandschaft, voll der blühendsten Gärten, mit Maulbeerbäumen, Wein und Mais bepflanzt, nach Mezzo-Lombardo, von den deutschen Welsch-Metz genannt. Hier strömt der Noce, aus dem Val di Non kommend, von dem Felsenpasse der Rocchetta hinunter, um sich mit der Etsch zu vereinigen. Die Ufer des Noce trennen an diesem Punkte beide Sprachen, denn während an diesem nur noch Italienisch gesprochen wird, wird an dem gegenüberliegenden, in Deutschmetz, schon unsere Sprache vernommen. Auch das äussere Ansehen beider Orte ist charakteristisch. Mezzo-Lombardo, so ganz italienisch; Häuser, die nie oder vor langen Jahren eine Kalktünche erhielten, Spinnenfestons an den mit Papier verklebten Fensteröffnungen, eine malerische Unordnung von Geräthen aller Art, Vorräthen und Schmutz, vor den Wohnungen und ringsumher verbreitet, offene Hallen, breite Steintreppen von aussen an den Häusern u. s. w. Und drüben in Deutschmetz, weisse und gelbe wohnliche Häuser, ein schönes Schloss mit Staketeneinfassungen, Spuren von Gärtchen, Blumen, Küchenpflanzen, rothe Dächer und reinliche Strassen. Ueber Deutschmetz ruht im Felsen eine alte Veste, Kronmetz geheissen. Sie ruht im eigentlichsten Sinne des Worts im Felsen, denn ein Loch, eine kleine Höhle mag uranfänglich hier gewesen seyn, wodurch die Menschen auf den Gedanken kamen, an diesem Platze sich anzubauen. Es mochte wohl Raum genug gewesen seyn, dass einige Arbeiter Fuss fassen konnten, um den Bau zu beginnen. Wie nun aber dieser wuchs, und der kühne Gedanke, hier ein Schloss mit Zinnen, Mauern und einem Thurme aufzuführen, entstanden war, da musste der Fels nach allen Seiten weichen, und es entstand eine Riesennische, worin jetzt noch die Ruine von Kronmetz sich kühn erhoben präsentirt, während der Stammfelsen das heruntergefallene Gestein wieder in seinem Schloss empfängt, und überall dräuend die weissen Zacken hinein- und hinüberhängen lässt, als sollten sie, in der nächsten Minute hinunterstürzend, diese Trümmer vollends vernichten. Aber seit Jahrhunderten dräuen sie so, und die Ruine steht noch immer,

die Menschen aber, welche das Schloss einst erschufen, haben es in ihren blutigen Fehden selbst zur Ruine umgewandelt.

Dieses italienische und deutsche Metz, mit der Ruine des Schlosses, am Abhange des Mendelgebirgs, welches hier die Rocchettaschlucht durchbricht, um den tobenden Noce durchzulassen, das jenseitige Etschufer mit den Orten Verla, la Nave, St. Michael, Königsberg, begränzt von dem Pinè, dem Altemann-Joch und den Bergen des Fleimserthals, dieses zusammen gewährt eines der reichsten Landschaftbilder, die ich kenne. Das üppige Saftgrün der Frucht- und Weinfelder, das mailiche Grün der Wiesen, das tiefere Dunkel der Wälder, woraus der prächtig rothe Porphyr und der blendend weisse Dolomit hervorstrahlen, geben hier zugleich die Anschauung einer kräftigen Gebirgsnatur von ernstem Charakter und einer südlichen Vegetation, die mit Wonne zum Herzen dringt. Eine glückliche Verbindung, die besonders auf ein deutsches Gemüth den ansprechendsten Eindruck übt.

In La Nave, in dem Häuschen an der Fähre, die uns übersetzte, weinten noch zwei von tiefem Schmerz umflorte Augen einer alten Mutter, und ein Vater sass dabei in stummer Verzweiflung. Hier hatte sich erst vor wenigen Wochen ein sehr tragischer Vorfall ereignet.

Giovanna hiess die Tochter dieser Leute, die einen ausgebreiteten Seidenhandel treiben und zu den reichsten der ganzen Gegend gehören. Das Mädchen war achtzehn Jahre alt und schön zu nennen. Leicht wie eine Sylphide, eher klein als gross, glänzend schwarze Haare, dunkelblaue Augen unter langen Wimpern, eine zwar nicht weisse, aber doch sanft geröthete Gesichtsfarbe und ein reizender Mund. Es hatten sich viele Freier eingefunden, aber die Eltern wollten ein wenig hoch hinaus mit ihrer Giovanna; und Jugend, Schönheit, Reichthum, verbunden mit einem unbescholtenen Rufe, waren die unerlässlichsten Eigenschaften dessen, der um die Hand des Mädchens mit Erfolg zu werben gedachte. Endlich erschien ein Jüngling, der alle diese Bedingungen erfüllte. Es war der junge Onestinchel aus Spormaggiore, der

Erbe reicher Leute, der die grösste Seidenzucht im ganzen Val di Non betrieb, erst drei und zwanzig Jahr alt war, und wahrhaft schön genannt werden konnte. Die beiden jungen Leute schienen für einander geboren, denn selbst die Namen harmonirten auf seltsame Weise; er hiess nämlich Giovanni. Die Eltern nahmen sein Werben freundlich auf, und es entspann sich bald das zärtlichste Verhältniss zwischen Giovanni und Giovanna. Am 19. Julius 1834 war der Tag, wo ihr Bund die eheliche Einsegnung empfangen sollte.

In Gebirgsthälern, wie das Val di Non eines ist, das nur einen einzigen fahrbaren Zugang durch den Rocchettapass hat und sonst überall von unwegsamen Jochen und Bergrücken eingeschlossen ist, besitzen nur Wenige einen leichten, einspännigen Wagen und ein Pferd. Die Reichsten halten dafür Maulthiere, und die Menge dieser zierlichen, sichern und sehr brauchbaren Thiere, mit ihrem schön aufgeputzten Geschirr, sind hier eben sô ein geltendes Zeugniss von Reichthum, wie in den Ebenen tüchtige Pferde und elegante Wagen. Es darf daher nicht auffallen, dass Giovanni, als er am Hochzeitmorgen nach La Nave wollte, um sein Bräutchen zur Kirche zu holen und sie dann heimzuführen in sein Haus, einen Wagen von einem guten Freund entlehnte, da er selbst keinen eigenen besass. Der Freund rief ihm noch nach, als er ihm Zaum und Peitsche in die Hand gegeben hatte: mit dem Pferde recht vorsichtig zu fahren, da es zuweilen scheuete. Der glückliche Giovanni hörte das mit halbem Ohre, denn schon schoss der Wagen die Höhe hinab von Spormaggiore, und lustig rannte das Pferd, an der Ruine des Schlosses Spor vorüber, nach La Nave, wo ihn die Eltern und die Braut im festlichen Staat empfingen. Man machte sich auf den Weg nach Mezzo-Lombardo, wo bereits die Glocken erklangen, und der Priester ihrer harrte, um die heilige Handlung zu begehen. Das Ja war gesprochen, der Segen ertheilt, und die beiden seligen Gatten wurden von ihren Verwandten und Freunden noch einmal in das Haus der Eltern der Braut zurückgeleitet. Von hier wollten sie

in zwei Wagen in das Haus des Bräutigams fahren, und nur die alte Mutter sollte zurückbleiben. Eine Scene des Abschieds stand bevor, die — obgleich die Entfernung von Spormaggiore und la Nave nur wenige Stunden betrug — dennoch ganz wider Erwarten eine sehr heftige Erschütterung hervorbrachte. Die Tochter konnte sich kaum aus den Armen der Mutter reissen, und diese umarmte sie unter Thränen immer wieder von Neuem. „Mir ist das Herz so beklommen," jammerte sie, „obgleich ich Dich glücklich und gut versorgt weiss. Ich kann mir meine Unruhe nicht erklären."

Die Andern vermochten diess aber desto leichter, denn welche Mutter wäre nicht von Schmerz durchdrungen, wenn sie das geliebte Kind, die hülfreiche Hand in der Wirthschaft, die angenehmste Gesellschaft seit achtzehn Jahren, jetzt mit Einemmale zu entbehren sich gewöhnen müsste; welche Mutter würde nicht, und wär' es auch nur auf Augenblicke, die Trennung aufzuhalten bemüht seyn? — Jetzt trocknete Giovanna ihre Augen, entriss sich den zärtlichen Umarmungen, und mit einem freundlichen, durch Thränen leuchtenden Blick auf ihren jungen Mann schwang sie sich auf den Sitz der kleinen, leichten, unbedeckten Timonella, wie man sie in jener Gegend kennt, und eine ältere Verwandte nahm den Platz an ihrer Seite ein. Ihr Gatte ergriff die Zügel des muntern Pferdes und kutschirte beseligt davon; es war der schönste Morgen seines Lebens. Hinterher fuhr eine grössere Careta, worauf der Vater der Braut und die Zeugen sassen. Sie hatten die Höhe des Rocchettapasses erreicht, wo der Weg sich sanft hinunter zur Brücke senkt, die über den Noce führt, und die zu passiren war. Hier scheuete plötzlich das Pferd der Timonella und galoppirte den Abhang hinunter. Der junge Mann strengte sich vergebens an, es zu bändigen; sein Lauf wurde wilder; die Timonella rollte beschleunigter hinab, sie war jetzt nur noch wenige Schritte von der Brücke entfernt. Die beiden Frauen im Wagen werden ängstlich und rufen dem Kutschirenden diess und das zu; er aber hört nicht darauf, sondern hat einzig und allein die Brücke

im Auge, und sucht mit starker Hand das scheugewordene Pferd dorthin zu reissen; ein zu kurzes Einbiegen hätte bei der Heftigkeit der Bewegung den Wagen nothwendig umwerfen müssen. Dieses Losstürmen auf die Brücke hatte aber, aus dem Wagen gesehen, wirklich etwas Aengstliches, und das junge Weib erhebt sich von ihrem Sitze, um sich durch einen verzweifelten Sprung vielleicht aus dieser Lage zu reissen. Aber in demselben Augenblicke rollt der Wagen auf die Brücke, und streift mit furchtbarer Gewalt das eine Hinterrad an das Geländer, der Stoss hebt den Wagen in die Luft, und der leichte Körper der Frau, der sich unglücklicherweise in demselben Momente auch erhoben hatte, stürzt hinab von der Brücke, in den brandenden Kessel des Noce, der hier in einer Tiefe von sechzig Fuss durch steile, schroffe Felsenwände gebildet, und von schwarzen Klippen umstarrt wird. Ein Schrei des Entsetzens — ein stieres Hinunterschauen in den donnernden Abgrund, wo keine Spur der Unglücklichen mehr entdeckt wurde. Man musste den Mann mit Gewalt von der Stelle führen und bewachen, während man von anderer Seite Anstalten traf, den Körper der Frau aufzufinden. Es gelang erst nach einiger Zeit. Eine Viertelstunde unterhalb der Brücke warf ihn der Noce ans Ufer, das hier flach war, und mit schönen Kräutern und Blumen prangte. Ein Sprichwort sagt, dass der Noce jeden Menschen, der hineinfällt, entkleidet, und so traf es sich auch hier. Die arme Giovanna, wie sie nun leblos auf ihrem Blumenbette lag, das von den mörderischen Wellen, mit feinem Staube getränkt wurde, hatte die schönen Hochzeitkleider tief unten im Strombette gelassen, nur die schwere Goldkette, die sich um den Busen geschlungen, erschien jetzt um das linke Ohr, wie um eine Spuhle gewickelt, ein Beweis, wie unbarmherzig und unsanft der wilde Strom seine holde Beute mit sich fort gerollt hatte. — Noch waren die Augen der alten Mütter feucht vom Abschied, und die Aussicht auf ihren baldigen Besuch bei der Tochter und ihrer jungen Hauswirthschaft fing erst gelinde an, den Kummer zu verscheuchen, als die lauten Klagen, welche die Leiche des

jungfräulichen Weibes begleiteten, der Alten ahnende Besorgniss aufs neue weckten. Sie trat vor die Thür, und ohne zu fragen, was geschehen sey, stürzte sie besinnungslos nieder auf die zugedeckte Bahre, die man ihr entgegentrug. — Giovanni entkam seinen Wächtern. Erst mit dem Einbruche der Nacht fand man ihn, im wildesten Wahnsinn im Wald umherirrend. —

Mit beklommenem Herzen stiegen wir aus dem Wagen, um, das Andenken der Unglücklichen feiernd, zu Fusse den Abhang zur Nocebrücke zurückzulegen. Er ist weder steil noch schmal; der Weg ist vortrefflich, und sogar an der Seite des Wassers gehörig geschützt. Es ist unbegreiflich, wie an dieser Stelle ein so grässlicher Vorfall sich ereignen konnte.

Der Pass an der Rocchetta, obgleich der klarste Himmel und der schönste Sonnenschein hineindrangen, kam mir wilder und melancholischer als selbst der berühmte Pass von Finstermünz vor. Zum Theil mag die eben erzählte Geschichte wohl zur Erhöhung des Eindrucks beigetragen haben.

Auf dem alten Brückengeländer war ein Kreuz eingeschnitten, an der Stelle, wo Giovanna hinabgeschleudert wurde; und die Spuren des Rades, wo es aufstiess und dann fortstreifte, waren tief eingedrungen in die Balken, und zeugten von der Gewalt und Heftigkeit der Bewegung. Diesem Platze gegenüber erhob sich ein plumpes Kreuz von rothem Sandstein, worin die traurige Geschichte der achtzehnjährigen Giovanna Onestinchel von Spormaggiore, gebornen Gontardi aus La Nave, eingegraben war. Der Gatte hat ihr dieses Denkmal setzen lassen. —

Die Rocchetta zeigt hier schroffe, hohe Felswände, die sich jäh aus dem Bette des Flusses bis in die Wolken heben; in weiter Entfernung und bedeutender Höhe sieht man zerstreute Wohnungen; auf einem abgerissenen, vorspringenden Felsen ragen die Trümmer eines alten Schlosses empor, woran sich ein noch wohlerhaltener Wartthurm präsentirt: Il Visione geheissen. Die weisse Strasse hebt und senkt sich an beiden Ufern fort und leitet an dem linken ganz gemächlich in das Thal hinab,

das sich mit einem Male vor den Blicken öffnet. Wir sahen hier das Val di Non.

Die Aussicht war nicht weit. Sanfte Abhänge lagen vor uns, die mit Dörfern, einigen Schlössern und Kirchen besetzt waren. Wir erblickten ganz nahe das stattliche Vigo, das Schloss Thunn, Belasio und die malerische Ruine von Corona. Es wohnen auf den zahlreichen Schlössern des Thales viele alte, sehr edle Familien des Landes in stiller Zurückgezogenheit, wie die Grafen Spaur, Thunn, Arz, Cles u. s. w. Die Aussicht begränzte ein Mittelgebirge, welches das Thal zu durchschneiden schien, und von wo uns die schöne Kirche von Denno herabwinkte. Wendeten wir uns zurück, so öffnete sich hinter uns die Rocchetta wie ein finsterer Schlund, überragt von der malerischen Ruine, und seitwärts davon erstreckten sich gegen Süden hin waldbewachsene Berge, mit den blühenden Ortschaften Sporminore, Spormaggiore, dem Schlosse Spor und andern, über welchen der hohe kahle Spinal in die Wolken ragte. Unten zog sich neben dem breiten Kiesbette des nunmehr ganz ruhig dahinfliessenden Noce die herrliche Kunststrasse in fast gerader Richtung hin, mit Bänken, Brücken und Einfassungen von rothem Sandstein. Sie wurde auf Kosten der Bewohner des Thales bis nach Fondo, ungefähr 9 Stunden, mithin der ganzen Länge nach, angelegt, und es ist im Werke, eine zweite, eben so schön, nach dem Hauptorte Cles zu bauen, wobei jedoch, der vielen und bedeutenden Berge wegen, grössere Kosten nöthig gemacht werden. Das Thal ist reich, und auch diese Strasse wird gewiss bald zu Stande kommen.

Wie wir uns dem Mittelgebirge näherten, verliessen wir diese treffliche Strasse und zogen uns westlich eine Höhe hinan nach Denno. Der Weg wurde sehr beschwerlich und steil, und bot unzählige Windungen dar, wir stiegen aus, um unserm armen Pferd Erleichterung zu verschaffen. Indem wir höher gelangten, öffnete sich uns die Aussicht nach der andern Seite, dem innern Val di Non, durch dessen Vorhof wir bis jetzt nur gekommen waren. In der Höhe und nicht mehr weit von uns entfernt

hatten wir Denno mit seinem schönen Thurm und darüber hinaus Flavon; die Aussicht begränzte das Schloss Nano. Auf der andern Seite des Noce übersahen wir Tres, Vervò, Torra, die Ruine von Brughiero und die schwindelnden Abgründe, die uns davon trennten. Jene Orte selbst sahen Inseln gleich, die gleichfalls durch Schluchten und Klüfte wieder geschieden waren. An diesen Schluchten, Klüften und Abgründen hin zogen sich aber dichte Castanienwälder und dazwischen Getreide- und Maisfelder, und die Ortschaften waren gross und weitläuftig und zeigten eben solche Häuser. An den südlichen Geländen ward Weinbau sichtbar, und nichts fehlte, um ein Bild behaglicher Wohlhabenheit und landwirthschaftlichen Fleisses zu vervollständigen. Die Menschen, welche dieses Bild belebten, waren des Sonntags wegen in gestreifte, schillernde Zeuge gekleidet, wie wir sie schon kennen. Eine Tracht, nicht so malerisch wie die der deutschen Tiroler, die aber nicht unangenehm und entstellend genannt werden kann.

In Denno selbst machten wir ermüdet Halt. Das Wirthshaus, wo wir einkehrten, hielt ein Pusterthaler, ein freundlicher Mann, der uns zwar gern willkommen hiess, aber nicht darauf eingerichtet war, Reisende zu bewirthen. Ein Fall, der in Denno sich nur sehr selten zuträgt, da nur wenig Fremde bis jetzt Verlangen trugen, das Val di Non zu besuchen. Wir begnügten uns mit Eiern, Milch, Butter und Käse, auf ächt patriarchalische Weise, und freuten uns, mit unserm Wirth und seinem Mädchen deutsch sprechen zu können. Er fragte, ob wir das Kreuz auf der Brücke gesehen hätten und die tragische Geschichte davon wüssten. Als wir diess bejahten, wollte er noch einige ganz besondere Nachrichten darüber haben, die er uns auch willfährig mittheilte. Nach ihm — und wie er versicherte, war diess die Meinung aller rechtlichen Leute der Gegend — gehörte der Name Onestinchel zu den verrufensten. Diese ganze Familie soll durch Wucher und Bedrückung ihren Reichthum erworben, und auch der junge Giovanni sich dessen schuldig gemacht haben. Diess wusste das unglückliche Mädchen,

und wollte ihre Hand nie diesem Menschen reichen, aber die Eltern bestanden darauf, und so sey sie denn — da sie dieser Ehe nicht anders entgehen konnte — freiwillig von dem Wagen hinab in die Wellen gesprungen. „Denn sehen Sie," fügte der Wirth hinzu, „Sie haben sich nun selbst davon überzeugt; wie das Rad anstreifte, musste der Wagen sich nach dem Wege hinein senken, mithin die Unglückliche auf die Brücke geschleudert werden. Auf die entgegengesetzte Seite konnte sie nur durch einen Sprung hinauskommen." Ich mochte diesem Varianten keinen Glauben schenken. Die einzige Wahrscheinlichkeit dafür, dass der Wagen, mit dem Hinterrade fast auf dem Geländer stehend und so daran hinstreifend, nach dem Innern der Brücke eine schiefe Richtung bekam, und also die darin Sitzenden nach dieser Seite hätte hinausschleudern müssen, wurde leicht widerlegt, wenn man annahm, dass der Moment dieses Anstreifens mit dem Aufstehen der Person zu pünktlich zusammentraf, und der plötzliche Stoss der noch nicht fest Stehenden, sondern erst in der Bewegung Begriffenen, einen gewaltigen Schwung zu geben vermochte, und so hinauswarf. Die Anschuldigungen des armen Gatten erschienen mir dabei ganz so, wie sie gewöhnlich von bösen Nachbarn, woran es keinem Erdensohne gebricht, erfunden werden, um einen beneideten Glücklichen ins tiefste Elend zu stürzen. Dieses Gerücht, wenn es zu seinen Ohren drang, konnte sein Unglück nur vergrössern. Und warum endlich sollte Giovanna gerade diesen Augenblick, die Brücke, den Noce, das Durchgehen des Pferdes abgewartet haben? Ihr Brautstand hatte Monate gewährt, und die wasserreiche Etsch floss ja vor dem Hause ihrer Eltern vorüber. — Ein alter, geschwätziger Mann drängte sich noch zu uns, der mit seinem norddeutschen Dialekt unsere Aufmerksamkeit erregte. Es war ein Herr v. Einsiedel, der früher alle Kriege gegen Napoleon mitgefochten hatte, und nun hier in Denno seine schmale Pension verzehrte. Es fehlte ihm an Gelegenheit, seiner gutmüthigen Schwatzhaftigkeit Nahrung zu geben, und daher war er froh, wenn Reisende kamen. Dass diess jedoch nur selten

der Fall ist, mussten wir empfinden, und eine volle Ladung hinnehmen. —

Von Denno ging es eine Weile eben fort. Auf dieser Höhe zeigten sich uns die überraschendsten Aussichten. Der Anbau wurde immer reicher; Städte, Flecken, Schlösser und Dörfer in unübersehbarer Kette, auf zerstreuten Höhen ausgebreitet. Bei Terres sahen wir eine weite Schlucht, die wir zu passiren hatten; auf der gegenüberliegenden Höhe erblickten wir Tueno. Der Tobalbach, aus dem Val Trasenga kommend, brauste in der Tiefe.

Die Strasse war mit vieler Kunst an den Abgründen hingeführt, und wand sich an den steilsten Stellen im Zickzack. Die ganze gegenüberliegende Höhe, auf deren Spitze Tueno sich zeigte, war mit Weingeländen bedeckt. Tief unten lärmte ein einsames Hammerwerk, und der rauschende Bach verschwand in den dicken Gesträuchen, welche die Schlucht ausfüllten. Gegen Südwesten erhoben sich weiss, wie mit cannellirten Pfeilern und mächtigen Capitälern, die Wände des riesigen Tobal, und der Blick verlor sich in das zerrissene Trasengathal zu seinen Füssen, das unbewohnt ist, und nur einigen Fischern, an dem fischreichen See darin, den Aufenthalt vergönnt.

Die Auffahrt nach Tueno war so beschwerlich, dass unser Vetturin, obgleich wir zu Fusse gingen, Vorspann nehmen musste. Er erreichte nunmehr mit leichter Mühe die Höhe. Sein Pferd war die ebene Strasse von Botzen bis Verona gewohnt, und verstand daher nicht die Vortheile beim Steigen, welche die Gebirgspferde so gut wie die Gebirgsmenschen weg haben. Nun zeigte sich die Strasse wieder eben und mit den herrlichsten Obstbäumen besetzt, fast in gerader Richtung bis Cles, das zwar vor uns lag, aber nicht wohl unterschieden werden konnte, weil es mit den andern Ortschaften, die es umgeben, zusammenfloss, und eine einzige bedeutende Stadt zu bilden schien. Hier übersahen wir nun das ganze Thal.

Die Porphyrwände der Mendel, die, schroff und unbebaut, in ihrer rothen Herrlichkeit, die Strasse nach Trient begränzen, senkten sich hier so mählich in das Thal, als wäre ihre feste Felsenmasse einst flüssig

geworden, und dann im Rinnen plötzlich wieder erstarrt. Sie waren bis zur Höhe mit Fruchtfeldern und Gehölzen bedeckt. Weiter nordwärts starrte der Gantkofel über die Wälder empor, aber der hohe Gampen zeigte wieder einen sanftern Abhang gleich der Mendel, und denselben Anbau, und hoch über Castelfondo hinaus, das Wallfahrtskirchlein zu unserer lieben Frau im Walde, wo er sein Joch zum bequemsten Uebergang aus dem Etschthale den Wanderern herleiht. Kehrten wir die Blicke rückwärts, so sahen wir über die Schlucht von Tueno hinweg immer wieder die Rocchetta, wo der Wartthurm auf der einzeln stehenden Felsenkuppe sich schwarz und scharf am südlich glühenden Abendhimmel zeichnete.

Cles befriedigte unsere Erwartung nicht. Wir hatten uns den Hauptort dieses reichen und herrlichen Thales anders gedacht. Auch liess er aus der Ferne Besseres erwarten. Die Strassen waren eng, und die Häuser nicht eben schmutzig und zum Theil zertrümmert, wie diess in dem eigentlichen Italien gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, aber doch auch nicht so wohnlich, rein und freundlich, wie die Häuser der deutschen Thäler. Dabei fehlte es nicht an jenen grosssprechenden Auf- und Inschriften, woran es die Italiener niemals fehlen lassen, um eine ganz unbedeutende Erbärmlichkeit zu bezeichnen. So lasen wir hier an einer Ecke mit grossen Buchstaben: *Ingreso alla piazza grande*, und dort über der Thür eines elenden Stalles: *Stallo dell' Osteria di Carlo Menapace!* Wir fuhren an dieser Osteria vorüber, und liessen uns zum *Aquila Imperiale* bringen, welcher uns als der vornehmste Gasthof genannt worden war. Hier fanden wir alles im kläglichsten Zustande. Treppe und Hausflur waren voll Schmutz, alle Fenster und Thüren standen offen, und überall lagen grosse Bündel Hanf, der hier um Cles stark gebaut wird, und daher dem Wirthe grössern Vortheil versprach, als die Gäste, die dann und wann bei ihm einkehren mochten. Man führte uns in den dritten Stock hinauf, in kleine, dumpfige Zimmer, unreinlich und unordentlich. Auf unsere Frage, warum man uns nicht den zweiten einräumen wolle,

hiess es, dass kaiserliche Beamte angesagt seyen, und dass man ihn für diese bereit halten müsste. Wir nahmen hievon keine Notiz, sondern liessen unser Gepäck in einem Zimmer des zweiten Stockes ablegen, das zwar auch nicht eben den Begriffen von Bequemlichkeit und Eleganz vollkommen entsprach, jedoch aber etwas höher war, und uns daher weniger dumpf und beängstigend vorkam. Man liess uns nun ohne alle weitere Einwendung in dem ruhigen Besitze dieses Zimmers, und servirte uns mittelmässige Forellen und ein paar Hühner. Nach eingenommenem Abendessen machten wir einen Gang durch die Stadt. Der Marktplatz ist weit und mit artigen Häusern besetzt; vor einem grossen Kaffeehause sassen unter dem Zeltdache die Honoratioren, und einige Gendarmen, die überall im Val di Non zu treffen sind, tranken ihren Kaffee und betrachteten uns mit grossen Augen.

Ausserhalb der Stadt bestiegen wir eine Anhöhe. Es war ein herrlicher, südlicher Abend. Das wunderbare Thal mit seinen unzähligen Berggipfeln, wovon ein jeder mit Dorf, Kirche oder Schloss prangte, die Abhänge der Mendel mit lachenden Ortschaften besäet, die sich wie eine gestickte Decke von den Porphyrzacken herabsenkten, die Flüsschen und Bäche zu unsern Füssen, duftige Castanien- und Nusswälder in unserer Nähe, aus denen malerische Häuser mit Erkern und Thürmen hervorsahen, Menschen überall, heimkehrende Jäger, klingelnde Muli mit ihren Treibern — welch reiches, seltenes Gemälde! Vor uns, als könnten wir es mit einigen Schritten erreichen, lag das ansehnliche Revò mit seinen Schlössern, darüber hinaus Cloz, Arz, und höher im Gebirge Castelfondo; jenseits des Novellabaches erblickten wir in beträchtlicher Ausdehnung Fondo selbst, den zweiten Hauptort des Thales, und den ersten Ort, wenn man auf Maulthieren über den Gampen das Val di Non besucht; gleich daneben zeigten sich Sarnonico, Cavareno, Romeno, Dambel, und dazwischen die Bergschlösser Vas, Arsio, Malosco — wer aber wollte alle Namen hier aufzählen, da man von diesem Platz aus hundert Orte mit einem Mal übersieht. — Fünf Stunden von Cles, auf

einem bewaldeten Berggipfel, liegt das prächtige Kloster Sanct Romedio, einer der berühmtesten Wallfahrtsorte weit und breit, und eine wahrlich sehenswerthe Merkwürdigkeit. Die Aussicht, welche man hier geniesst, ist jener von der Anhöhe bei Cles noch vorzuziehen; die Kirche enthält grosse Reichthümer und Kunstschätze.

Indem man von Revò dem Laufe des Noce nachgeht, gelangt man in das Val di Sol (Sulzberg), das etwas rauher wie das nachbarliche Val di Non sich darstellt. Von seinem Hauptorte Malè geht eine Fahrstrasse nach dem Val di Rabbi, von hohen Bergen eingeschlossen, zu dem berühmtesten und heilkräftigsten Sauerbrunnen in Tirol, Rabbi, dessen Wasser weit und breit getrunken wird. Es hat Aehnlichkeit mit dem Brunnen von Selters, scheint mir jedoch stärker zu seyn. Von Rabbi führt ein Saumweg in immer rauhere Wildnisse zu dem ganz einsam gelegenen Bade Pejo. Wenn schon das Leben in Rabbi ziemlich trüb ist, und nichts von den geselligen Annehmlichkeiten deutscher Bäder zeigt, so ist der Aufenthalt in Pejo ganz zum Verzweifeln. Eine heilsame Wirkung auf das Gemüth des Kranken ist also hier nicht zu erwarten, und alles muss der Quelle anheimgestellt bleiben. Unweit von Pejo, am *Corno dei* 3 *Signori*, entspringt der Noce. Man befindet sich hier an der Gränze des Veltlins und an den südlichen Abhängen jener schroffen Gebirgskette, die mit dem Orteles zusammenhängt. Am südlichen Ende des Val di Sol sieht man die letzten Tiroler Gletscher, die sich über vier Stunden ausdehnen, und von dem Palù, der Vedretta Amola und Cima di Nambin überragt werden. —

Von Cles führt der Weg längs des erhöhten Ufers der Novella nach Castelfondo, wo die fahrbare Strasse aufhört. Hier besteigt man Maulthiere, die immer vorhanden sind, und schickt sich an, über den Gampen in das Etschthal zu reiten. Der Weg hinauf ist ein wenig steil und unbequem, doch keineswegs gefährlich. Ueber die Mendel soll die Tour bei weitem unangenehmer seyn. Bei der Kirche zu unserer lieben Frau im Wald macht man unter dem Dach alter Bäume Halt, um ein kleines

Frühstück zu nehmen, und — je nachdem es die Tages- oder Jahreszeit erheischen sollte — ein lustiges Feuer anzuzünden. Dann geht es über sanfte Abhänge hinab nach Tisens, wo sich bald die Pracht des langen, aber nicht sehr breiten Etschthales in einem ganz andern Charakter, als das eben verlassene Val di Non, vor unsern Blicken ausbreitet.

Von Tisens auf der ersten Abdachung des Gampen geht es immer abwärts nach dem neu gebauten Schlosse Brandis, dem Grafen gleichen Namens gehörig, neben welchem eine Ruine sich erhebt, die eine traurige Begebenheit dem Reisenden ins Gedächtniss zurückruft. Es sind nun ungefähr vierzig Jahre, dass diese Trümmer noch ein bewohntes Schloss waren, das sich durch einen besonders schönen und hohen Thurm auszeichnete. In dem einen Flügel wohnte der Verwalter des Grafen mit seiner Familie. Er selbst war gerade abwesend, als in einer stürmischen Nacht der hohe Thurm zusammenstürzte und die ruhigen und sorglosen Schläfer im Schloss alle unter seiner Last begrub. Mutter und Kinder, ein junger Geistliche, der als deren Erzieher im Schlosse wohnte, Knechte und Mägde, wurden plötzlich eine Beute des Todes, und der heimkehrende Gatte sah sich um Alles beraubt, was bis dahin das Glück seines Lebens ausgemacht hatte. —

An der Ruine vorbei gelangten wir nach Lana, einem sehr schönen, weit ausgedehnten Dorfe, das von dem letzten Bergabhange sich bis in das Thal erstreckt. Hier werden die Maulthiere verlassen, und man macht den Rest des Weges nach Meran zu Fuss oder Wagen. —

Mit den wackern Mulifährern nahmen wir Abschied von dem Val di Non, von dem das Sprichwort in Hinsicht seiner Schönheit nicht zu viel sagt, jedoch was die Unredlichkeit der Einwohner und Unsicherheit der Strassen betrifft, wohl übertreibt. Vielleicht dass wir es in einer frühern Zeit bestätigt gefunden hätten.

Ohne gelehrten Forschern vorgreifen zu wollen, erschien mir diess wunderbare Thal in seinen seltsamen Formationen, als sey es ursprünglich ein See gewesen,

der durch den Einsturz der verwitterten Porphyrgipfel der Mendel ausgefüllt, nunmehr den Anblick dieser inselförmigen Hügel und kleinen Berge, von Schluchten getrennt, darbietet. Aus diesem Ursprunge lässt sich auch die grosse Fruchtbarkeit ableiten. Fremde besuchten diess Thal bisher nur selten, und doch verdiente es so sehr die Aufmerksamkeit eines jeden Reisenden, der Tirols eigenthümlichste Schönheit kennen lernen will.

Zweites Capitel.

Das Mutterländchen und die Stadt.

Das Landl. — Ansicht des Thales. — Meran. — Klima. — Lana. — Die Töll. — Alte Inschriften. — Das Badl. — Partschins. — Schloss und Dorf Tirol. — Sanct Zenoberg. — Margaretha die Maultasche. — Alte Portale. — Löwenberg. — Schenna. — Menschenraçen. — Obermais. — Labers am Naiferbruch. — Rubein. — Rametz. — Der Freiberg. — Fragsburg. — Heutiges Leben auf einer alten Burg.

Der obere Theil des Etschthales wird noch jetzt das Mutterländchen, „das Landl" genannt. Wer kennt nicht das Lied:

„Bei uns im Tirol und im Landl" —,

und den Tanz, der desshalb den Namen: Landler oder Ländler führt. Eben so wird Meran, die alte Hauptstadt der Grafen von Tirol, deren Gebiet sich auf diese Gegend und einen Theil von Botzen, bis nach Pontalto im Engaddin beschränkte, von den Bewohnern der umliegenden Thäler nur: die Stadt, wie einst Rom, *Urbs* genannt. Später erst kam das Land im Gebirge (*in montanis*), das ganze Inn- und Wippthal nämlich, durch Lehenschaften und verschiedene Erwerbswege dazu.

Es ist daher der eigentliche Kern des Tirolerlandes, den wir beim Herniedersteigen vom hohen Gampen vor uns liegen haben. Ein lachender Anblick! Das weite Thal von bewaldeten Höhen bekränzt, und Dörfer und Schlösser daran hinaufgebaut, Wein und Fruchtfelder überall, die Etsch, noch wie ein Wildbach, im weiten Kiesbette hindurchrauschend, und am Ende das hohe, mit vielen kleinen Zacken gezierte Muttgebirge, das bis an die Oezthaler Ferner reicht, und daran hingelehnt

das Städtchen Meran, mit einem schönen, hohen Thurme, und umgeben von einer Menge von Edelsitzen und Schlössern, worunter sich Tirol selbst befindet, das alte Stammschloss des ganzen Landes.

Diese Gegend hat für den Geschichtsforscher ein ausgedehntes Interesse, nicht nur zeugen ihre Schlösser dafür, sondern die vielen Ausgrabungen, die Meilensteine, Grabmäler, Inschriften, Altäre, die man an dieser Stelle fand, beweisen es, dass hier eine Hauptstation der Römer war. Wo jetzt die Weinberge von Obermais sich erheben, lag sonst die blühende römische Pflanzstadt Maja, die durch den Einsturz des Naiferberges um das Jahr 800 verschüttet wurde.

Meran geniesst bei einer Höhe von 1187 Fuss, dem Luftzuge des Vintschgaues und des Passeyerthales ausgesetzt, durch die Wellen der Etsch und des Passerbaches erfrischt, eines milden und gesunden Klimas. Am Tage ist es zwar im Sommer sehr warm, aber die Morgen sind angenehm, und die Abende entbehren nie eines erquickenden Luftzuges. Während der heissesten Monate sucht man indess hier, wie überall, die höhern Gegenden vorzugsweise aus, um die Sommerfrist zu halten, und es fehlt nicht an schönen Punkten, um dieses vernünftige Gelüsten zu befriedigen.

Das Gasthaus zur Post in Meran hat die schönste Lage, und wird desshalb von Fremden, die sich dort länger aufhalten wollen, vorzugsweise gewählt. Man findet hier eine billige, freundliche Aufnahme, und den besten Willen, Alles nach den Wünschen der Fremden einzurichten.

Das Städtchen selbst ist unbedeutend, und besteht eigentlich nur aus einer sehr langen und schmalen Strasse, deren Häuser mit Laubengängen versehen sind, welche als Trottoir dienen und Schutz vor der Hitze gewähren. Alles Uebrige ist ziemlich unzusammenhängend, und bildet gleichsam nur Vorstadt, wie z. B. der Rennweg und Steinach. Die Einwohner sind zuvorkommend und gastfrei gegen Fremde, wenn sie gleich unter sich nicht sehr gesellig sind. Die meisten leben vom Weinbau und der

Obstzucht. Abends, beim Untergange der Sonne, versammeln sich die Familien auf „der Mauer,“ einem gemauerten Wege längs des Passerbaches, und geniessen spazierengehend der Kühlung. Aber auch hier sieht man die meisten schroff getrennt; nur der Fasching soll eine freundlichere Annäherung während seiner Dauer zu Wege bringen können. Oeffentliche Vergnügungen finden hier nicht statt, zwei Kaffeehäuser und ein Càsino sind zwar vorhanden, von denen die erstern zu gewissen Tageszeiten besucht werden, das letztere aber gar nicht. Im Fasching gibt man einige Bälle darin. Dann und wann kommt die Botzener Schauspielergesellschaft, um in dem Saale des einen Kaffeehauses zu spielen, und erfreut sich zahlreichen Zuspruchs, besonders Sonntags, wo die Bauern der Umgegend gern ins Theater gehen. Auch Opern werden gegeben, wobei das Orchester von Dilettanten gebildet wird. Ein Schiessen findet oft statt, aber auch das ist mit keinen besondern Vergnügungen verknüpft und beschränkt sich eben auch nur auf das Schiessen und weiter nichts. Wenn nun aber die Stadt an und für sich dem Fremden wenig Genuss darbietet, so hat er seine Blicke nur nach aussen zu kehren, um auf das reichlichste dafür entschädigt zu werden.

Schon aus den Fenstern des Gasthauses zur Post geniesst man der reichsten Aussicht. Die Spitalkirche jenseits der Passerbrücke und die Häuser des Kirchdorfs Untermais liegen vor unsern Blicken, und darüber ragen die Berge, welche das Etschthal einschliessen, mit Schlössern und Dörfern geziert, bis gegen Süden die Mendel einen kühngeformten Abschnitt bildet, um die röthlichen Höhen auf dem Wege nach Trient erblicken zu lassen. Während links die Naif sich zeigt mit den Schlössern von Obermais und der Kirche „Katharina in der Scharten“ auf schwindelnder Höhe, öffnet sich rechts das Vintschgau, und Schloss Tirol hebt sich über den Häusern der Stadt auf seinen zerklüfteten Felsen empor. Von der Passerbrücke bei Meran erblickt man folgende Schlösser: Tirol, Aur, Josephsberg, Forst, Zenoberg, Löwenberg, Brandis, Fragsburg, Katzenstein, Neuberg, Schenna, Rubein,

Rametz, Knillenberg, Winkel, Labers, und am Horizonte, wo das Profil der Mendel seine groteske Form präsentirt, ragt Hoheneppan empor. In diesem Bereiche blühte Tirols Geschichte; jeder Stein spricht hier zum Vaterlandsfreunde beredt und laut.

Unter diesen Schlössern, an den grünen Seiten der Felsen hin, ziehen sich Guirlanden der lieblichsten Dörfer, Algund, Gratsch, St. Peter, Tirol, Marling und die hübschen Bauernhöfe des Freibergs.

Man hat in jüngster Zeit angefangen, das Klima von Meran als heilsam für Brustkranke zu empfehlen, und es halten sich daher beständig Patienten dort auf, die wenigstens Erleichterung ihrer Leiden, wenn gleich keine vollkommene Genesung finden. Es ist jedoch nothwendig, dass sie zu diesem Ende ganz ihren Wohnsitz in Meran nehmen, und nicht bloss die schöne Jahreszeit wie eine Badesaison dort geniessen wollen; denn die Heimkehr in ein rauheres Land und ein strenger Winter darin verlebt, zerstören gemeinhin wieder die heilsamen Folgen des Sommeraufenthaltes. Diess bezieht sich jedoch auf wirklich Brustkranke; für minder bedeutende Patienten und für solche, die nach überstandener schwerer Krankheit einer Nachkur bedürfen, wird das Verweilen von wenigen Monaten in dieser reizenden Landschaft, und das Einathmen so vieler balsamischen Pflanzenstoffe, womit die Luft hier geschwängert ist, schon günstige Folgen äussern.

Zu Wagen sind nur wenige Partien von Meran aus in die nächste Umgegend zu unternehmen. Die meisten müssen zu Fuss oder zu Pferde gemacht werden. Zu den erstern gehört eine Fahrt nach Lana, oder nach dem Badel auf der Töll.

Lana liegt am Fusse des Gampen, in der Ebene des Etschshals, und beim Eingange des Ultenthals. Es ist ein stattliches, weit zerstreutes Dorf, das in Ober-, Mittel- und Niederlana eingetheilt wird. Man macht diese Partie am angenehmsten, wenn man auf dem linken Etschufer, unter dem Schatten schöner Castanienalleen hinfährt,

und dann am Abende das Etschthal seiner Breite nach durchschneidet, und am rechten Ufer über Burgstall heimkehrt. Der Ultenbach, der durch Lana fliesst, enthält Forellen, die ihres Wohlgeschmacks wegen berühmt sind. In Lana erhält man die auf Gebirgswegen üblichen Bändl, deren sich meine Leser noch von Gröden her erinnern werden, und macht darin eine Excursion nach dem engen, wilden Ultenthale, wo sich das Bad befindet, welches in Tirol für das lustigste gehalten wird, obgleich ein Fremder, der die Annehmlichkeiten anderer Bäder kennen gelernt hat, es hier sehr langweilig finden muss. Die Bade- und Gesellschaftsgebäude sind von Holz, und von Luxus und Eleganz darin keine Rede. Zu Promenaden ist kein Raum vorhanden; denn Felsen und Wald sperren nach allen Seiten hin die Aussicht, und wer sich nicht auf beschwerliches Steigen einlassen kann, ist ziemlich auf den kleinen Platz vor den Gebäuden beschränkt. Die Gesellschaft ist nie sehr zahlreich, und besteht oft zur Hälfte aus Italienern, die aus den Nachbarthälern hieher kommen. Sogenannte böhmische Musikanten halten sich fast beständig hier auf, und ihre schlechte Musik dient den Tanzlustigen zur Anregung, wesshalb denn auch der Ruf „des lustigsten" diesem Bade zu Theil geworden seyn mag.

Die Töll (*Teloneum*) ist eine Anhöhe, welche das untere Etschgebiet nach dem höhern hin, dem sogenannten Vintschgau, begränzt. Hier wurden viele römische Alterthümer ausgegraben. Im Jahre 1552 fand man eine weisse Marmortafel mit folgender Inschrift:

TI. CLAUDIUS. CAESAR. AUGUSTUS. GERM. PONT. MAX. TRIB. POTEST. COS. DESIG. III. IMP. XI. P. P. VIAM. CLAUDIAM. AUGUSTAM. QUAM. DRUSUS. CAESAR. PRIUS. OBICIB. PATEFACTIS. ITER. EXSI. FLUMINE. PURGAV.

M. RST. S. P. M. P. C. V.

Eine römische Meile weiter bei dem alten Cathrun (Rabland) stand eine Marmorsäule, worauf die Worte zu lesen waren:

TI. CLAUDIUS. CAESAR. AUGUSTUS.
GERMANICUS. PONT. MAX. TRIB. POT. VI. COS.
DESIG. IIII. IMP. XI. P. P. VIAM. CLAUDIAM.
AUGUSTAM. QUAM. DRUSUS. PATER. ALPIBUS.
BELLO. PATEFACTUS. DEREXERAT. MUNIT. A.
FLUMINE. PADO. AT. FLUMEN. DANUBIUM.
PER P. C. C.

Lucas Römer, welcher im Jahr 1562 Landeshauptmann war, liess diese zwei Steine wegnehmen und in das Schloss Marötsch bei Botzen übersetzen. Noch um 1700 stand auf der Töll ein Altar der Diana vom Jahr 180 oder 216 n. C. mit der Inschrift:

IN. H. D. D. SANC. DIANAE. ARAM. CUM. SIGNO.
AETETUS. AUGG. N. N. LIB. PP. STAT. M-IENS.
XXXX. GALL. DEDIG. ID. AUG. PRAESENTE.
J. COS.

Dieser Stein befindet sich nunmehr in dem Bibliotheksaale zu Innsbruck.

Eine Viertelstunde von der Töll, in Partschins, liest man noch auf einem weissen viereckigen Marmor:

D. M. L. C. A. E. CIII. EUTROPI. M. ULPIUS.
PRIMIGENIUS. FILIO. V. A. XX. M. XI.

Alles dieses, so wie eine Menge von Münzen aus der Zeit des Drusus, zeugen von einer bedeutenden römischen Niederlassung in der Gegend. Wir sind auf classischem Boden!

Mehr als diess interessirt aber den Naturfreund die Etsch, welche hier brausend und schäumend in der Tiefe einen Fall bildet; das liebliche Algund, das seine Rebengehänge über die Strasse hinzieht; das im Wald auf dem Berge versteckte einsame Josephsberg; die Ruine von Forst, Aur, in Epheu gehüllt, am Eingange des schmalen Seitenthales Langvall, vor allem aber das schöne Dorf Partschins auf der Höhe der Töll, an schroffe Bergrücken gelehnt, von denen sich ein bedeutender Wasserfall malerisch herunterstürzt. Hat man die Höhe erreicht, so fliesst die Etsch ruhiger, und über eine schöne Brücke

fährt man zum „Badl," einem einsamen Hause von Bäumen umgeben, wo ein leichter Schwefelquell eine kleine Anzahl von Badegästen vereinigt.

Einige Bürger aus Meran haben dieses recht artig eingerichtete Haus mit bedeutenden Kosten aufführen lassen und waren der Meinung, dass es in dieser angenehmen Gegend an Besuchern nicht fehlen würde. Aber der geringe Gehalt der Quelle war nicht im Stande, diese Erwartung zu rechtfertigen, und „das Badl" ist jetzt hauptsächlich als Vergnügungsort der Meraner zu betrachten.

Partschins verdient von hier aus besucht zu werden. Es ist besonders seiner hohen Lage und eines kühlen Luftzuges wegen von den nahen Gletschern als angenehmer Sommeraufenthalt zu empfehlen. Viele der vornehmsten Familien in Meran haben hier Besitzungen, wo sie die Sommerfrische halten.

Eine der interessantesten Partien, zu denen sich jeder Fremde wohl am ersten hingezogen fühlt, ist die Ersteigung des Schlosses Tirol, des Landesschlosses, das noch jetzt dem Kaiser von Oesterreich gehört, während fast alle übrigen Denkmäler dieser Art durch Kauf in die Hände fremder Besitzer gekommen sind. Es zeigt sich in einer bedeutenden Höhe, auf dem sogenannten Küchelberge, über der Stadt, der seiner günstigen Lage wegen den edelsten Wein dieser Gegend hervorbringt. Man fängt schon vom Posthaus allmählich zu steigen an und erklimmt, wenn man das Passerthor hindurchgeschritten, den kahlen, beschwerlichen Felsen. Gemächlicher geht sich's über Sanct Zenoberg, aber man muss einen kleinen Umweg machen. Diess letztere Schloss (*Mons S. Zenonis*) hängt auf einem Felsen, über dem Bette der wilden Passer, die man tief unten brausen hört. Wo man etwas Erdreich befestigen konnte, war man bemüht, den Weinstock zu pflanzen, dessen frisches Saftgrün dem grauen Stein eine angenehme Zierde verleiht. Von hier wirft man einen Blick ins Passeyerthal, dessen Schluchten und Vorsprünge sich aber so zusammenschieben, dass man nur wenig davon übersehen kann. Die Jauffenburg,

eine malerische Ruine, an den hohen Berg gelehnt, schliesst die Aussicht. Drüben liegt das grossartige Schloss Schenna, über dem der Iffinger, der höchste Berg dieser Gegend, mit seiner grotesken Spitze emporragt und einzelne Häuser des Bades Verdins leuchten von der beträchtlichen Höhe hernieder.

Auf Sanct Zenoberg residirte König Heinrich, der wegen der Ansprüche seiner Gemahlin Anna von Böhmen diesen Titel führte. Der zweimalige Versuch, diese Ansprüche zu behaupten, wurde jedoch vereitelt. Seine Tochter war Margarethe, die Maultasche genannt, die ihm in zweiter Ehe mit Adelheid, des Herzogs von Braunschweig Tochter, geboren ward.

Ueber den Ursprung des Beinamens „Maultasche," der in Tirol noch jetzt volksthümlich ist, und mit dem man nicht nur die Herzogin Margarethe, sondern auch ihr Lieblingsschloss bei Terlan benennt, sind die Geschichtsforscher nicht einig. Viele erzählen, dass ihr Schwager, Stephan mit der Hafte, ihr eine Ohrfeige gegeben, welches im Lande „eine Maultasche stecken" heisst, weil sie ein heimliches Verständniss mit Oesterreich gegen Baiern unterhalten habe. Andere sprechen wieder von ihrem grossen, aufgeworfenen Munde. So viel weiss man jedoch, dass schon 1526 ihr Schloss bei Terlan, in allen Verhandlungen, Maultasch genannt wurde, woher ihr Beiname am ersten abzuleiten wäre, wie z. B. Herzog Heinrich von Niederbaiern von seinem Schlosse Natternberg der Natternberger hiess, und m. A. eben so. Im Jahr 1330 wurde Margarethe mit dem achtjährigen Johann von Mähren vermählt, dem zweiten Sohne Königs Johann von Böhmen. Aber im Jahr 1341 berief sie die Stände und erklärte, sie wolle ihren unmannbaren Herrn Herzog Hans aus dem Lande treiben und sich mit einem andern kräftigen Herrn und Landesfürsten versehen. Am zweiten November führte sie diesen Vorsatz aus, und vermählte sich mit Markgraf Ludwig von Brandenburg, Herzog in Bayern, dem Sohne Kaiser Ludwigs des Baiern. Am 10. Februar 1342 wurde das Beilager vollzogen, wozu der Kaiser selbst mit zwei Söhnen, dann

zwei Herzoge von Teck, die Bischöfe von Freising, Regensburg und Augsburg, die Grafen von Schwarzburg, Görtz, Werdenberg, Kirchberg, Katzenellenbogen u. s. w. in glänzendem Zug über den Jauffen kamen. Ludwig wusste sich in Ansehen zu setzen, und machte die erste Landesordnung in Meran bekannt. Margarethe aber war es, die nach dem Tod ihres Sohnes Meinhard, im Jahr 1363, zu Botzen Tirol an Oesterreich übergab.

Von dieser Fürstin sind viele Sagen unter dem Volke verbreitet, besonders solche, die sich auf ihre Liebeshändel beziehen. Viele Chronisten erzählen von ihr, was man von verschiedenen Fürstinnen des Mittelalters berichtet, dass sie nämlich sich schöne Jünglinge zum sinnlichen Genuss auserkohren haben soll, die sie dann im Bette selbst erwürgte, um ihre Lüste in tiefes Geheimniss zu hüllen. Bekannter, aber minder grausam sind folgende Züge.

Im Gerichte Genesien, nahe bei ihrer Lieblingsburg zu Terlan, in der reizendsten Gegend hatte ein ihr ergebener Ritter, Hans Goldegger, auf einem ihm zugehörigen Maierhofe drei leibeigene Brüder von besonderer Grösse, Schönheit und Stärke. Diese erhielten von Margarethe für ihren Stand und ihre Zeit sonderbare Befreiungen von Gerichtszwang, Frohnden und Abgaben, wie auch Geschenke als Minnesold. Ihre Nachkommen sind die Freisassen von Goldeck. Aus gleicher Absicht und Quelle floss ihr Freiheitsbrief für die Passeyrer. Oft hielt sie sich unter ihnen auf. Im Januar 1363, nur wenige Tage bevor sie die Regierung an die Herzoge von Oesterreich übergab, verlieh sie den Passeyrern das Weiderecht an beiden Ufern der Etsch bis an die Eysack, von der Passer an. Auch durfte keiner von ihnen „verlegt“ (verhaftet, gepfändet) werden; dagegen sollten sie der landesfürstlichen Kammer Salz, Wildpret und Wein über den Jauffen zuführen, und um ihre Fürstin und Fürsten als deren „nächste Kämmerer“ seyn, wenn sie zu Felde zögen. Noch zeigt man im Schlosse St. Petersberg eine finstere Thurmkammer, worin sie ihr erster

Gemahl wegen ihrer Liebeshändel einkerkerte, aus welcher sie aber zu Bischof Leopold von Freising entfloh.

Auf S. Zenoberg befindet sich noch ein merkwürdiges Portal aus rothem Sandstein, von welchem ich später zu sprechen Gelegenheit haben werde.

Man wendet sich nun von hier links und steigt den nicht steilen Rücken des Küchelbergs gemächlich hinan. Der Weg zieht sich zwischen Weingärten hin, und nach einer Stunde hat man das Dorf Tirol erreicht, das eine tiefe Schlucht vom Schlosse trennt. Das reinliche Wirthshaus lädt zur Ruhe ein, man lässt sich „den frischen Butter“ reichen, das ist halb zu Butter geschlagener dikker Rahm, ein zwar wohlschmeckendes und erfrischendes Gericht, bei dessen Genuss man aber während zu grosser Erhitzung besonders vorsichtig seyn muss.

Am Rande der Schlucht, im Halbkreise, setzt man nun seinen Weg nach dem Schlosse fort. Unten erblickt man die Ruine der Brannenburg und erreicht bald einen durch den Felsen gesprengten Weg, das sogenannte Knappenloch, bei dessen Ausgange man den ältern Theil des Schlosses in Ruinen vor sich liegen sieht. Hinter demselben erblickt man ähnliche Erdpyramiden, wie bei Lengmoos auf dem Ritten *, doch sind diese weder so ansehnlich, noch in so grosser Anzahl.

Die römische Pflanzung an diesem Orte, welche durch alte Schriftsteller hinlänglich dargethan ist, hiess Teriolis. Der Name Tirol kommt im Jahr 1140 zum ersten Mal urkundlich vor.

Gleich beim Eintritt in das Schloss fallen uns zwei Portale auf, dem ähnlich, welches wir schon auf S. Zenoberg sahen. Viele Ausleger waren bemüht, uns diese Zeichen und Embleme zu erklären; wir wollen uns begnügen, die Erklärung des berühmten Herrn von Hammer hieher zu setzen, weil sie uns den Gegenstand so

* S. Botzen.

klar enthüllt, als man es von diesem tiefen Forscher in den Fundgruben des Orients erwarten kann, während andere Ausleger ins Ungewisse umherschweiften, und mehr verwirrten, als entzifferten.

Die Portale auf Schloss Tirol sind von weissem Marmor.

Herr von Hammer glaubt, dass diese seltsamen Figuren eben so wenig als andere dergleichen, welche sich an Kirchen und verschiedenen Denkmälern des 12ten und 13ten Jahrhunderts befinden, bedeutungslose Ausgeburten willkürlicher Phantasie der Bildner, sondern symbolische Vorstellungen einer architektonischen oder eigentlich gnostischen Geheimlehre sind, deren Daseyn schon Stieglitz in seinem Werke von alter deutscher Baukunst bewährt hat, und Hammer selbst nach früher im *Mysterio Baphometis revelato* angedeutet hatte.

Die Baukunst behauptete den ersten Rang unter den freien Künsten, und der Ausbund aller Weisheit war die Gnosis, deren Philosopheme im Widerspruch mit den Lehren geoffenbarter Religion durch solche Bildwerke symbolisch auf eine nur für den Eingeweihten verständliche Weise dargestellt wurden. Die Löwen, Hyänen, Greife sind Symbole der geistlichen und weltlichen Oberherrschaft. Die beiden unten rechts und links im vorletzten Felde verwischten Figuren sind der mit dem gnostischen Gürtel umgürtete Meister, der den Jünger bei der Hand führt. Das Gesicht des Gekreuzigten ist im Original eine hässliche Jaldabaothsfratze. Der Weltdrache verschlingt den Menschen als Kind, wenn ihn nicht die Gnosis errettet. Gerade dem Weltdrachen gegenüber ist die Vorstellung des Sündenfalls, welcher aber vom Gnostiker ganz im entgegengesetzten Sinne verstanden wird. Der Gegensatz der beiden gnostischen Symbole der Schlange, als des guten, leitenden Princips, und des Drachen, als des bösen, alles verschlingenden Weltlaufs, ist hier sehr deutlich gegenübergestellt. Unter dem Weltdrachen sehen wir einen andern feuerspeienden

Drachen, vom Adler oder Phönix bekämpft, gewöhnlich mit der Umschrift: *Volo Eoi* (ich fliege ins Morgenroth). Diess ist ein freundliches Symbol. Oberhalb des Sündenfalls bezwingt ein rüstiger Kämpfer (Gnostiker) einen Löwen und einen Eber, die weltliche und geistliche Macht. Durch die dem Centaur ähnliche Figur wird die Vermischung des Gnostikers mit der Welt, insoweit diese zu seinen Zwecken unumgänglich nöthig, angedeutet. — So-viel über eine Merkwürdigkeit, welche gewiss eines jeden Reisenden Aufmerksamkeit anzuziehen im Stande ist. Die Zimmer und Säle in diesem Schloss enthalten nichts Sehenswürdiges mehr. Das ganze ist nothdürftig gegen den Verfall geschützt, keineswegs aber zur Wohnung für den Landesherrn eingerichtet. Ein Vetter des Sandwirths war Schlosshauptmann, und hat diese Ernennung wohl hauptsächlich nur dem Namen „Hofer" zu danken.

Aus den Fenstern geniesst man einer herrlichen Aussicht über das Etschthal seiner ganzen Länge nach. Der Fels, auf dem das Schloss steht, ist durch Bergwasser von dem übrigen Gebirge losgerissen, und es ist denkbar, dass er einst in das Thal hinunterstürzen könne. Die ältesten Leute wissen sich aber nicht zu erinnern, dass in seiner Gestalt und Lage sich das Geringste verändert habe, und mithin dürfte die Erfüllung jener Vorhersehung wohl noch in sehr weitem Felde seyn.

Wir stiegen über St. Peter hinunter, ein westlich unter dem Schlosse gelegenes Kirchdorf, und hatten hier bei jeder Biegung des Weges eine andere überraschende Ansicht des herrlichen Thales. Ueber Gratsch, an den untern Weingütern des Küchelbergs vorüber, erreichten wir spät am Abend Meran. —

Für das schönste Schloss dieser Gegend wird gemeinhin Löwenberg gehalten, welches ehemals der alten Grafen Fuchs Eigenthum war, die auch die Jauffenburg am Ende des Passeyerthals besassen. Sie waren die reichsten Edelleute der Gegend. Die Jauffenburg und Schloss Löwenberg sind so gelegen, dass man sie aus den Fenstern wechselseitig erblicken kann, und wenn die alten Grafen darin Banket hielten, so wurde ein Zeichen vom Truchsess

ertheilt, damit die Gesundheit zu gleicher Zeit in beiden Schlössern ausgebracht werden konnte.

Löwenberg liegt auf einer mässigen Höhe, die ganz mit Wein bepflanzt ist. Um das Schloss herum ziehen sich Terrassen, die zu Gärten benützt sind, worin ausser einer Menge der herrlichsten Blumen auch Citronen, Orangen, edle Feigen und Granaten gedeihen. Ebene findet man hier oben nicht, und um diesen Garten nach allen Richtungen zu durchstreifen, muss man treppauf und ab wandern. Das Schloss soll über achtzig Zimmer enthalten, von denen aber mehr als die Hälfte unausgebaut und unbewohnbar ist. Ueberall findet man das Wappen der frühern Besitzer angebracht, zwei aufrechtstehende Füchse in Stein gehauen. Hinter dem Schloss ist ein Plätzchen zum Belvedere eingerichtet worden; wo aber wäre hier kein Belvedere? Interessanter waren mir in dieser südlichen, durchweg heitern Gegend einige ernste Fichten, die sich mitten aus dem Castanien- und Nusslaub an der Berghalde erhoben und deren tieferes Grün der Landschaft einen Reiz mehr gab.

Schenna, die alte Hofhaltung der Grafen von Lichtenstein, jenseits der Passer, am Eingange des Passeyerthales gelegen, entspricht viel mehr dem Begriff eines mittelalterlichen Schlosses, wie das eben genannte, und es ist dabei wohnlicher. Es erhebt sich mit seinem runden Gemäuer, auf terrassenförmig sanft ansteigenden Hügeln, zu solch beträchtlicher Höhe, dass es das ganze Mittelgebirge beherrscht. Es hat noch seine Brücken und Thore, seine gewölbten Gänge und Zwinger, seine Rüstkammer, Verliesse und weiten Hallen. Ja, ich bin der Meinung, dass ein Sonntagskind in solchen alten Burgen gar leichtlich den Burggeist kennen lernen würde, dessen Bekanntschaft wir armen, gewöhnlichen Erdensöhne nicht zu machen verstehen. Der jetzige Besitzer, Herr Doctor von Goldrainer, ist ein Mann, der die Geschichte seines Landes gründlich kennt, und neben einer gastfreundlichen Aufnahme es auch an belehrender Unterhaltung nicht fehlen lässt. Ihm verdanke ich nachstehende Notiz über den Ursprung der Bewohner von Tirol, die mir

nicht uninteressant scheint. Die Verschiedenheit der Menschenracen ist, nach Herrn von Goldrainer, so auffallend in Tirol, wie in keinem andern Lande, und er schreibt sie der grossen Völkerwanderung zu, die sich Tirols als Felsenbrücke zwischen Deutschland und Italien bediente.

Die Formation und Färbung des Gesicht- und Körperbaues der Ober- und Unter-Innthaler scheinen durchgehend mit wenigen Ausnahmen jene der Bojoaren zu seyn, die Lechthaler ausgenommen, die wegen ihrer schwärzlichen Hautfarbe den alten Rhätiern ähnlich sind. Bis nach Nauders (Anfang des Vintschgaus gegen Westen) einschliesslich, reicht diese bojoarische Körperformation, das angränzende Unterengaddin ist hingegen offenbar rhätisch; eine gemischte Abart von beiden bewohnt das Thal von Nauders bis Laas. Von Laas bis Latsch sieht man den mongolischen Schädelbau; von Latsch bis Botzen herrscht die reindeutsche, blonde Formation vor, wie man sie im Norden, in Lievland etwa, wieder findet. Im Thal Ulten, so wie im Nonsberg (Val die Non) und Sulzberg (Val di Sol) finden wir wieder alte Rhätier oder die romanische Formation. In Deutsch-Ofen bei Botzen zeigt Körperbau und Sprache den ächt schwäbischen Ursprung; von Botzen bis zur südlichen Gränze findet sich die italienisch-lombardische Formation. Von Botzen nordwärts nach Brixen ist wieder die deutsch-lievländische vorherrschend. In Gröden sehen wir altromanische Formationen, die sich auch in der Sprache kund geben. Von Brixen über Sterzing auf den Brenner herrscht hingegen die deutsch-lievländische Formation wieder vor; von Brixen bis zur Gränze von Kärnthen die wendische mit der deutschen vermischt; dagegen Buchenstein und Enneberg wieder alte Romaner oder Rhätier zeigen; so wie Ampezzo Lombarden. Tesino und die Sette Communi sind offenbar Deutsche.

Es scheint also, dass die in Tirol ältesten romanischen oder rhätischen Völker sich vor den siegenden Horden, bei ihrem alles verheerenden Durchzuge, in die entlegensten Thäler und Gauen geflüchtet haben und nur einzelne Häuflein in den fruchtbaren Thälern zurückliessen.

Aus eben dieser Quelle lassen sich auch die verschiedenen, uralten Kleidertrachten und seltsamen Gebietsgebräuche erklären. *

Wenn wir uns Meran als die Hauptstadt, und Schloss Tirol als die Residenz dieses merkwürdigen Landes denken, so müssen wir Obermais für den Faubourg St. Germain, den Sitz der hohen Aristokratie annehmen, denn hier reiht sich Schloss an Schloss, Edelsitz an Edelsitz. Man denke sich jedoch keine Paläste in langen Reihen, keine italienischen Villen mit üppigen Laubgängen darunter. Alles trägt hier den Charakter des Mittelalters, des Gebirgslandes, eine rohe Kraft spricht sich hier überall aus, ein Trotz, ein sicheres Wesen, eine Naivität endlich. Man muss es sehen, um einen Begriff davon zu haben. Ein alter, dicker viereckiger Thurm und ein niedriges, etwas verfallenes Wirthschaftsgebäude daran, das ist der Edelsitz. Hat der dicke Thurm an seinen Enden runde Thürmchen etwa, läuft ein Graben, eine Mauer ringsum, so ist das Schloss fertig.

Ich bin nicht gesonnen, meine Leser auf alle jene Plätze zu führen, die ich bei längerer Anwesenheit in Meran lieb gewonnen habe, noch weniger aber sie mit einer Beschreibung derselben zu ermüden. Bemerken will ich nur noch, dass Labers, ein grosses, modernes Schloss, seiner Lage wegen merkwürdig ist, weil man hier den sogenannten Naiferbruch, jenen Bergsturz in der Nähe sieht, der um das Jahr 800 das alte Maja zerstörte. Damals floss die Passer hier vorüber, durch die herabstürzenden Felsmassen wurde sie aber gezwungen, eine ihrem Laufe ziemlich unbequeme Wendung zu nehmen. Winkel, ebenfalls ein schönes, modernes Gebäude, liegt inmitten seiner reichen Weingüter, fast in der Ebene und hat eine überaus freundliche Lage. Das alte Rubein, nur klein und unbedeutend, zeigt viel Anziehendes für stille Gemüther und ist mit malerischen Cypressen, den Einzigen

* Eine ähnliche Ansicht, jedoch von der Sprachverschiedenheit ausgehend, hat der Prälat von Wilten in der Zeitschrift für Tirol und Vorarlberg dargethan.

in dieser Gegend, geschmückt. Rametz wurde, als ich es besuchte, von seinem neuen Besitzer, dem Professor Flarer in Pavia, einem geborenen Tiroler, nach der Art einer italienischen Villa eingerichtet. Auch traf er Vorkehrungen, um die Seidenzucht, die schon vormals hier geblüht haben soll und nur durch den Weinbau verdrängt wurde, wieder zu beleben. Von Obermais hat man die herrlichste Ansicht auf Meran selbst, welches jenseits der Passer den untern Abhang des Küchelbergs hinansteigt, von der himmelhohen Mutt, mit ihren feinen und zierlich gekanteten Zacken und Spitzen, wie Steinarbeit an einem gothischen Münster, bewacht und gehütet.

Bei Rametz vorbei, über die Brücke, schreitet man dem Gelände zu, das sich an der Seite des Freibergs hinzieht, wo einige reiche Bauern, Freibauern genannt, ihre stattlichen Höfe, von Wiesen und Feldern umgeben, besitzen. Hier ist das beste Kornland der Gegend, eine Seltenheit in dem südlichen Tirol. Der Weg führt allmählich auf die Höhe des Felsens, von dem die alte Fragsburg (*Trifragium*), die am höchsten gelegene Veste weit und breit, auf zwei unter ihr liegende Schlösser, Katzenstein und Neuberg, stolz herabschaut. Sie ist noch ganz so, wie sie uns aus dem Mittelalter überkommen ist und dabei durchaus wohnlich und traut. Schon im Jahre 1356 wurde sie den Rittern Otto von Aur als Lehen gegeben. Die letzten Besitzer, aus dem gräflichen Geschlechte derer von Mamming, waren genöthigt, ihren durch Jahrhunderte angestammten Wohnsitz zu verkaufen, und so kam er in die Hände eines wackern Mannes, der, als geborener Tiroler, stets die sehnsüchtigsten Blicke nach den heimathlichen Bergen sandte, und hier für sein Alter sich einen Ruheplatz zu gründen hoffte. Es ist diess mein Freund Cornet, einer angesehenen Tiroler Familie entsprossen, die aus den Niederlanden dort einwanderte, der, nachdem er seine Studien beendet hatte, sich der schönen Kunst des Gesangs widmete, und dann eine Zierde des deutschen Theaters wurde.

* Wie ich höre, hat C. das Schloss wieder verkauft.

Der obere Theil des Felsens, auf welchem sich das Schloss erhebt, ist beschwerlich zu erklimmen; ist man jedoch oben, so wird man durch den überraschendsten Anblick belohnt. Eine anmuthige Ebene, von beträchtlichem Umfange, wie man sie hier nicht vermuthete, dehnt sich vor uns aus; sie ist mit Korn und türkischem Weizen besäet, und Obstbäume durchziehen und umsäumen die Aecker. Im Hintergrund erhebt sich ein prächtig bewaldeter Felsen, von dessen Höhe sich ein Wasserfall stürzt, und malerisch zerstreut liegen Häuser umher, hier die Mühle, dort die Wohnung des Geistlichen, des Pächters, die Stallungen und Scheunen. Alles freundlich und schön. Wo der Fels sich schroff ins Thal senkt, an seiner äussersten Spitze, aus einem Walde riesengrosser Castanienbäume, erhebt sich das Schloss selbst, aus festen Quadern gebaut, von einer etwas verfallenen Mauer umgeben, welche jedoch dem malerischen Eindrucke des Ganzen keinen Abbruch thut. Wenn man diese letzte Höhe erklommen hat, gelangt man an einem mit Epheu bedeckten Abhange, welchen Ziegen umklettern, vorüber zum Einlassthore, und befindet sich nun in dem etwas abschüssigen, engen Schlosshofe, den die Wohngebäude nach zwei Seiten, die verfallene Mauer nach den zwei andern einschliessen, und woran sich ein kleines Küchengärtchen schliesst, worin der alte, wackere Schlosshauptmann, ein Schwager des damaligen Besitzers, seinen Hausbedarf an Spargeln, Artischocken und andern würz- und nahrhaften Gemüsen und Pflanzen zog. Einige wilde Feigen, die aus dem Gemäuer emporwuchern und ein ungarischer Kirschenbaum, diess ist der ganze Obstreichthum dieser Höhe.

Ein offener Bogengang mit schlanken, gothischen Säulen von weissem Marmor verbindet den ältern Theil des Schlosses mit dem neuern, der aus einem massiven, viereckigen Thurme besteht, welcher in das Etschthal hinabsieht. Hier befindet sich ein grosses Zimmer, das nach allen Seiten hin die herrlichste Aussicht zeigt, da der Thurm die höchste Lage hat und auf der äussersten Spitze des Felsens erbaut ist. Diess ist an einem freundlichen

Tage entzückend, aber Nachts, wenn die Stürme sich erheben und aus den Klüften heranbrausen, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, dass dieser Thurm, so fest und stolz er uns beim Sonnenlicht erschienen war, der nun schon Jahrhunderte auf seiner Höhe überdauerte, plötzlich vom Wirbel erfasst und in den Abgrund geschleudert werden könnte. Ich brachte eine schlaflose Nacht in diesem Gemache zu, und erinnere mich nie, weder am Meere noch auf Bergen, dieses Geheul, dieses Rasen des Sturmes vernommen zu haben. Am andern Morgen versicherten zwar alle Bewohner des Schlosses, dass seit Menschengedenken kein solcher Orkan stattgefunden, aber ich glaube mit Bestimmtheit, durch die Lage des Thurmsalons, worin ich übernachtete, noch die allerstärkste Wirkung desselben erprobt zu haben. Später, als ich in einem Zimmer des alten Schlosses, nach der Bergebene hin, mein Quartier genommen, zogen oftmals bei Nacht und bei Tage recht starke Unwetter über die grauen Zinnen der alten Fragsburg hinweg, ohne dass es mich besonders ergriffen hätte. Hatten sich die Gewitterwolken verzogen, so machte es einen sonderbaren Eindruck, die nächsten Höhen mit dünnen Schneelagen bedeckt zu sehen, die jedoch bald vor dem siegenden Strahle der Sonne wieder verschwanden.

Das Innere des Schlosses ist unverändert, wie es das Mittelalter erschaffen hat, und da es dabei sehr wohnlich erhalten wurde, so macht diess einen um so angenehmeren Eindruck, da andere Schlösser ihre Zuflucht zu Tapeten, Gobelins und Malereien nehmen mussten, die nun verschossen und unscheinbar, neben dem Fremdartigen und Unpassenden auch den Gedanken an unzulängliche Mittel und Verfall aufkeimen lassen.

Zuerst betritt man die Halle mit dicken Mauern und Bogen und mächtigen Schleudern, für die Ewigkeit erbaut, die Fenster mit kleinen runden Scheiben, woran sich der Epheu hinaufrankt. Hier wohnten die alten Grafen von Mamming, mit ihren Hausfrauen und Kindern, deren Bilder die hohen Wände noch jetzt zieren. Ich liess oft meine Blicke auf diesen längst verfallenen

Gesichtern ruhen, die uns die Kunst in ihrer Lebensfrische hier aufbewahrt hat. Ich konnte mich in ihre Zeit hineindenken, in das Leben, das sie hier oben führten. Ein solcher Wohnsitz wäre sehr geeignet für unsere historischen Novellendichter, denn das nährt bedeutend Walter Scott'schen Geist, sollte ich meinen. In dieser reichhaltigen Galerie von Portraits wurde mir die Veredlung der Race recht anschaulich. Ein einziges schönes Weib wirkte fort bis ins zehnte Glied. Alle Mammings vom vierzehnten bis ins sechszehnte Jahrhundert waren wüste, zum Theil abstossende Gesichter; da freite einer von ihnen die schöne Gräfin Spaur, deren Bild noch jetzt nach dreihundert Jahren einen reizenden Eindruck auf mich machte, und sogleich gestaltet sich das gräfliche Geschlecht edler, die Adlernasen verschwinden, die hängende Unterlippe weicht zurück, der Blick hebt sich und wird menschlicher. Diess dauert fort, bis ein hübscher Mamming auf den unseligen Einfall kam, eine kleine, gezierte Puppe zur Frau zu nehmen, mit einem bitterbösen Gesichte, und sogleich verschwindet die Herrlichkeit wieder. Dazu kommt nun noch, dass die Kleidung auch geschmacklos wird; die stattlichen, prächtigen Gewande aus den Zeiten des dreizehnten und vierzehnten Ludwig, die selbst bis in diese Gegend sich verbreiteten, verdrängt der Harnisch als Weste unter dem bordirten Rocke und die Allongeperücke, bis endlich die süssliche Mode unter Ludwig XVI. beginnt, und mit dieser Entartung die Gesichter alle Bedeutung, und das Geschlecht bald darauf seine Burg verliert.

Nach alter gastlicher Sitte stösst an die Halle die geräumige Küche mit ihren Nebengemächern, offen und unversteckt, damit der gesunde Duft der unverkünstelten Speisen zu den Tafelnden dringe und ihren Appetit reg erhalte. Nach Osten dehnt sich der Prunksaal aus, mit hohen Bogenfenstern, im Uebrigen mit Eichenholz getäfelt, schlicht und einfach. An den Wänden laufen geschnitzte Bänke hin und plumpe lange Tische stehen davor. Quer durch den Saal ist eine Abtheilung, die ihm ungefähr ein Viertel seiner Länge entzieht. Hier waren vielleicht

bei Gelagen die Schenktische errichtet, oder es standen Ruhebetten darin, um nach eingenommenem Male zum Schlummer zu laden. Zwei ähnlich getäfelte Zimmer stossen an den Saal, die wahrscheinlich zur Aufnahme von Fremden dienten. Aus dem einen steigt man in die freundliche Capelle, wo jeden Sonntag durch den Burgcaplan für alle Bauern des Freibergs Messe gelesen wird.

Die Wohngemächer des Burgherrn liegen auf der südlichen Seite der Halle, und es brachte in diesen Räumen, denen durchweg das Gepräge einer längstverschwundenen, rauheren Zeit aufgedrückt ist, einen seltsamen Contrast hervor, hier Cornet, den Sänger und seine Frau, die Sängerin in gutgetroffenen Lithographien, von dem Maler Kitzerow in Hamburg, an der Wand zu erblicken.

Das Leben, das auf einer solchen Burg geführt wird, ist das einfachste von der Welt. Man steht früh auf und geht früh schlafen; denn schon um neun Uhr Abends wurden die grossen Hofthore geschlossen. Ein Gang zum Wasserfall oder in die untern Regionen des Waldbergs, der ziemlich beschwerliche Felsenweg rings um die Burg, und ein Besuch bei dem reichen Hallbauern, eine Viertelstunde unter Fragsburg, das waren die Partien, die man von hier aus machen konnte. Sonntags ging es etwas lebendiger zu. Am frühen Morgen schon ritt der Burgcaplan, der gewöhnlich in Meran residirte, auf seinem kleinen Pferde herauf, und die Buben und Mägde im stattlichen Sonntagsputze klommen von allen Seiten nach, durch Büsche und Felsen, und sahen in ihrer bunten Tracht, von der Höhe gesehen, wie Blumen aus. Sie gruppirten sich hie und da und hatten sich gar mancherlei zu erzählen, bis zur Messe geläutet wurde. Kaum erschallte der erste Ton, so schritten sie alle über den Hof, der geöffneten Capelle zu, und auch die Alten erschienen nun, Männer und Frauen grüssten freundlich, und die Anzahl der Andächtigen war manchmal so gross, dass der Raum sie nicht zu fassen vermochte. War die Messe beendigt, so nahm der Geistliche das Frühstück bei uns, und einige von den Nachbarn kamen hinzu, um über ihre Interessen manches zu plaudern. Nun langten

auch wohl Gäste aus Meran an, welche ihren Sonntag auf dieser Höhe halten wollten, und theilten unser ländliches Mahl. Nachmittags kamen die Knechte und Mägde des Baumanns (Pächters) und baten um die Erlaubniss, tanzen zu dürfen, die ihnen mit Bereitwilligkeit ertheilt wurde. Und nun erschienen zwei Zithern und ein Schwegel *, und alles drehte sich lustig im Kreise. Der Gebirgsländler wurde hier jedoch nicht mehr getanzt, jener muntere, originelle Dreher, der Fandango der Alpen, der im Zillerthal und in dem baierischen Gebirge meine Lust ausmachte. Nur wenige kannten ihn hier; es waren solche, welche Reisen gemacht hatten. Sie nannten es „baierisch tanzen," und die Mädchen mochten sich gar nicht dazu verstehen. Ihr Tanz war ein monotoner Walzer, der jedoch so lange anhielt, bis Tänzer und Tänzerin vor Erschöpfung nicht weiter konnten. Um sieben Uhr war dieser ländliche Ball geendet; die Knechte gingen zum Nachtmahl, und die Gäste aus Meran traten ihre Heimreise an.

Mit Ausnahme eines solchen Sonntags blieb es aber stets einsam hier oben. Wollte man Menschen sehen, so musste man auf Wiese oder Feld gehen, wo die Knechte und Mägde arbeiteten. So einsylbig auch ihre Unterhaltung war, so wurde sie doch oftmals zum Bedürfniss. In solchen Stimmungen war jeder Besuch willkommen, selbst ein Bettler, der dann und wann den Felsen erstieg, um an der offenen Pforte des Schlosses ein Almosen zu erflehen. Abends, wenn der Ziegenhirt seine Heerde mit lautem Geschrei aus dem Bergwald herabtrieb und von einer Felsspitze zur andern in kühnen Sprüngen setzte, die man bei Franconi bewundert haben würde, heiterte es die Bewohner der alten Burg auf, einmal die Stille wieder durch ein munteres Wesen belebt zu sehen. Kam dann der Hirt, ein hübscher, schlanker Bursch, halbnackt, in seinen malerischen Lumpen, zum Thor herein, um mit seiner Mutter zu sprechen, die bei uns im Schlosse

* Tiroler Pfeife

war, so erschien er wie ein ersehnter Gast. Diese guten Leute waren aus Hafling, auf der Höhe des Berges gelegen, wohin man von Fragsburg noch zwei gute Stunden zu steigen hatte. Die arme Mutter war eine Wittwe, die ein kleines Häuschen besass und von dem Ertrage weniger Ziegen den ganzen Winter über mit ihren Kindern lebte. Im Sommer diente sie als Magd und ihre Knaben als Hirten. Die jungen Ziegen, die ihr geboren wurden. verkaufte sie im Herbste und schaffte dafür Blende * an, und diese, so wie die Milch der alten Ziege waren ihre einzigen Nahrungsmittel. Sie war unermüdlich und ging mit schweren Lasten den Felsen an den steilsten Stellen hinunter nach Meran, wo man diesen Weg in einer Stunde zurücklegt, zu dem man gewöhnlich zwei Stunden gebraucht. Einen Berg von ein paar Stunden hinauf und herunter zu steigen, achten diese Leute für nichts. Als wir einmal mit dem Pächter im Walde waren und uns nahe bei Hafling befanden, luden wir ihn ein, mit uns dort oben zu Mittag zu essen; er aber bat uns, ihm zu erlauben, erst nach Hause zu laufen, um es den Seinigen zu sagen, dass sie ihn nicht erwarten möchten. Da er die steilen Stellen nicht scheute und im Bergsteigen behend war, so war er um zwölf richtig wieder bei uns, obgleich er uns erst um zehn verlassen hatte. Unsere arme Moidl (Marie) aus Hafling hatte noch einen kleinen Jungen von 6 Jahren oben in ihrem Häuschen, den sie stets auf drei Tage mit einem Brei von Blende und Milch zu versehen pflegte. Nach drei Tagen ging sie dann wieder zu ihm hinauf, um weiter für ihn zu sorgen; hatte er starken Appetit gehabt und war früher mit dem Proviant fertig geworden, so musste er hungern, bis dass die Mutter kam, und kam die Mutter nicht zur rechten Zeit, so hungerte er auch länger, denn dass die andern ihm etwas gegeben hätten, daran war nicht zu denken, das waren selbst sehr arme Leute. Aber oben bleiben musste er, denn wer würde sonst die Ziegen

* Buchweizen.

gehütet haben? Einmal Abends kam er doch noch ganz spät herunter nach Fragsburg; es war dem kleinen Jungen mit Einemmale bang geworden, und er wollte die Mutter sehen. Wenn solch ein armes Kind seine Mutter sehen will, muss es bei dunkelndem Abend, durch Wald und Felsen, zwei Stunden laufen, barfuss und mit leerem Magen! O die Glücklichen, die in den Alpen von Idyllen träumen, und hieherreisen können, um vorüberflatternd schöne Natur zu schlürfen! — Ich lebte vierzehn Tage in dieser anmuthigen, erfrischenden Einsamkeit; dann sehnte ich mich wieder nach Menschen. Meran, das stille, friedliche, mit seinem öden Spaziergange auf der Mauer, erschien mir wie eine wogende, lärmende Stadt. Es bereitete sich aber auch ein Fest darin vor; ein freundlich-erhabenes: das Frohnleichnamsfest. Ich hatte mir immer vorgestellt, dass der Umgang, der an diesem Tage in der ganzen katholischen Welt gehalten wird, in dieser Gebirgsgegend einen ganz besondern Reiz haben müsste. Und nun bin ich überzeugt, dass selbst der, welcher den Papst, umgeben von dem höchsten Glanze der Klerisei, im Angesicht der Peterskirche, um Aegyptens alten Obelisken herumtragen sah, dennoch mit einem eigenen Interesse bei dem einfachen Umgange verweilt haben würde, welchen hier der würdige und gelehrte Pfarrherr in Untermais, durch Feigen- und Castanienalleen und über Rebenhügel, Thal auf und ab hielt, von seinen Schützen und der andächtigen Gemeine umgeben.

Drittes Capitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Frohnleichnams-Processionen und andere Feierlichkeiten. — Der Heilige in der Kraxen. — Anton Immenhofer. — Hell. — Joseph Kleinhanns. — Maler. — Gelehrte. — Landbau. — Lebensweise im Etschlande. — Weinbau. — Spracheigenheiten. — Mittheilungen über eine Gletscherreise. — Der versunkene Messner. — Abschied von Meran.

Ich stieg am frühesten Morgen mit meinem alten Schlosshauptmann vom Berge hernieder, der heute mit einigem Stolze die Burg verliess, um das Amt, wozu er berufen, würdig zu bekleiden. Es bestand darin, dem Pfarrherrn die Schleppe nachzutragen, und dann an der grossen Tafel, welche dieser gab, an seiner Seite den Platz zu nehmen. Nur in diesem einzigen Fall erschien der Alte wieder in der Welt, angethan mit schwarzem Frack und den weissen Backenbart sauber gekämmt; dann vergass er gern seiner Thaten unter Hofer und sprach von seiner alten Familie, die über dreihundert Jahre in Meran ansässig war, und von der Erstürmung von Belgrad, die er unter des grossen Helden Gideon von Loudon Befehlen mitgemacht, und einem sehr ehrenvollen Stich im Unterleibe, den er als einzigen Lohn davongetragen. Wie wir so miteinander nach St. Valentin hinabstiegen, traf uns ein kalter Windstoss gerade aus dem vor uns liegenden Passeyerthale und trieb uns eine Staubwolke entgegen, so dass wir beide die Augen schliessen und reiben mussten. Wie mein alter Hauptmann sie wieder öffnete, sah er mich mit rothem Gesichte, wie verweint, an; ich dachte an sein Kriegerhandwerk während der

Insurrection und an Hofers grünen Hosenträger im Nationalmuseum zu Innsbruck, und mir wurde ganz wehmüthig ums Herz, denn der weissbehaarte Fähnrich von Belgrad, nunmehriger Schleppträger des Pfarrherrn von Untermais, erschien mir mit Einemmale ganz absonderlich ehrwürdig und sein Schicksal durchaus tragisch.

Wir hatten Meran erreicht und trennten uns, indem ich über die Passer ging, die brausend durch die Brücke tost, er aber abbog, um die heitern Weinberge nach Mais emporzusteigen. Auf dem Platze vor dem Kloster der englischen Fräulein war ein Altar errichtet, und dienende Schwestern waren damit beschäftigt, ihn mit hohen Kerzen, Blumen und Bildern zu schmücken, während Knaben ringsumher junge Baumstämmchen an die Häuser lehnten und mit Stricken festbanden, denn der rauhe Wind aus Passeyer hatte sich noch immer nicht gelegt. Die Klosterpforte war geöffnet, und selbst die Fräulein in wehenden, schwarzseidenen Mänteln gingen ab und zu, um das fromme Werk zu fördern und den Schwestern zur Hand zu gehen.

Das Geläute vieler Glocken, das Schiessen von den Höhen und das Herbeiströmen des Volkes, deuteten an, dass die Procession begonnen habe. Selbst volkreichere Städte haben wohl kein buntscheckigeres Gewimmel aufzuweisen, als Meran bei dieser Gelegenheit. Die Landbewohner im Etschthale, in der nächsten Umgebung der Stadt, kleiden sich in heitere, lebhafte Farben. Die braune Jacke ziert ein breiter, scharlachrother Umschlag, fast wie die Revers einer Uniform gestaltet, und über dem Brustlatz von derselben Farbe liegt der grasgrüne, sehr breite Hosenträger von Seide, der jenen fast gänzlich bedeckt; um den Hals ist ein grosses Stück schwarzen Flors locker, in künstlichen Knoten geschlungen, so dass man den starken, hohen Hals entblösst daraus hervorragen sieht. Die schwarzledernen, knappen Beinkleider reichen bis oberhalb des Kniegelenks, das bis zur Wade entblösst ist; von hier schliesst sich ein dicker, weisser oder violetter Strumpf an; den Fuss bekleiden rund zugeschnittene Schuhe. Zu dieser auffallenden, zierlichen Tracht wird

von den Junggesellen ein breitkrämpiger Hut mit niedrigem Kopf aufgesetzt, von hellapfelgrüner Farbe, mit breiten grasgrünen Bändern eingefasst, worunter das lange, oft gelockte Haar hervorsieht. Die verheiratheten Männer tragen schwarze Hüte von gleicher Form. Sind nun alle Männer des Thals auf diese Weise uniformirt, so waltet bei den Weibern eine desto grössere Verschiedenheit ob. Alle tragen aber sehr lange, schwere Röcke, was sie unter den andern Tiroler Trachten nicht eben sehr empfehlend auszeichnet. Der Kopfputz besteht auch hier grösstentheils in den durch ganz Tirol verbreiteten schwerfälligen Hauben von gestrickter Wolle, welche einer Grenadierbärenmütze nicht unähnlich sehen. Bald sind sie glänzend weiss, bald dunkelblau, bald schwarz. In einigen Gegenden, wie im Passeyer Thale, werden sie flacher getragen und kommen dann einem Turbane gleich; auch zieren sie dort einige schmale, buntfarbige Streifen. Viele Weiber trugen auch schwarze Filzhüte mit hohem Kopf und schmalem Rande, wie in Salzburg und andern Gegenden. Der spitzige Tirolerhut der nördlichen Thäler wird hier nicht gesehen, dafür aber die alte Botzener Haube, Kmaushaube genannt, von gestreiftem, schwarzem Flor, mit der tiefen Schnebbe und den dreieckigen Fledermausflügeln, die einer hohen, zarten Stirne nicht uneben ansteht und manchmal, nach allerältester Mode, in einer sogenannten Krone sich endigt, welche aus einem Geflecht von rothem Bande, in Schneckenhausform besteht, von einem Strausse künstlicher Blumen mit Silber- und Goldzierrathen überragt, den eine grosse, dicke Prachtnadel von Silber, die Krone durchstechend, festhält. Dieser zierlichste Kopfputz war jedoch selten, weil er — nicht mehr Mode ist. Sollte man wohl glauben, dass diese auch hier so tyrannisch ihre Gesetze gibt?

Aus den benachbarten Thälern waren nur wenige erschienen. Einige aus dem Sarnthal in grellrothen Jacken fehlten nicht, und selbst aus Hafling hatten sich Männer eingestellt: arme Leute, in ernsterer, wilderer Tracht, mehr Nacktes an ihnen sichtbar, kurze, offene Wämser, von grobem, haarigem Zeuge, dunkelgrau, die Aufschläge

schwarz, mit schmaler, gelber Einfassung, die breiten Hosenträger von Leder und die Hüte ebenfalls schwarz. Die Gesichter waren sonneverbrannt, stark gerunzelt und nicht so wohlgenährt als bei den Weinbauern des Etschthales, die täglich ihre fünf Mahlzeiten mit Wein und Fleisch halten. Die kolossalen, schweren Passeyrer in ihren hochgelben Hüten, die herrlichsten der ganzen Tiroler Alpenfamilie, waren daheim geblieben, denn sie hielten selbst ihren feierlichen Umgang zu St. Leonhard, dem Hauptort ihres Thales.

In Meran fanden zwei Processionen statt. Die erste zog von Untermais nach der Hospitalkirche jenseits der Passerbrücke, wobei der Pfarrherr, Cisterzienserordens, fungirte; die zweite ging durch die Stadt, und der infulirte Abt von Marienberg, Benedictinerordens, hielt hier die Evangelien.

Die Zünfte mit ihren Riesenfahnen machten den Anfang, dann folgte der bunte Zug der Landleute, dem sich die Schützen anschlossen. Diese hatten ihre grünen Hüte an einer Seite aufgekrämpt und mit einer weiss und grünen Cocarde und einem hohen Busche von Blumen und Pfauenfedern geziert. Von dem Rande fielen bunte Bänder nieder. Im Lauf ihrer langen Röhre steckten ebenfalls grosse Blumensträusse. Voran marschirte der Commandant, ein hochgewachsener, alter Bauer mit einem markirten Gesichte, eine seidene Schärpe um, und ein breites, kurzes Schwert in der Hand. Es war der einzige, der den schwarzen Hut trug, die Schützen waren insgesammt junge, wunderschöne Bursche in grünen Hüten. Nach dem Commandanten ging der Fahnenschwenker, ihm zu beiden Seiten wurden zwei Fahnen, die eine mit dem kaiserlichen Adler, die andere mit den tirolischen Farben, weiss und roth, getragen; dann kamen zwei Pfeifer und ein Trommelschläger. Die Bauern waren trefflich exercirt; sie bildeten Spalier und präsentirten als das Hochwürdigste vorübergetragen wurde. Wie der Priester die Monstranz emporhob, setzten sie Gewehr beim Fuss und knieten nieder, indem sie den Hut abnahmen. Alles geschah ächt militärisch und mit grosser

Präcision. Mein Blick fiel hier auf meinen alten Hauptmann, der den Schlepp niedergelegt hatte und nun, fromm betend, auf einen Schemel mit gefalteten Händen niedergekniet war. Der Wind aus Passeyer stürmte noch immer fort und wühlte in seinen weissen Haaren, und ich dachte mit einem Male wieder an alle Gräuel des Jahres 1809, an die Bergschluchten und Pässe voll herabgerollter Felsen und zerstückter und zerquetschter Feinde, und sah diese jetzt so friedlichen, gutmüthigen Leute in derselben lustigen, bunten Tracht über den hohen Jauffen stürmen gen Sterzing zu; aber statt der Blumensträusse steckten damals schwere Kugeln in den langen Röhren.

Die heilige Handlung am Altare war geendet, die Schützen schlossen einen Kreis, Trommler und Pfeifer spielten den nationellen Schützenmarsch, zu dem kein König noch Worte gedichtet und den kein berühmter Hofcapellmeister je componirt hat. Es war ein einförmiges Getön, weder künstlich, noch singbar, fast so schwerfällig, wie der polnische Bärentanz, der auch nationell ist, aber es ergriff mich doch. Auch Hofer und seine Mannen marschirten danach. Der Schwenker nahm die grossmächtige Tiroler Fahne zur Hand, und konnte trotz des wilden Windes zu dieser Musik gar trefflich seine kunstvollen Drehungen und Wendungen ausführen. Der Zug ging nun weiter, und ich eilte in die Stadt zurück, um die zweite Procession nicht zu versäumen. Sie war zahlreicher: mehr Heiligenbilder, mehr Fahnen, Magistratsräthe in Mänteln, Beamte, Männer mit Schärpe, Degen und Claque, selbst Damen in Shawls und Modehüten; Schützen waren aber nicht dabei. Die Messgewande, überaus prachtvoll, sind aus Würzburg hieher gekommen. Statt des Schützenmarsches hörte ich hier eine gut executirte Musik, die der Organist in Schwatz componirt hatte. Die Musiker waren grösstentheils Dilettanten, Orchester und Chor zahlreich besetzt. Es machte einen schönen Eindruck, während des Evangeliums auf dem Stadtplatze die erste Procession noch droben über die Berge dahinziehen zu sehen, den Schützenmarsch zu vernehmen und dazwischen die krachenden Schüsse.

(Zu Sei



NB. I

A. Lewald, Tirc

Um zwölf Uhr, da alles vorüber war, kündigte eine furchtbare Böllersalve der Gegend an, dass der Herr Abt sich zur Tafel setze. Diese Salven wiederholten sich später und bezeichneten die Toasts. Nachmittags sass das Landvolk in den steinernen Lauben zu beiden Seiten der Strasse oder in Weinhäusern.

Ich begab mich zum Pfarrherrn in Mais, um die Marende einzunehmen; diess ist ein Imbiss zwischen der Mittags- und Abendmahlzeit. Der Pfarrhof bietet ringsumher die herrlichste Aussicht nach den Schlössern und in die nahen und fernen Thäler. Der würdige Geistliche und sein Haushofmeister, beide in der Ordenstracht der Cistercienser, gewährten mir eine eben so belehrende, als angenehme Unterhaltung. Die jungen Cooperatoren unterhielten sich in einem andern Gemache. Es wurde herrlicher Landwein, Kirschen und sehr gutes Brod aufgetragen; der sehr mässige Pfarrherr genoss aber nichts davon. Erst spät verliess ich ihn.

Es war ein milder Abend, die Stadt war dunkel und stille, alle Landleute waren auf ihre Berge gestiegen, in ihre hochgelegenen Thäler. An einigen schroffen Felsen sah ich Lichter emporklimmen: es waren die Haflinger, die auf ihrem Heimwege die Nacht überrascht hatte.

An Fest- und Heiligentagen ist in diesem Lande kein Mangel. Manchmal füllen die sogenannten Halbfeiertage fast die ganze Woche, wo man die Bauern immer im Sonntagsstaate in der Stadt antreffen kann, wie z. B. vom 20. bis 26sten Julius, wo Margaretha, Maria Magdalena, Jacobus und Anna sich fast unmittelbar ablösen. Oft auch bemerkt man schöne, das Gebirgsvolk besonders charakterisirende Feierlichkeiten.

Auf unwegsamen, steilen Pfaden steigen sie zu einsamen Bergkuppen empor und feiern dort in verlassenen Kirchen ihren Schutzheiligen ein Fest. Dann tragen sie diesen selbst, die Paramente und alles zum Gottesdienst Erforderliche in den üblichen Gebirgskraxen hinauf, und ein solcher „Heiliger in der Kraxen" ist in ihren Augen nicht minderer Andacht werth, als ein mit Pracht und Glanz umgebener. Nach einem hohen Joche gen Sarnthal

hin findet eine solche Procession statt, wo in einer uralten Kirche, die früher — der Sage nach — ein heidnischer Tempel gewesen seyn soll, dem in der Kraxen hinaufgetragenen heiligen Oswald ein feierlicher Gottesdienst gehalten wird.

Neben diesem streng religiösen Sinne scheint dem Ernst dieser Tiroler der Hang zu ruhigen, tiefsinnigen Beschäftigungen angeboren. Sie werden durch ihn besonders zur Mechanik hingeleitet, und finden in der Beseitigung fast unüberwindlicher Schwierigkeiten ihre vollste Befriedigung. Aus eben dieser Quelle entspringt auch ihre Neigung zu künstlerischen Schöpfungen. So regen sich Kunstfleiss und Betriebsamkeit im ganzen Lande, besonders aber in diesen Thälern; so entstehen die oft sehr genialen Leistungen, welche die Bewohner dieser oder jener Hütte, dort in der Schlucht, hier auf der Höhe, still und bescheiden zu Tage fördern, ohne andere Aufmunterung, als den innern Trieb, eine Art von edlem, bewundernswerthem Instincte.

Noch jetzt lebt wohl im Dorfe Obermais, nächst Meran, Anton Immenhofer, der nach eigener Anleitung Blasinstrumente macht, welche in seiner Gegend sehr gesucht werden. Bei dem Mangel an aller äussern Hülfe war er sogar genöthigt, seine Werkzeuge selbst zu erfinden und zu verfertigen. Dabei diente er seinem Vater als Knecht, und führte eben so geschickt Haue, Sense und Dreschflegel, als er mit den feinsten Instrumenten in Ebenholz, Silber und Elfenbein arbeiten konnte. Viele Bauern beschäftigen sich in ihren Feierstunden mit Reparirung von Uhren, und fabriciren sie auch wohl neu. Man erstaunt, wenn man diese geschickten Mechaniker zwischen Bäumen und Felsen, wie diese selbst, wunderbar aus dem Tiroler Boden hervorwachsen sieht.

Hell, ein Landmann aus Dorf Tirol, machte jene kunstvollen Basreliefs in Holz, die in dem Innsbrucker Museum gezeigt werden. Merkwürdiger noch ist Joseph Kleinhanns von Nauders, der so unglücklich war in seinem vierten Jahre durch die Blattern blind zu werden. Schon in seinen Kinderjahren schnitt er Pferdchen und

allerhand Spielzeug aus Holz. Im zwölften Jahre versuchte er es ein Crucifix zu schneiden. Er nahm ein anderes zum Muster und befühlte es so lange, bis dass er es nachschneiden zu können glaubte. Der Beifall, den diese Arbeit erhielt, spornte ihn zu weitern Versuchen an. Von nun an beschäftigte er sich hauptsächlich damit, Crucifixe aus Holz zu schneiden, von denen immer eines besser als das andere ausfiel. Man kaufte sie anfänglich als Seltenheit, und er fing an zu hoffen, dass es die Quelle seines Unterhaltes werden könnte.

Im 22sten Jahre ging er nach Fügen im Zillerthale zu dem Bildhauer Franz Nüssl, der ihn einige Zeit unterrichtete. Von nun an bedurfte er zu seinen Crucifixen keiner Modelle mehr, da er den Begriff durch lange und aufmerksame Uebung schon im Kopfe hatte. Er verfertigte seine Aufgabe nach jeder verlangten Grösse; doch war ihm dabei je grösser desto lieber, weil er im Kleinen nicht so glücklich war. Schnitt er nach einem gegebenen Modell, so wusste er dessen Fehler zu verbessern. Er befühlte in Einem fort das Vorbild und die eigene Arbeit, und beim Schneiden führte er stets den Finger nach, um das Stech- und Schneidemesser zu regieren. Er war dabei beständig in der ängstlichsten Aufmerksamkeit begriffen. Für den Bischof von Brixen hat er einen knienden Carl Borromäus verfertigt, 3½ Schuh hoch, und für den Fürstbischof von Chur einen David, 2 Schuh hoch. Sie sollen sehr gelungen seyn. In Latsch sah ich ein Crucifix von ihm mit Maria und Johannes, fast Lebensgrösse, und in Zell ein Crucifix. Diese Arbeiten fielen mir in hohem Grad auf, ehe ich von ihrem interessanten Verfertiger wusste. Kleinhanns lebt fromm und tugendhaft bei Innsbruck und ist mit seinem Schicksale zufrieden, welches ihm seine künstlerische Beschäftigung in hohem Grade zu versüssen im Stande ist.

Ein ganz besonderes Talent hat auch der Tiroler für die Malerkunst, und die Natur, die ihn umgibt, ihre bald grossen, bald lieblichen Formen, ihre stets wechselnde, wunderbare Beleuchtung ist trefflich im Stande, seinen Anlagen weiter fort zu helfen. Oft bleiben diese

Maler Naturalisten, leben und sterben in ihrem Dorfe, schmücken ihre Kirche und einige Privatwohnungen, und streben nach keinem höhern Ziele; manchmal jedoch tragen und heben sie äussere Umstände, oder sie kämpfen mit Macht, sich aus einer ungünstigen Lage zu reissen, und nehmen dann ihren ehrenvollen Platz in der Kunstgeschichte ein. So wurden Johann Holzer, Martin Knoller, Joseph Schöpf; das kleine Thal Fleims lieferte allein eine grosse Zahl, von denen Georg Giovanelli aus Carano und Christoph Unterberger aus Cavales die bedeutendsten sind. In Obermais bei Meran lebt auch der Maler Flieher, ein Naturalist, der besonders für treue Auffassung der dortigen Gegend zu empfehlen ist, und viele Tiroler befinden sich fortwährend in Rom, um sich in der Kunst zu vervollkommnen. * —

Aber auch in den Wissenschaften haben sich die Söhne Tiroler Landleute oft schon hervorgethan, und man trifft nicht selten in unbekannten Thälern, in kleinen Dörfern Namen, die man im Auslande zu den berühmten zählt, wie z. B. Ennemoser in Bonn, und Flarer in Pavia, welche beide in der Nachbarschaft von Meran ihre Heimat haben.

Zur weitern Ausbildung dieser angebornen Fähigkeiten trägt auch nicht wenig die ernste Einförmigkeit bei, welche hier das ganze Leben umgibt. Eine angestrengte Thätigkeit nimmt fast die ganze Zeit in Anspruch; der Erholung wird nur wenig Raum gestattet; das Vergnügen ist ohne Gepräng und ohne Lustigkeit. Der Mangel an Fruchtland, der durch die gewaltigen Gebirgsstöcke und die unzähligen davon herabstürzenden Wildbäche entsteht, erfordert rastlose Arbeit. Selbst da, wo sich ein ergiebiger Boden dem Bebauer darbietet, welche Anstrengung kostet es nicht, ihn zu sichern, um

* Die Kunstgeschichte nennt 400 Tiroler Künstler, worunter die Maler: Knoller, Koch, Pozzo, Schöpf, Strudl, die Unterberger, Troger, Weirotter; die Bildhauer Moll, Zauner, Zoller; die Architekten Martinelli, Wilhelm von Innsbruck (Erbauer des schiefen Thurmes in Pisa), Mutschlechner in Carlsruhe; den grossen Steinschneider Pichler u. s. w.

seinen Ertrag nicht den Zerstörungen der Elemente preiszugeben! Oft reisst ein Platzregen einen Acker ins Thal, wozu mit unsäglicher Mühe die Erde Monate lang in Körben auf den Felsen getragen werden musste. Der Bewohner des Flachlandes hat von diesen Gefahren, von diesen Mühen keinen Begriff. Die Gewinnung des Futters auf den Bergen ist mit besondern Beschwerden verknüpft. Ganze Familien schweben in Fusseisen an den schroffsten Felswänden, oder an Stricken über schauerlichen Abgründen, um das dort kärglich wachsende Futter abzumähen. Aber alles diess wird von Fleiss und Ausdauer besiegt.

Der Reisende, der diess Land im Fluge sieht, wird durch den zauberischen Anblick entzückt, den eine allgemein verbreitete Bodencultur gewährt, aber nur bei längerem Aufenthalt überzeugt man sich, wie schwer sie erzielt ward. Zwischen den Weinreihen wird Roggen und etwas Weizen und Gerste, und nachdem diess geerntet, Blende und Rüben gesäet. Am meisten aber baut man den Mais; Bohnen und Erbsen sieht man weniger; Kürbisse zieht man zum Schweinefutter; Flaschenkürbisse zu Trinkgeschirren. Kartoffeln sind seit einigen Jahren häufiger geworden; doch werden sie hier nicht so schmackhaft, als in den nördlichen Gegenden. Hanf wird bloss für den Hausbedarf erzeugt; Flachs geräth in der Ebene nicht, auf den Höhen nur schlecht. Dafür wachsen dort oben die Krautköpfe, hier „Kabes" genannt, * die gesäuert in Tirol, so wie im ganzen übrigen Vaterlande das beliebteste Nationalgericht liefern.

Während der italienische Tiroler seine gelbe oder schwarze Blende (Polenta) täglich verzehrt, und der ärmere Bergbewohner sich mit seinem Roggenmuss und der Geissmilch begnügen muss, führt der deutsche Landmann der Ebene (im Etschthale) ein üppigeres Leben. Wie erstaunt man aber, hier mitten in den Alpen die Lebensweise der Seeleute anzutreffen! Alles Fleisch, das gegessen wird, ist nämlich geräuchert, und das Brod,

* Kapis, nach Adelung; von *Kapusta* im Slavischen.

für den Bedarf mehrer Wochen gebacken, ist nach Form und Beschaffenheit dem Schiffszwieback zu vergleichen. Gewöhnlich werden fünf Mahlzeiten gehalten: das Vor- oder Frühmahl, der Halbmittag, der Mittag, die Marend und das Nachtmahl. Beim Mittag- und Nachtmahl wird geräuchertes Fleisch gegessen und reichlich Wein getrunken. Selbst die Knechte erhalten bis zwei Maass täglich, und in der Mähe- und Erntezeit auch wohl mehr. Castanien, Nüsse und das trefflichste Obst, womit auch ein ziemlich belebter Handel getrieben wird, machen einen Hauptbestandtheil der übrigen Mahlzeiten aus. Gemüse wird nur wenig gegessen, die feinern kennt man nicht einmal dem Namen nach; ihre Stelle nimmt der Salat ein. Knoblauch als Würze ist sehr beliebt, und oft fielen uns die spanischen Hirten ein, wenn uns auf einer Gebirgstour die guten Leute eine Ziege schlachteten, und sie uns süssduftend von Knoblauch auftrugen.

Die Vergnügungen ziehen sich wie ein schmales Band durch dieses Leben hin. Besonders übel befinden sich die Beamten, die aus der Geselligkeit grosser Städte oft in einsame Thäler versetzt werden, von der übrigen Welt abgeschnitten, und nicht einmal durch bequeme Wege mit ihr in Verbindung gesetzt. Die Regierung pflegt jedoch die Zeit, die der Beamte in solchen Verhältnissen verlebt, demselben höher anzurechnen, und er kann einer schleunigern Beförderung entgegensehen.

Eine Hauptbelustigung des Tirolers ist wie überall, so auch hier, das Schiessen. Von Jugend auf ist es seine Lust; die Knaben sieht man mit geladenen Gewehren umherlaufen, und zu verwundern ist es, dass man nicht häufiger von Unglücksfällen hört. Sonntags sieht man junge Bursche, statt in die Weinstube zu gehen, mit dem Rohr auf dem Rücken auf die Berge steigen, um Eichhörnchen und Vögel zu schiessen. Diese Lust, seit langen Jahren geübt, hat das grössere Wild fast ausgerottet, jedoch ist in den höhern, den Gletscherthälern, * an Bären und Wölfen kein Mangel. Die grossen

* Z. B. im Martellthal in der Nähe von Meran.

Festschiessen, welche oft statt finden, tragen hier mehr den Charakter einer ernsten Uebung als einer Volksbelustigung. So verschieden ist der Charakter des Südtirolers von dem Bewohner der nördlichen Thäler. Dem Spielen und dem Wetten dabei sind sie nicht abgeneigt, und Kegel-, auch Kartenspiele sind häufig. Hiebei vermischt sich gewöhnlich der Stadt- und Landbewohner, obgleich im Uebrigen eine immerwährende Spannung zwischen ihnen herrscht. Bauer ist hier zu Land ein Ehrenname, der allemal der Erste bedeutet. Herr ist alles, was einen Rock trägt, mithin nicht auf bäuerische Weise gekleidet ist. Will ein sogenannter Herr in der Kirche oder an einem andern Orte sich durch einen Haufen von Landleuten drängen, so kann er darauf gefasst seyn, dass diese sich mit aller Kraft dagegen stemmen werden, und dass es ihm nur gelingen wird, wenn er zu gleich groben Hülfsmitteln seine Zuflucht nimmt, und mit den Ellenbogen in diese lebendige Mauer eine Bresche zu drücken sucht. Diese Feindschaft ist alt und wurzelt tief. Die Sitten der Herren sind dem Bauer besonders verhasst. Obgleich er selbst nichts weniger als keusch ist, so hat er doch seine eigenen Begriffe von Zucht. Die Freiheiten, die sich die Herren öffentlich gegen die Frauen erlauben, erscheinen ihm verabscheuungswürdig. In ernsten Zeiten nahm diese Spaltung einen andern Charakter an. Während des letzten Aufstandes wuchsen Misstrauen und Gehässigkeit zu einer ausserordentlichen Höhe. —

Ich will nunmehr einige Nachricht von dem Weinbau geben, der im deutschen Etschlande den grössten Theil des Bodens bedeckt, und auf ganz andere Weise als in andern Ländern hier getrieben wird.

Man baut den Wein auf den Puntaunen. Diess sind aufrechtstehende, oben schief gebogene Geländer, woran die Reben emporgezogen werden. Die Anlegung oder Räutung eines Rebenackers oder Rauts erfordert grossen Aufwand an Geld und Mühe. Das ganze, überaus schwerfällige Latten- und Brettergebäude, woran die Reben gezogen und befestigt werden, alle diese Stecken, Stangen,

Marzanen, Trager, Stellaunen, Maneilen, Puntaunen u. s. w., welche dazu dienen, die in die Höhe gerichteten Reben auf einem bestimmten Wege fortzuleiten und zu sichern, kosten ein entsetzliches Geld. Die aufkeimenden Rasseln bleiben zwei Jahre auf dem Boden, erst im dritten werden sie aufgezeilt, d. h. an die daneben aufgesteckten Reiser befestigt, im vierten aufgeschlagen, an das senkrechte Geländer hingezogen, und im fünften kommen sie zur Trächtigkeit, indem man sie an den Puntaunen hinaufbiegt.

Je älter der Weinstock, je sandiger und magerer der Grund, desto kräftiger und süsser der Rebensaft. Ein altes Tiroler Sprichwort heisst: Wo die Hasen düngen und der Himmel wässert, wächst der beste Wein. Noch vor 200 Jahren machte man im Etschlande den Wein wie am Rhein und in andern Gegenden. Eine mündliche Ueberlieferung aber meldet, dass der Arzt des Stiftes in Hall, Dr. Hippolyt Guarinoni (von 1601—54), eine neue Bereitungsart aus Italien eingeführt habe. Diese hat sich nun bis jetzt erhalten. Man nennt sie das Vergähren, wobei die ganzen Trauben mit Stängeln u. s. w. auf Ständer gebracht werden, um dort den Gährungsprocess zu bestehen, und nicht als lauterer Most in liegenden Fässern gähren. Der so „vergährte Wein" wird gleich von den Ständern abgelassen und heisst „Vorschuss." Er kann in einigen Jahren schon getrunken werden. Nun erst werden die Trauben gepresst und liefern eine zweite, schlechtere Gattung, den sogenannten Druck; das Verfahren nennt man Torkeln. Die ausgetorkelten Bälge geben Branntwein und heissen dann „Tröster," die zur Viehmast verwendet werden. Die auf dem Wein obenaufschwimmenden Bälge sind sauer und dienen zur Essigfabrication. Obgleich der so gewonnene Wein sich nicht viele Jahre lang aufbewahren lässt, so dürfte dennoch diese nun einmal eingeführte Bereitungsart schwerlich durch eine andere verdrängt werden, indem einestheils die seither gepflanzten weichern Rebsorten diess von selbst verbieten, anderntheils nur den Vorkäufern und Monopolisten Nutzen daraus erwachsen würde. Dessen

ungeachtet fehlt es hie und da nicht an Speculanten, die aus reinem Moste bessern und haltbarern Wein zu machen bemüht sind. Ein solcher wird „Kritzer oder Krätzer“ genannt; mithin ganz im Gegensatze zu dem Begriffe, den man im Auslande mit dieser Benennung zu verbinden pflegt, ist der Tiroler Krätzer ein sehr guter, nach rheinländischer Art bereiteter Wein. — In der Gegend von Meran wird übrigens ein leichter, sehr gesunder Wein gewonnen.

Die Sprache der Einwohner dieser Gegend hat mehre Seltsamkeiten, wovon ich einige der auffallendsten mittheilen will. Man sagt z. B.: der Schwein, die Pübler und Madler für Buben und Mädchen; Baumann für Pächter, Bauknecht für Grossknecht; ein Schaffarbeiter ist, der ein Gut für Lohn bearbeitet; Vater, Mutter sind die Eigenthümer einer Besitzung, z. B. Vater Rosskopfer, der Besitzer des Hofes Rosskopf; Zoch, Zöchl, Pfodt, Pfödtl, ledige Männer und Weiber; a gut's Zöchl ist un bon homme; meine Heirath, mein Weib; Battereyen sind Sitzbänke vor der Thür; Vormels, Frühstück; Puschen, Weinschank; Läg, Arche, Wasservorbau; Bleckstutzet, ohne Strümpfe; reiten heisst stets fahren, und fahren hinwieder stets reiten; scheippen, fallen; prachten, plodern, gern und viel reden; schänden heisst fluchen; schwatzen, unehrbar reden; haijen, reinigen; Jacke, Hemde u. s. w.

Eine Eigenthümlichkeit ist es ferner: feines Wetter für schönes Wetter zu sagen: viel wenig für sehr wenig, und völlig nicht, um eine Verneinung zu verstärken. Eben so muss der Tiroler zum harten *P* und weichen *P* seine Zuflucht nehmen, um den Unterschied von *P* und *B* anzudeuten; doch ist diess in einem grossen Theile von Deutschland eben so der Fall. Auffallender ist es, hier *B* und *W* häufig verwechselt zu hören und daher *B* mit *AW* und *W* mit *UW* bezeichnet zu sehen.

Arme Leute oder Dienstboten, die mit einer Gabe bedacht werden, haben die Gewohnheit, ihren Dank mit den Worten: „Gelt's Gott viel tausendmal!“ auszudrücken. Sie wiederholen diese Worte so oft und schnell

hintereinander, als es ihnen nur möglich ist, um das Ohr des Wohlthäters, nach ihrer Meinung, damit zu erfreuen, und auch, weil sie den Dank selbst als ein Gebet betrachten, von dessen guter Wirkung sie überzeugt zu seyn glauben. —

Die Nähe der prachtvollen Gletschergruppe des Oetzthales ist zu einladend, als dass man eine Partie dahin nicht von hier aus unternehmen sollte. Zwar verlangt diess einen geübten Bergsteiger, bei dem eine leichte Erkältung nicht eben von Folgen zu seyn pflegt; er muss dabei vom Schwindel nichts wissen und mit ausdauernder Kraft auch Geistesgegenwart besitzen. Ohne diese Eigenschaften sollte es niemand unternehmen wollen, sich in die ewige Eisregion zu wagen.

Wir sassen Abends im Gasthause zur Post in Meran und sprachen von unserm Vorhaben, über die Mutt in das Oetzthal zu dringen. Einige von den Anwesenden hatten den Weg gemacht und wussten nicht nur viel von den Schönheiten und Beschwerlichkeiten desselben zu erzählen, sondern auch allerlei Anekdoten von Reisenden und ihren Führern, von überstandenen Gefahren und Unglücksfällen mitzutheilen. Unter andern wurde erzählt, dass ein Geistlicher mit seinem Messner, um den Weg in sein Dorf abzukürzen, den Weg über den Ferner zu nehmen pflegte. Bei dieser Gelegenheit verschwand einst der Messner vor den Augen des Geistlichen. Eine Schneedecke, die den Einen noch glücklich hinübergetragen hatte, war unter dem Andern eingebrochen, und dieser in eine Eisspalte hinabgesunken. Zum Glück waren Wohnungen nicht weit, und also Hoffnung vorhanden, den Unglücklichen noch zu retten, wenn der Sturz ihm nicht das Leben geraubt hatte. Man zündete Feuer an und versuchte es, so gut es gehen wollte, den finstern, gähnenden Schlund zu erhellen. Es gelingt auf seinem Grunde fliessendes Wasser zu entdecken; es ist ein brausender Wildbach, der seine Fluthen in dem unterirdischen Bette von Eis rollt. Alle Hoffnung einer Rettung des Unglücklichen scheint nunmehr verschwunden zu seyn.

Um jedoch nichts unversucht zu lassen, wird das Seil unter lautem Rufe hinabgelassen. Es rollt und rollt, bald ist es schon zu Ende, und man spürt noch immer keine Last, endlich wird es schwer, man zieht, man jauchzt, die Kräfte werden angestrengt, etwas Schwarzes theilt die schimmernden Zacken des Krystalls, es bleibt kein Zweifel mehr, der Verunglückte ist es, lebend und unversehrt, wie durch ein Wunder gerettet. Auf dem unterirdischen Wildbache trieben grosse Eisschollen, und der Zufall wollte, dass eine gerade an der Stelle vorüberschwamm, wo der Messner mit der Schneedecke einbrach. Durch die Elasticität des Wassers und die Schwingungen der kleinen Insel lief sein Fall ohne Schaden für ihn ab, und er behielt Besinnung genug, um sogleich seine Lage zu überschauen. Vor sich sah er einen fürchterlichen Schlund, wohin sich die Wellen mit schrecklichem Brausen stürzten, und an dessen Mündung Felsen und Eisschollen ein Thor bildeten, durch das kein Sterblicher noch jemals geschritten war. Hier verfolgte der Bach seinen unterirdischen Weg, und schien sich in die Eingeweide der Erde zu wühlen. Trieb die Fluth seine Eisinsel bis hieher, so musste sie zerschellen, und er wurde dann in ein grausigeres Grab geschleudert, als das war, worin er sich jetzt schon befand. Seine Bemühung war nun darauf mit aller Kraft gerichtet, der Bewegung der Insel zu steuern und sie in eine Lage an die Eiswand zu bringen, von wo sie nicht weiter fortgetrieben werden konnte. Diess gelang ihm, und als er sich so für den Augenblick gesichert sah, entschlug er sich trüber Gedanken, hoffte auf Rettung von seinem an der Oberwelt zurückgebliebenen Gefährten, und zündete theils zur Zerstreuung, theils um sich zu erwärmen, seine Pfeife an, die er mit ziemlicher Kaltblütigkeit rauchte. In dieser Lage überraschte ihn ein Geräusch, er blickte über sich, und gewahrte das rettende Seil. —

Wer es unternehmen will, die Gletscher zu besuchen, thut besser, von St. Leonhard in Passeyer diese Partie zu unternehmen; der Genuss ist grösser, und dabei sind die Beschwerlichkeiten leichter zu überwinden.

Ehe ich aber das Passeyerthal selbst beschreibe, will ich hier einige Mittheilungen über die Gletscherreise einschalten, weil Hofers Haus und sein tragisches Schicksal uns zu weit von diesen Naturgegenständen abbringen würden, welche trotz ihrer schauervollen Erhabenheit doch immer noch Heiterkeit in uns hervorzurufen vermögen.

Wenn man von St. Leonhard, dem Hauptorte des Passeyerthals, den Weg über bewaldete Höhen in das innere Thal einschlägt und zu dem Ursprunge des Passerbachs hinaufsteigt, so gelangt man zuerst nach Moos und von da nach Rabenstein, wo sich das mächtige Timbl-Joch emporthürmt. Nachdem man es überstiegen hat, durchschneidet man das Timblthal, in das sich Seitengletscher der grossen Kette erstrecken. An furchtbaren Felswänden vorüber gelangt man zu den Häusern des Dorfes Zwiselstein, das schon in der Wildniss begraben scheint, obgleich es doch erst am Eingange derselben liegt. Von hier aus gelangt man in das Fenderthal, noch enger und wilder als das vorige. Man fühlt hier schon, dass man sich in einer andern Region befinde. Der Achenbach, der sich vom Hochjoch stürzt und fast eine ununterbrochene Reihe von Wasserfällen bildet, ist ein ungestümes Gewässer, das seine Nahrung aus geschmolzenem Schnee in diesen ewigen Eisgewölben erhält, und ein donnerähnliches Getöse macht. Erst nachdem er sich mit dem Timblbach vereinigt hat, nimmt er einen etwas ruhigern Charakter an, und sein Bette wird ebener.

Bis zum Fusse der Gletscher zieht sich der Weg an diesem Bache hin. Das Brausen, das er verursacht, ist so laut, dass man Mühe hat sich zu verstehen. Nach drei starken Stunden angestrengten Marschirens erreicht man Fend, den Hauptort des Thals. Man befindet sich hier nur noch eine Stunde von dem grossen Ferner. Der arme Ort ist schon mehrmals durch Schneelawinen und das Austreten des Gewesteinersees verwüstet worden. Wenn man zu diesen Gefahren, welche die wenigen elenden Häuser umgeben, die geringe Fruchtbarkeit des Thales

in Betracht zieht, so ist man überrascht, dennoch die Einwohner zufrieden und heiter hier zu finden. Man sollte glauben, dass jede Veränderung des Wohnorts ihnen nur Nutzen bringen könne, aber dennoch bleiben sie hier und wollen leben und sterben, wo ihre Väter lebten und starben. Welch wunderbares Gefühl ist diese Liebe zur Scholle, die uns geboren hat!

Hier wird übernachtet. Ein schöner Sommerabend am Fusse dieses ewigen Eismeers übt seine eigenen Zauber. Eine feierliche Stille hat sich über die Höhen verbreitet; der Wind allein erhebt seine geheimnissvolle Stimme von Zeit zu Zeit in dem unfernen Walde, und das Rauschen unsichtbarer Quellen gibt ihm Antwort. In Intervallen lassen die Vögel der Nacht ihr monotones Geschrei vernehmen, und nur das Brüllen oder Blöcken der Hausthiere verräth die Nähe der Menschen. Man starrt hinan zu den weissen Spitzen, über denen sich die dunklere Decke des Nachthimmels spannt, dessen Gestirne prächtiger glänzen — und man fühlt das Herz in dieser erhabenen Einöde wunderbar beengt — da tönt die Glocke vom Kirchthurm, und es löst sich die Schwermuth, und Thränen entstürzen unsern Augen. Der Gedanke an eine waltende Allmacht wirkt nie so mächtig, als in diesen grossartigen Einöden, und Hoffnung und Trost heben die Brust und lassen uns eine Seligkeit ohne Gleichen empfinden.

Am andern Morgen bricht man mit dem Frühesten auf. Die geübten Führer rathen dazu, sich mit etwas geistigem Getränk und Brod zu versehen, um unterwegs die Kräfte zu erfrischen. Man folgt noch immer den Ufern des Fenderbaches, und kommt, nachdem man eine Stunde gegangen ist, nach Rofen. Je höher man steigt, desto beschwerlicher wird der Weg. Man geht am Fusse der Thalspitz und des rothen Ferners vorüber, deren Höhe unerreichbar scheint, obgleich man später zu Höhen gelangt, von denen man auf diese niederschauen kann. Von hier erblickt man den Gewesteinersee, der oftmals schon heillose Verheerungen im Thal anrichtete. Seine Ueberschwemmungen sind um so furchtbarer, da sie

ohne vorherige Anzeichen und ohne Orkane stattfinden, wenn man sich ihrer am wenigsten versieht. Er wird von den Gletschern gebildet. Seine furchtbarsten Ueberschwemmungen geschahen in den Jahren 1678 und 79; im Jahre 1681 trocknete er hingegen ganz aus. Seit dieser Zeit füllte er sich nach und nach, und 1771 war er wieder ganz voll. Von diesem See hat man eine halbe Stunde nach dem Finailgletscher. Hier gebrauchen die Führer die bei Gletscherreisen übliche Vorsicht, die Reisenden aneinander zu binden. Am Fusse des aus den Eismassen emporragenden schroffen Kammes der Finailspitze zieht sich der Weg hin, der länger als eine Stunde dauert, aber nicht sehr bergig ist. Man sieht hier die Similaunspitze und die Schwarzwand, und wendet sich gegen Norden. Die Gletscher, die sich nun vor den Blicken aus dem Schnee erheben, machen den erhabensten Eindruck. Sie erscheinen wie neue Welten, die nur eines stärkern Lichtes, eines höhern Grades von Wärme bedürfen, um bewohnt zu werden. Vor sich eine Riesenwand von Krystall, umgeben von einem weiten Schneeteppich, so schreitet man weiter.

Noch eine Stunde auf diesen Gletschern fortgewandert, und die kleine Capelle Tischbild zeigt sich den Blicken. Sie ist aus Steinen erbaut, und da sie mit einem Rauchfange versehen ist, so wird hier gewöhnlich ein Feuer angezündet, welches einen freundlichen Eindruck macht. Man fühlt sich von neuem Muthe beseelt. Von dem Gipfel eines hohen Berges überschaut man hier das ganze Amphitheater der Gletscher und das Thal. Am Ende dieses ewig ruhigen, unbewegten Eismeers bildet der Gurglersee, mit seinem Wellenschlag und seinen neun malerischen Inseln, einen reizenden Contrast. Im Westen erblickt man das nur zwei Stunden entfernte Fenderthal und darüber hinaus die ungeheuern Gebatscher Ferner; die Stubayferner schliessen die Aussicht; ringsumher ragen hohe, zerrissene, finstere, starrende Pics, und nur tief unten glimmt freundliches Grün beruhigend empor. Alles diess trägt einen zu grossen und erhabenen Charakter, der mit nichts Aehnlichem zu vergleichen wäre,

als dass man sich nicht davon eben so lebhaft als tief ergriffen fühlen sollte.

Wenn man diesen Gipfel (Firmisanspitz) verlässt, so wendet man sich abermals gegen Westen und berührt dieselben Orte zum zweiten Male, bis man sich am Fuss des Hochjochferners befindet. Hier, am Eingange der Gebatschgletscher, sieht man einzeln zerstreute Wohnungen, Kofler und Marchegg genannt, wo man übernachten kann.

Die Gebatschgletscher sind eine Fortsetzung der Oezthaler, und liegen ebenfalls im Halbkreise da, so dass das Fenderthal die Gränze zwischen beiden bildet. Westlich erblickt man das Schwenserjoch, das höchste Bergeshaupt dieses ganzen Reviers. Nachdem man eine kleine Gebirgskette, welche sich längs dem Langtauferthal hinzieht, überschritten hat, passirt man ein enges Defilé und befindet sich dann plötzlich mitten in dem Eismeere der Gebatschgletscher, welches drei Stunden im Umkreis hat. Hier erblickt man nichts als den schwarzblauen Himmel über sich, und den Schnee zu seinen Füssen. Diese Wildniss macht einen schrecklichen Eindruck; man durchschreitet sie ernst und schweigend, und erreicht nach mannichfachen Mühseligkeiten endlich den Plattenkogel, von wo aus man das Thal wahrnimmt, wonach jeder Reisende schon lange eine Sehnsucht empfand, welche dieser beschwerliche Marsch in der Eiswüste wohl hinlänglich entschuldigen mag. Nach der Aussage der gewöhnlichen Führer hat man von hier bis zum Dorfe Fender nur eine gute Stunde; wer aber im Gebirge gereist ist, weiss, was man von diesen Entfernungsangaben zu halten hat, und darf sich hier gefasst darauf machen, erst der Erschöpfung nahe, sein Nachtquartier zu erreichen. —

Die mannichfachen Excursionen nah und fern hatten den Aufenthalt in Meran weit über seine vorbestimmte Dauer ausgedehnt. Die Trauben reiften bereits lange, und der Feigenbaum brachte zum Drittenmale seine Früchte dar. Die Wächter in den Weinbergen, Saltner genannt, legten ihr seltsames Costume an, und marschirten

mit ihren langen, wilden Bärten und mächtigen Spiessen an den Marken ihrer anvertrauten Güter umher, und pfändeten Jeden, der es wagte, seinen Weg hindurch zu nehmen. Jetzt ward es in Meran erst lebendig; denn die Weinlese ist dort wie überall die schönste Zeit im Jahre. Schaaren von Fremden zogen herbei, Engländer, Franzosen und Italiener, und die geschäftigen Wirthe hatten nicht Hände genug zum Bedienen, nicht Räume genug zur Aufnahme. Ich entschloss mich, den Ankommenden Platz zu machen, und dachte ernstlich an die Abreise, so schwer mir der Abschied auch werden mochte. Noch einen Besuch bei Hofers Wittwe, und dann Meran und seinen freundlichen Bewohnern Lebewohl gesagt! —

Viertes Capitel.

Am Sand in Passeyer.

Charakter des Thals. — Der König auf der G'feis und der Kaiser in Verdins. — Die Passeyrer. — St. Martin. — Die Cigarre. — Andre Hofer. — Seine Anrede an die Innsbrucker. — Das Wirthshaus am Sand. — Frau von Hofer. — Unsere Bewirthung.

Der Passerbach durchströmt ein rauhes Thal, das nur auf den Höhen Anbau zeigt, da in der Ebene sein wildes Wasser jeden Versuch dazu schnell vernichten würde. Vor ungefähr 50 bis 60 Jahren brach ein, am Ende des Thals auf hohem Berge gelegener See plötzlich durch und verwüstete die ganze Gegend, welche noch die Spuren davon trägt, und jetzt droht die furchtbare „Kellerlahn" einem Theile des Thales Verderben. Man könnte diese „Kellerlahn" einen Schlammvulkan nennen, denn bei heftigen Gewittern löst sich von der Höhe des Gebirges eine ungeheure Masse Schlamm und Lehm los, die sich in die Tiefe stürzt und dort langsam wie ein Lavastrom fortbewegt, bis sie erhärtet. Alles, was sie auf ihrem Wege erreicht, nimmt sie mit sich fort, und ihre Bahn bezeichnet Ruin und Graus. Später wird sie zur fruchtbarsten Erde, und dort, wo sie, seit langen Jahren aufgehäuft, bereits hohe Abhänge bildet, erblickt man Bauerhöfe und schöne Aecker, die gegen die Umgebung, welche Spuren neuerer Ausbrüche zeigt, grell abstechen. Hinter diesen Wohnungen erhebt sich der Berg, der die Kellerlahn herabsendet, mit seinen fürchterlichen Brüchen und Klüften, und man kann sich banger Besorgnisse nicht erwehren, blickt man auf den drohenden Riesen und die

freundlichen Häuser unter ihm. Man hat Beispiele, dass selbst Menschen, von der Kellerlahn ereilt, ihr nicht zu entkommen vermochten, und noch kurz vor meiner Anwesenheit soll ein Hirt mit Schafen in ihr den Untergang gefunden haben. In das Thal führt keine Fahrstrasse. Nur auf Fuss- oder Saumwegen kann man dahin gelangen. Nach Süden öffnet es sich, und im Norden wird es durch seine herrlichen Alpen, wo die zahlreichen Heerden hinaufgetrieben werden, von dem übrigen Tirol abgeschnitten.

Gegen Nordosten hin geht der Weg über den Jaufen ins Eisakthal nach Sterzing, und nach Nordwesten zieht sich ein wildromantisches Seitenthal: das innere Passeyer, bis zu den Fernern des Oezthales hinter Pfelders hinauf.

Am Eingange des Thales zeigen sich in sehr beträchtlicher Höhe zu beiden Seiten lange Reihen von Bauerhöfen, umgeben von Aeckern, Wiesen und schönem Laubholze; hier hausen „der König auf der G'feis" und „der Kaiser in Verdins." Mit diesen stolzen Namen werden zwei Bauern bezeichnet, die auf der Höhe links, die G'feis, und auf der Höhe rechts, Verdins, wohnen. Auf der letzteren befindet sich auch ein Bad, das von den Landleuten häufig besucht wird, und eine sehr wirksame Eisenquelle hat. Weiterhin erhebt sich die hübsche Kirche von Riffian mit einigen Wohnungen an einem gefährlichen Abhange, den der Ausbruch des Sees gebildet hat. Mit diesem gut angebauten Flecke erstirbt die Bodencultur fast gänzlich, und traurig nimmt man von dem letzten Rebengelände Abschied. Auf einer Waldhöhe liegt ganz einsam der Hof „Salthaus," dann führt der Weg die Passer entlang nach St. Martin, und von hier, am Sande vorbei, nach St. Leonhard, dem Ende des Hauptthales und dem Sitze des Landgerichts.

Die Einwohner von Passeyer sind ein grosser, sehr kräftiger Menschenschlag, die Männer werden für die schönsten in Tirol gehalten, jedoch sind sie nicht so gewandt wie die Zillerthaler, und desshalb in der Fremde minder beliebt. Ihre Tracht ist der des Etschlandes ähnlich, ihr Hemde (Jacke) ziert statt des scharlachrothen

Aufschlages eine schmale Einfassung von roth und grün. Der breitkrämpige gelbe Hut ist der höchste Putz des Passeyerers. Ihr Hauptnahrungszweig ist der Viehhandel, daneben sind sie „Kraxenträger.“ Im Frühjahre ziehen sie bis tief nach Ungarn, um dort zahllose Heerden von Böcken und Schafen zu kaufen, die sie dann durchs Pusterthal in die Heimath treiben. Da sie für die Verpflegung auf dem weiten Marsche nicht sorgen, sondern die Thiere fressen lassen, wo sie etwas finden, so legen sie den weiten Weg ohne grosse Kosten zurück und erreichen die fetten Alpen ihrer Berge, wo sie den Sommer über bleiben und dann im Herbste auf die Märkte ziehen. Diess ist auch der Zeitpunkt, wo sie in die „Stadt“ (Meran) herabkommen, und sie mit Blut und Mord erfüllen. „Die Passeyerer schlachten,“ heisst es dann, und viele in Meran verlassen ihre Wohnungen auf einige Zeit, oder verschliessen sich ganz darin, denn nicht nur für den Verkauf, sondern für ihren eigenen Jahresbedarf schlachten sie, da sie wie die andern das ganze Jahr hindurch nur geräuchertes Fleisch essen. In der Hauptstrasse wimmelt dann alles von brüllendem und blökendem Vieh, blutige Menschen begegnen uns überall, und ein unerträglicher Gestank erfüllt die Luft. — Die „Kraxenträger“ aber verlassen ihr Thal in der Mitte des Sommers, ihre Kraxe auf dem Rücken, eine hohe, wie ein Dach über dem Kopf hinwegragende Trage. Sie besuchen die obstreichen Gegenden des Etschlandes, lassen dort ihre Kraxen mit den vortrefflichsten Früchten füllen, und wandern damit nach München und noch weiter. Durch sie werden jene Gegenden mit dem beliebten Tiroler Obst versehen.

Die Menschen hier sind roh und eben nicht arbeitsam. Zum Handel haben sie die meiste Lust und das meiste Geschick, auch werden sie darin von ihren wohlbegüterten Landsleuten gern unterstützt. Wenn sie nach Ungarn ziehen, so nimmt mancher von ihnen an zweitausend Gulden und mehr noch mit, und diese treibt er bei den Capitalisten in Passeyer in vielen kleinen Posten zusammen. Gewöhnlich geben diese das Geld zu sehr hohen Interessen her. Misslingt das Unternehmen, wie es wohl

zuweilen geschieht, so misst der Bankerottirer den Jaufen nicht mehr zurück.

Eines Menschen Leben wird nicht eben hoch angeschlagen. Um ein kleines Grasplätzchen auf schwindelnder Höhe am schrecklichen Abgrunde abzumähen, dessen Ertrag kaum zum Frühstücke für eine Kuh hinreicht, setzt ein Mahder (Mäher) sein Leben aufs Spiel. Sie werden an Seilen hinaufgezogen, und oft kann man sie von unten reihenweise, wie zappelnde Drosseln in der Schlinge, an den schroffsten Klippen hängen sehen, um eine handvoll Heu zu gewinnen. Stürzt einer herab, so erregt es kein Bedauern, nicht einmal die Anzeige wird davon gemacht. „Er ist zu Tod geschippen oder gescheipt" (schippen heisst fallen), ist eine so alltägliche Redensart in Passeyer und erregt so wenig allgemeine Theilnahme, als wenn es in andern Gegenden heisst: er hat sich den Magen verdorben. Beim Vieh ist diess aber anders. Eine einzige Kuh, die verunglückt, erregt nicht nur die herzzerreissende Wehklage des Eigenthümers, sondern das tiefste Mitleid der ganzen Gemeinde. Als bei einem frühzeitigen, strengen Winter viele Schafe auf den Bergen erfroren, war die Trauer allgemein, man klagte laut über dieses seltene Unglück, denn dass Menschen erfroren sind, war wohl schon erlebt worden, aber nun gar Schafe — darüber konnte man sich nicht trösten. — Die Sprache der Passeyerer ist reich an Eigenheiten, wie denn jedes Thal seine besondern hat. Hier heisst der Kopf Grind, die Hände Bratzen, die Füsse Stützen, der Bauch Wampen u. s. w.

Nach einem sehr beschwerlichen Wege durch Wasser und über spitzige Steine gelangt man nach St. Martin, einem reinlichen Markt auf einer Anhöhe am Passerbache. Die Bauern, die sich im Wirthshause nach der Kirche eingefunden hatten, es war ein Sonntag, versammelten sich um mich und meine Reisegefährten, als hätten sie nie noch im Leben anders gekleidete Menschen gesehen. Sie umstanden uns dicht im Kreise und glotzten uns sehr ernst an, ohne ein Wort zu sagen, oder auch nur durch eine Bewegung zu verrathen, was in ihnen vorging. Es

war die reinste Neugier, das starrste Staunen, die sich in ihrem ganzen Wesen kund gaben und die sich Alten und Jungen mitgetheilt hatten. Nicht anders konnten die wilden Insulaner ausgesehen haben, als ihnen Columbus die erste Visite machte; dieser Gedanke drängte sich mir unwillkürlich auf. Nachdem wir bereits wohl eine halbe Stunde so angestaunt da gesessen hatten, zog Jemand von unserer Gesellschaft seine Cigarrendose hervor, machte Feuer und fing an recht appetitlich zu rauchen. Diess war der Moment, wo die leblos scheinenden Gruppen um uns Bewegung gewannen. Sie lächelten, und in ihren Mienen malte sich etwas, das ich wie Abscheu deutete. Endlich drängte sich ein Alter zu uns und fragte — es waren die ersten Worte, die wir hier zu hören bekamen — „ob denn das Zeug da nicht recht stark beisse?“ Der Raucher versicherte: ganz und gar nicht, und bot ihm eine Cigarre an, damit er selbst versuchen möchte. Der Alte lächelte aber und meinte: er verstehe nicht damit umzugehen und würde sich gewiss verbrennen. Als er die Frage, ob er sonst Tabak rauche, bejahte, drangen wir ihm eine Cigarre auf, die er unter grossem Gelächter der Andern in den Mund steckte. Man musste ihm nun förmlichen Unterricht ertheilen, da er anfänglich sie zu kauen begann und gar jämmerlich das Gesicht verzog. Wie er endlich im Zuge war, blickte er stolz umher, rief alle herbei und that sich nicht wenig auf sein Wagstück zu gut. Nachdem er bis zur Hälfte mit der Cigarre fertig war, überliess er sie einem jungen Burschen, der auch einmal versuchen wollte, aber dieser hatte kaum die ersten Züge gethan, als er triumphirend ausrief: „das müssen andere Leute auch sehen!“ und so ins Dorf hinabsprang.

In diesem Thale, unter diesen Leuten, lebte vor fünf und zwanzig Jahren, wo die Bekanntschaft mit dem Fremden wahrlich noch weniger vorauszusetzen ist, als in diesem Augenblicke, auf seinem angeerbten Hause am Sand, der Wirth Andre Hofer. Der sogenannte „Sand“ ist das steinige Passerufer selbst, und das Haus ist so nahe am Wasser gelegen, dass die Bewohner im steten

Vertheidigungskampfe mit ihm begriffen seyn müssen. Das Geschlecht dieses Mannes war guten und alten Herkommens, und seit undenklichen Zeiten waren seine Voreltern „Sandwirthe" gewesen. Die Nahrung im Wirthshause war eben nicht sehr ergiebig, fremde Einkehr fand nicht statt, und der Thalbewohner zieht es vor, Sonntags seinen Wein dort zu trinken, wo ihn zugleich eine Kirche zur Andacht lockt. Hofer war in misslichen Umständen. Er musste zu einem Nebengeschäfte greifen, kaufte ein paar Pferde, und „saamte" (saumte) über den Jaufen hinüber und herüber, Güter und Menschen. Hofer, der Sandwirth, war also ein Saumer dabei. Er war als ein rechtschaffener Mann bekannt, wegen seiner Armuth und seines herumziehenden Lebens aber stand er nicht in besonderm Ansehen; er war streng gottesfürchtig und von ziemlich beschränktem Verstande. Einen überwiegenden Hang zu Seltsamkeiten zeigte er oftmals. So liess er zum Beispiel ein Jahr nach seiner Hochzeit, da er vier und zwanzig alt war, den Bart stehen, der ihm später zu dem verhängnissvollen Ehrentitel: Général Barbon, verhelfen sollte. Auch in der Kleidung zeichnete er sich aus, denn er trug, der Mode seines Thales zuwider, einen grünen Rock, und hatte an den grünen Hosenträgern nach der Art des Etschlandes, da man in Passeyer bloss lederne trägt, ein kleines Muttergottesbild als Amulet angeheftet. Bis in sein vierzigstes Jahr erregte er nicht die geringste Aufmerksamkeit; er hauste am Sande mit seinem Weibe, einem Sohne und drei Töchtern, suchte sie auf rechtliche Weise zu ernähren, so gut es ging, trieb seine Saumthiere über den Jaufen, verschacherte manchmal ein Pferd mit Vortheil, und quälte sich und mühete sich ab, sich und die Seinigen ehrlich durchzubringen. Man weiss nichts Anderes von seinen frühern Lebensverhältnissen; auch ist sicher nichts Bedeutendes daran gewesen, bis die Politik ihn sich zum Opfer erkor.

Wie der Plan, Tirol aufzuwiegeln, ins Leben treten sollte, suchte man einen Mann, den man der Insurrection als Chef voranstellen könnte. Die Thäler wurden durchzogen, die Hütten durchforscht, und bei dem Hause am

Sand Halt gemacht. Man hatte sich in der Wahl nicht getäuscht, Andre Hofer war der rechte Mann dazu. „Misslingt die Sache, so kann es den Kopf kosten,“ diess verhehlte man ihm nicht; aber Hofer ging dennoch auf alles ein. Es heisst, seine Lage sey damals sehr bedrängt und ein Concurs dem Ausbruch nahe gewesen. Er zog heimlich nach Wien, kam zurück, und in seinem kleinen, niedrigen Stübchen mit dem Erker wurde der Congress gehalten und das Kindlein geboren, das die Felsen Tirols mit Blut waschen, die Klüfte Tirols mit zerschmetterten Gebeinen füllen, und Hofers breite Brust im Rondel von Mantua zum Ziel für zwölf französische Gewehrläufe bestimmen sollte. Gleich Muhammed wurde Hofer in seinem vierzigsten Jahre zum Haupte seines Volkes erkoren, gleich Muhammed ward er Krieger und nahm seinen Platz in der grossen Weltgeschichte ein; diess sind aber auch die einzigen Beziehungen zwischen beiden. Der arme Saumer vom Jaufenberge und der arabische Kaufmann böten keine fernern Vergleichungspunkte dar, selbst wenn Hofers Katastrophe nicht so traurig gewesen wäre. Als Hofer Landescommandant geworden war, in der kaiserlichen Hofburg zu Innsbruck residirt, und Münzen hatte schlagen lassen, stand er auf dem Gipfel seiner Grösse. Er war dahin vom Glück und fast ohne sein Zuthun getragen worden, wie diess gemeinhin zu gehen pflegt; Muth und Thatkraft zeigte er nur, als er den gefährlichen Posten annahm, den man ihm angetragen. Seine herrliche, selbst überraschende Persönlichkeit, seine schmucklosen, treuherzigen Reden, ganz im Charakter des Landvolks, dem er angehörte, seine schlichten, einfältigen Proclamationen, Tagsbefehle und Handschreiben sind bekannt genug. „Thut's oder lasst's bleiben!“ ist der Sinn von den meisten; seine Entschuldigung, wenn er gerechten Klagen nicht abhelfen konnte, war stets: „I kann nit überall seyn.“ Ein in schwerer Haft befindlicher Bürger, der sich an ihn wandte, erhielt zum Bescheid: „I kann nix machen, denn sie folgen mir nit.“ Als die Lehrer der Innsbrucker Schulen ihm aufwarteten, empfahl er ihnen die Jugend aufs beste, und schloss mit

den Worten: „Gebt's ihnen nur brav Vacanzen.“ Seine Anrede an das versammelte Volk, als er am 15. August 1809 im goldenen Adler zu Innsbruck abgestiegen war, möge hier eine Stelle finden. Er hielt sie aus seinem Fenster, um 12 Uhr Mittag, und sie findet sich in vielen Exemplaren in Tirol verbreitet. Sie lautete: „Grü'ss enk Gott, meine lieb'n 'sbrucker! Weil ös mi zum Obercommedanten g'wöllt hobt, so bin i holt do. Es seyn aber a viel andre do, dö koani 'sbrucker seyn; alle dö unter meine Waffenbrüder seyn wöll'n, dö mü'ssen für Gott, Koaser und Vaterland, als tapfre, rödle und brave T'roler streiten, dö meine Waffenbrüder wer'n wöll'n; dö aber dös nit thu'n wöll'n, dö soll'n haim ziehn! I roth' enks; und dö mit mir ziehn, dö soll'n mi nit verlass'n, i wer enk a nit verlass'n, so wohr i Andere Hofer hoass; g'sogt hob' i enks, g'söchen hobt's mi, Bfied enk Gott!“ — Der Schluss ist wahrhaft meisterlich, und des grössten Feldherrn würdig! —

Nur von den Bauern gezwungen, übernahm Andre Hofer zum zweiten Male das Commando, und wie alles verloren war, flüchtete er in die höchsten Alpen hinter seinem Hause, gegen das Sarnthal zu, das, von unwegsamen Jochen eingeschlossen, im Winter nur schwer zugänglich ist. Hier hielt er sich Monate lang mitten im Schnee, in einer verlassenen Alpenhütte auf. In dem einsamen Salthaus am Eingange des Thals sassen seine Vedetten, um ihn bei nahender Gefahr sogleich zu benachrichtigen. — Warum er hier versteckt blieb, warum er nicht schnell seinen Bart entfernte und in anderer Kleidung, unerkannt, von Joch zu Joch fliehend, durch die ihm so gut bekannten Thäler Oesterreich zu erreichen suchte? Das gewöhnliche Urtheil spricht ihm im entscheidenden Augenblicke rasche Ueberlegungskraft und Geistesgegenwart ab. Ich kann mich dieser Meinung nicht anschliessen. Die edle Natur Hofers war zur Flucht und Verstellung nicht gemacht, er hoffte, gerechtfertigt vor der Welt, anerkannt von dem Volke und geachtet von dem Feinde, aus seiner Verborgenheit hervortreten zu können; er glaubte an eine Amnestie für sich und die Seinigen,

nachdem die Händel vollkommen geschlichtet seyn würden. — Der an ihm verübte Verrath ist dem Geistlichen Donay aufgebürdet worden. Diess ist auch ins Brockhaus'sche Conversations-Lexicon übergegangen. Der Geistliche hatte seine Vertheidigung gegen diese freche, auf nichts begründete Anklage niedergeschrieben; er erhielt jedoch nicht die Erlaubniss, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Er ist nun todt; in Tirol glaubt Niemand an seine Verrätherei. Die allgemeine Stimme nennt einen Passeyrer, der früher mit Hofer in Zwist gelebt, als den, der ihn verrathen. Dieser Mann trug nach dem Ereigniss die Verachtung aller Uebrigen, und musste, der ewigen Verfolgung müde, das Land verlassen. Er wandte sich nach Baiern, wo er als Wegaufseher eine Anstellung erhalten haben soll; der Lohn, der ihm von den Franzosen für seine schnöde That zu Theil ward, ist aber nur sehr gering gewesen. In Passeyer selbst hörte ich zum ersten Male über Hofers Gefangennehmung eine neue Angabe. Ein Hirt suchte ein verlaufenes Stück seiner Heerde. Hofer erblickt ihn, und da auch er von ihm schon bemerkt worden war, so bietet er ihm drei Kronen und bittet ihn, er möge ihn nicht verrathen. Kurze Zeit darauf soll er gefangen genommen worden seyn. Die Geschichte ist nicht haltbar und durchaus unverbürgt.

Als die Franzosen ins Thal zogen, eilte keiner von den in Salthaus aufgestellten Spähern zu dem verlornen Manne, dessen Stunde gekommen war.

Die Ehren und Belohnungen, welche später der edle Kaiser auf die Familie seines getreuen Dieners häufte, haben im eigentlichen Tirol nicht den Beifall gefunden, den man sich hätte davon versprechen sollen. Während in der Gegend von Innsbruck Alles von dieser gerechten Anerkennung durchdrungen ist, und sich, wie billig, einen Theil der Glorie zumisst, sind einige in Hofers Heimath und deren nächster Umgebung eben so wenig mit der ihm gewordenen Apotheose, als mit den ausgezeichneten Wohlthaten zufrieden gestellt, welche die Huld des Monarchen so reichlich über seine Angehörigen ausschüttete. Die Tiroler Treue hätte nach dieser Leute

Meinung ein anderes Denkmal verdient, als das Standbild des Sandwirths, dessen kolossale Grösse ihnen nicht kolossal genug scheint; die Verwöhnten messen alles nach ihren Riesenfelsen, und da erscheint denn der Stein in der Hofkirche zu Innsbruck freilich nur winzig. Vielleicht sind aber auch die Tiroler Felsen nur der einzige richtige Massstab für die Tiroler Treue, den Tiroler Muth, die Tiroler Stärke. — Sie besitzen nicht jene Eitelkeit gebildeter Leute, die in dem wohlgemeisselten Sandwirth das ganze Volk erkennen wollen; nach ihrer Meinung hätte der Insurrection ein Denkmal errichtet werden, und Hofers Namen darauf neben andern glänzen müssen. Es ist hier nicht die grosse Armee, die sich in Napoleons Säule auf dem Vendomeplatze vergöttert sieht. Hofer war kein Feldherr, sein Leben wie sein Tod konnte dem Tiroler Aufstande keine Herrlichkeit verleihen; Hofers Standbild ist nur persönlich. — Die Wohlthaten aber, deren sich seine Familie erfreut und die einer gerechten, gütigen Regung in dem Herzen des Kaisers entquellen, können nur vom gemeinen Neide missdeutet werden, um so mehr, da auch andern Anführern und Invaliden aus jener Zeit ähnliche Gnaden, wenn auch nicht in solchem Masse zugeflossen sind. Hofers Wittwe und Nachkommenschaft sind in den Adelstand erhoben worden und beziehen reichliche Pensionen; des Kaisers Wohlwollen ist noch immer unerschöpflich, und jede Bitte der Familie wird berücksichtigt.

Das nunmehr berühmte Wirthshaus „am Sand" war kurze Zeit nach dem sogenannten „Befreiungskriege" das Ziel vieler englischen Wallfahrer, die mit ihrer grossartigen Neugier und voll Freude über den Sturz Napoleons über den Jaufen heranzogen. Sie hatten Wellington, mit der kolossalen Lilie im Knopfloche, in Paris einreiten sehen, und waren bei der sonderbaren Procession, als Blücher in London einzog, wo nicht nur das Volk, sondern auch Damen in seinen Wagen zur einen Thür hinein, zur andern heraus drangen, zugegen gewesen; sie hatten „*Vive Henri IV*" und „Heil dir im Siegerkranz" mitgesungen und Theil genommen an allem,

was der damalige Freudentaumel entstehen liess; es war nun auch billig, die kleine, unbedeutende Frau zu sehen, deren Mann der Buchhändler Palm gewesen war, und die jetzt von einer englischen Pension in Nürnberg lebte, mehr aber noch die Wittwe Hofers zu besuchen, hier auf das Andenken des wackern Mannes acht Tage lang zu trinken und ein Stück seiner Kniebänder für die Sammlung historischer Gegenstände daheim mitzunehmen. In der That ist die gemslederne Hose Hofers, die auch mir gezeigt wurde, der Kniebänder beraubt, welche die Engländer nach und nach abgeschnitten haben; nur mit Mühe konnte man sie davon abhalten, Stücke aus der Hose selbst herauszuschneiden. Mit glühender Lust wetzten sie schon ihre Messer, um über die breiten Schenkel herzufallen. Jetzt hat diese Sucht nachgelassen. Hofers Andenken scheint in England vergessen zu seyn; möglich, dass der Fremde vor dem Standbild in Innsbruck sich seiner wieder erinnert und den beschwerlichen Jaufenpass nicht scheut, um das bescheidene Haus „am Sande" aufzusuchen. —

Wenn man von St. Martin kommt und der hochgelegenen Jaufenburg, einer malerischen Ruine, zuwandert, erblickt man rechts ein Haus von zwei Stockwerken, deren jedes mit einer Galerie geziert ist, ganz unbegreiflich so dicht an den wilden Bach hingebaut, als wollte man ihn zum Kampfe herausfordern, während alle andern Anbauer auf den Höhen ihre Wohnungen anlegten, und dem lärmenden Gesellen sein Kiesbett und breites Erdreich zu beiden Seiten zum freien Spiel überliessen. Das Haus ist von einem lockern Steindamme umzogen, und man hat einige unbehülfliche hydraulische Versuche gemacht, die Wuth des Wassers zu brechen. Ein Schild an langem Eisenarm enthält eine schön vergoldete Kaiserkrone und darunter die Worte: *Andre v. Hoffer* und *Anna v. Hoffer*, geb. *Ladurner*. Hier waren wir zur Stelle und traten ein. Eine Magd führte uns auf die Galerie des obern Stockwerkes, wo wir Gesellschaft fanden. Es waren die Beamten aus St. Leonhard, die einen Spaziergang hieher gemacht hatten. Ueber der Thüre zu

Hofers Wohnzimmer hing die Scheibe, wonach bei Gelegenheit des Festschiessens während der Beisetzung seiner Gebeine in der Hofkirche zu Innsbruck geschossen wurde; den Mittelpunkt machte das seiner Familie verliehene Wappen. Es ist in vier Felder getheilt; zwei davon sind Gold, zwei roth. Die goldenen enthalten den Tiroler Adler, wie er auf den im Jahr 1809 geprägten, und bereits unter die numismatischen Seltenheiten gehörigen Tiroler Zwanzigern zu sehen ist; dann einen festen Thurm, auf Hofers tragisches Ende hindeutend; die rothen einen Lorbeerkranz und einen Gebirgsschützen mit angelegter Büchse. Wir schritten über die Schwelle in Hofers Zimmer; ich glaube, es sieht hier nicht mehr so aus, wie vor fünf und zwanzig Jahren, denn die geadelte Familie war bemüht, ihrem berühmt gewordenen Vater einige früher in diesen Wänden nicht gekannte Eleganz anzudichten. Da hängen Hofers Bildnisse, einmal in farbigem Wachs, ein andermal in gut getroffenem Kupferstich, darunter eine kunstfertige Stickerei in Seide und Gold, von Hofers Tochter im Institute der englischen Fräulein zu Meran verfertigt; auf der zierlichen Commode zwischen Porcellan und Glas viele kleine Büsten des Kaisers u. s. w. Guter Sandwirth, was wusstest du von dem allem? Deines Kaisers Bild trugst du im Herzen, hattest es aber gewiss nicht so oft in deinem Zimmer; und die vornehme Stickerei! — dachtest du jemals daran, dein Kind bei den englischen Fräulein erziehen zu lassen? Armer Sandwirth! dein kleines Stübchen hätte ich sehen mögen, mit dem Wandkalender, wo du deine Anmerkungen hineinschriebst, mit dem Schreibpulte, woran du deinen kleinen Handel aufnotirtest, und manchmal sorgenvoll dir die Stirne riebst, nicht aus, noch ein mehr wusstest, bis dich dein Geschick nach dem Ausserordentlichen greifen liess. Ich sah mich ringsum, keine Spur von ehemals; dafür hing über der Thür ein grosser Bogen Papier, und darauf standen die Worte mit grossen Buchstaben:

„Hier wohnte der Alpenheld,
Dessen Asche Innsbruck bewahrt." —

Die gefällige Tochter, die Frau des jetzigen Sandwirths, zeigte uns die schwere Gnadenkette mit dem Bilde des Kaisers, und die Kleidung, welche Hofer an dem Tag in Innsbruck trug, als sie ihm umgehängt wurde. Den breiten Gürtel zieren die Buchstaben:

E. V. A. H. O. K. V. T.

Andreas Hofer, Obercommandant von Tirol, ist leicht verständlich; das E. V. im Anfange wusste man mir jedoch nicht zu entziffern. Den Hut hatten ihm die Ursulinerinnen gar schön verziert und aufgeputzt; auch er hat die obige Inschrift in Gold auf breitem Bande gestickt. Bei der letzten Anwesenheit des Kaisers in Meran zogen auch die Schützen aus Passeyer, die schönen riesengrossen Männer, sehr langsam und feierlich heran. Der damalige Sandwirth, Andre Erb, Hofers Schwiegersohn, führte sie an, gekleidet in dieselbe Tracht, die Hofer an seinem höchsten Ehrentag in Innsbruck getragen.

Wir hatten gehört, dass die nunmehrige Frau von Hofer nur schwer zu bewegen sey, neugierigen Fremden Rede zu stehen, und dass sie gewöhnlich sich in ein Zimmer verschliesse, wo sie niemand zu Gesichte bekomme. Man hat uns diess als einen dummen Stolz geschildert, und die arme Frau, die so viel Unglück in ihrem Leben gehabt, mit sehr gehässigen Farben gemalt. Uns sollte ein günstiger Stern leuchten. Wie man uns im Hause sagte, erwartete sie in kurzer Zeit ihre Tochter, das Fräulein v. Hofer, aus Wien, und diess hatte sie in die humanste Stimmung versetzt. Ich selbst sah zufällig den Brief, der die nahe Ankunft meldete, mit der Aufschrift:

à Madame Nannette de Hofer,
née Ladurner,
à
Passeyer.

Wenn Hofer das erlebt hätte, ob er sich wohl gefreut haben würde? —

Wir sahen von unserm Söller in ein kleines Gärtchen, wie man sie im Hochgebirge hat. Da war noch nichts verschönert worden. Knoblauch, Zwiebeln und Salat auf

einigen Beeten, nichts weiter! Eine alte Bäuerin bückte sich und pflückte Salat zum Nachtessen. Sie war gross, hatte ehrwürdige weisse Haare, und wenn sie manchmal den Kopf wandte, so zeigte sich ein bleiches Gesicht von edlem Ausdrucke, worin sich Kummer und ein alter Schmerz eingegraben hatten. Diess war Frau v. Hofer selbst. Wir sahen ihr Alle mit stummer Theilnahme zu; Niemand mochte sie mit einer vorwitzigen Anrede bei ihrer Arbeit stören. Jetzt trat sie aus dem Garten, gab ihren Korb einer Magd und ging langsam ins Haus. Kurze Zeit darauf erschien sie auf dem Söller unter uns, die Hausleute und einige fremde Bauern, die eingekehrt waren, gesellten sich zu ihr, und nun kniete sie nieder, faltete die Hände und betete leise, und alle Andern mit ihr. Die Knienden nahmen die ganze Länge der Galerie ein; neben der Alten knieten ein paar schöne Enkelinnen. Vor ihnen ragten die himmelhohen Berge, hinter denen die Sonnenscheibe zu verschwinden begann, unten rauschte die Passer, von St. Leonhard tönten die Glocken herunter. Es war ein stilles Gebet, nicht das leiseste Murmeln vernahm man; es währte lange, die Sonne war fort, und die letzte Röthe schwamm auf der Spitze der seitwärts liegenden Berge. Wir waren alle von diesem Gebet ergriffen. Ich ging nach seiner Beendigung hinab; der Sandwirth, ein hübscher, sauber gekleideter Mann, kam mir mit höflicher Freundlichkeit entgegen. „Meine Schwiegermutter," erwiderte er auf meine desshalb an ihn gerichtete Frage, „spricht zwar nur wenig, aber sprechen können Sie desshalb doch mit ihr." Sie sass in einer Ecke des Söllers und schmauchte ihr Pfeifchen. Ja! ja! Frau v. Hofer liebte sehr das Tabakrauchen, wie mir der Schwiegersohn selbst sagte. Wie ich auf sie zuging, stand sie auf und legte die Pfeife weg. Nur schwer war sie zu bewegen, sich zu setzen, die Pfeife wieder zu nehmen, durchaus nicht. Der Zwang, den sich die gute Frau meinetwegen auflegte, nöthigte mich, die Unterhaltung abzubrechen. Diese Scheu, sich der Neugier der Fremden blosszustellen, verbunden mit dem Ausdrucke der Würde, die selbst an äusserlichen Stolz

streifte, gefiel mir sehr wohl. Eine gemeine Wirthin würde mit eitler Gesprächigkeit von den überstandenen Leiden und Gefahren die Fremden zu unterhalten und anzuziehen gesucht haben, und die alte Geschichte wie eine wohlgelernte Lection ableiern; die Wittwe des Sandwirths benahm sich mit dem Anstande, welcher der Frau dessen ziemt, der in Innsbruck neben Kaiser Max erhöht wurde; sie, die einzige übriggebliebene Trägerin eines tragischen Geschicks, unschuldig dazu bestimmt, die grössere, schwerere Hälfte desselben zu erdulden.

In ihren eigenen Angelegenheiten zeigte Anna von Hofer viel Klugheit und Umsicht. Sie hat das Wirthshaus am Sand von den Gläubigern ihres Mannes befreit, wie sie selbst sich im Protokolle ausdrückte: „um sein Andenken zu ehren.“ Auch hiezu hat sie die Munificenz des Kaisers in den Stand gesetzt. Da sie ihre Pension bei weitem nicht verzehrte, so lässt sich berechnen, dass sie von dieser, so wie von den andern reichlichen Geschenken bereits ein bedeutendes Capital sich erspart haben muss. Diess hielt sie jedoch sehr geheim, und man weiss nicht, wo sie ihre Gelder anlegte; man glaubt jedoch, dass sie den Viehhändlern Vorschüsse machte. *

Wir gaben unsern Wunsch zu erkennen, zu übernachten; man schien überrascht, und entschuldigte sich lang und breit, und bat, dass wir fürlieb nehmen möchten, indem man auf den Empfang von Gästen nur wenig eingerichtet sey. Trotz dieser Einleitung von schlechter Vorbedeutung fanden wir alles in diesem, in der That ausserordentlichen Wirthshause vortrefflich. Ein reichliches Abendessen: Suppe, Mehlspeise, gebratene Hühner, Compot, Salat, Früchte und Kuchen, guter Wein, und am andern Morgen guter Kaffee; wir konnten mit allem sehr zufrieden seyn. Ich schlief in Hofers Bett und ruhte ohne Traum, von dem Marsch und den Erscheinungen des Tages ermüdet, bis zum Morgen, trotz eines furchtbaren Gewitters, das während der Nacht durch Passeyer gezogen war und die Mauern des Sandwirthshauses

* Die Wittwe Hofers ist bekanntlich seitdem gestorben. Ich sah sie 1834.

tüchtig erschüttert hatte. Um vier Uhr machten wir uns auf den Weg, der von der ausgetretenen Passer ziemlich unwegsam gemacht war; auch die Kellerlahn war ausgebrochen, und wir hatten einen beschwerlichen Marsch. Doch achtete ich dessen weniger, als meine Reisegefährten, denn der Abend in Hofers Hause hatte mich für alles entschädigt.

Wen hätte Hofers Schicksal nicht innig ergriffen? Ich war damals noch ein Knabe, wie der Tiroler Freiheitskampf diese Thäler durchwüthete; ich lebte an dem fernen Strande der Ostsee, aber die Kunde davon, wie sie zu mir drang, machte einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf mich.

Ich versuchte es später, Hofer selbst zum Gegenstand eines Drama's zu machen, das in Königsberg angefangen, in Warschau fortgesetzt, und in Chalons an der Marne beendigt wurde. Welche Begriffe spiegelt uns die Jugend von solchen Gegenständen vor! Was wusste ich von dem Leben der Alpenvölker, von ihrem Charakter, von ihren Empfindungen und Gefühlen, Gewohnheiten und Thaten? Welchen Hirngespinnsten suchte ich ein Scheinleben einzuhauchen, wie verfehlt war alles, wie verzeichnet! Nur die Begeisterung war ächt, die das Ganze geboren hatte, und diese allein war vielleicht einiges Lobes nicht ganz unwürdig. Ich denke nicht daran, hier ein Bruchstück jener Dichtung einschalten zu wollen. Diese Blätter sind der Wahrheit gewidmet; sie sollen Gefühle schildern, wie sie durch die Gegenstände wirklich erzeugt wurden, nicht wie sie ein Fieberrausch am einsamen Studirtisch zu erregen vermag. Darum will ich hier einige Nachrichten folgen lassen, die ich den Mittheilungen zweier Männer verdanke, welche der Zufall in Hofers Nähe brachte, und mit seinem Schicksal auf das engste verwebte. Ich habe ihre Worte nicht verschönert, und mich nicht bemüht, aus ihren schlichten Persönlichkeiten interessante Helden zu machen. Auch mag das, was sie mir erzählten, nicht eben von besonderm historischem Interesse

seyn; die grossen, weltgeschichtlichen Ereignisse aus jenen Tagen sind sattsam bekannt, und sollten daher hier nur oberflächlich des Zusammenhangs wegen berührt werden, aber das kleine Detail, die naive Umständlichkeit, wird im Geleite der Wahrheit diesen anspruchlosen Genrebildern, neben glänzenderen Schilderungen, immer einigen Werth lassen, und auch dazu dienen uns die charakteristische Persönlichkeit Hofers näher vorzuführen.

Fünftes Capitel.

Episoden von 1809.

1. Hofers Adjudant. — 2. Hofers Schreiber. — 3. Abschiedsbrief Hofers an Herrn von Pühler in Neumarkt, vier Stunden vor seiner Hinrichtung geschrieben. — Ein Tagsbefehl Hofers.

I.

Hofers Adjudant.

1.

In Schlanders, dem Dorfe, das Jedermann kennt, der das Vintschgau bereiset, — es ist eben keines von den ansehnlichsten — bekleidete ich seit einigen Jahren den Posten eines Schulmeisters. Ich hatte ein Weib und ein paar Kinder, war frisch und gesund, und konnte auskommen, und mehr wünschte ich nicht. Ich glaubte bis an mein seliges Ende in diesem zufriedenen Verhältnisse bleiben zu können; allein der Himmel hatte es anders beschlossen.

Es war am weissen Sonntage des Jahrs 1809, gegen Abend — ich werde jenen Augenblick nie vergessen — als wir unser Mehre beisammensitzen im untern Wirthshaus an der Brücke, und von unsern speciellen Angelegenheiten sprechen. Im Lande war der Rumor schon losgebrochen, obgleich es bei uns noch ziemlich ruhig war. Wir begnügten uns bis dahin darüber zu schwatzen. Ich war die friedfertigste Natur von der Welt, und dachte, was

dich nicht brennt, darfst du nicht löschen, daher verliess ich das Wirthshaus, nachdem ich meine Zeche bezahlt hatte, und machte mich auf den Heimweg. Es war kalt, der Mond schien hell, und leichte Schneeflocken fingen an niederzufallen. Mir war ganz kreuzwohlauf. Da begegne ich Frischmann, meinem Nachbar und guten Freunde. Er eilt hastig an mir vorüber. „He, Frischmann!“ ruf ich ihm zu, „was gilt's so eilig? im Brückenwirthshaus sitzen's noch alle beisammen.“ — „Ha, du bist's?“ spricht er und bleibt plötzlich stehn, und dicht zu mir tretend, ergreift er meine Hand, sieht sich geheimnissvoll um, und sagt ganz leise: „nun, gut dass du's bist — ich will eben einige wackere Männer zusammenrufen — es geht Grosses vor in Schlanders — der Kaiser selbst ist da und ist bei mir im Hause.“

Man kann leicht denken, was ich da für Augen machte! Aber lang Besinnens war nie meine Sache, auch hatte Frischmann keine Zeit mir Rede zu stehen, wie er daher zur Brücke hinunterlief, stieg ich zur Kirche hinan, und begab mich in sein Haus, wo ich schon eine Menge Leute aus Algund, Rabland, und der ganzen Umgegend in ihrem Sonntagsstaate beisammen fand. „Der Kaiser ist droben! Unser Franzel!“ so summten sie durcheinander, „er kommt zu seinen braven Tirolern, weil ihn die Andern verlassen haben.“ Ich hatte Mühe, hinaufzukommen, wo noch mehr Volks versammelt war, und endlich erblickte ich den Fremden, der von der Menge für den Kaiser gehalten wurde. Es war ein hagerer Mann, in den besten Jahren, er trug eine Jägeruniform, und ich hatte nicht sobald einen Blick auf ihn geworfen, als ich auch sogleich wusste, dass diess nicht der Kaiser sey.

Er war mitten im Reden, als ich eintrat. Seine hohe Stirne, von wenig Haaren nur bedeckt, leuchtete, seine Augen blitzten, und die Wangen glüheten. Wie mich die Bauern sahen, machten sie Platz, und schoben mich in den innersten Kreis, der den Fremden umgab, dem ich nun gegenüberstand. Er sagte, dass er gekommen sey, den Landsturm zu organisiren, und dass wir rasch dazu thun müssten, und zwar noch in diesem

Augenblicke. In mir regten sich zwar allerlei Bedenklichkeiten, aber ein Blick auf meine Umgebung zeigte mir bald, wie unklug es seyn würde, sie hier laut werden zu lassen. Die Bauern waren mit einem Male wie ausgewechselt; sie jauchzten und sprangen, dass die Fenster klirrten und der Boden dröhnte, sie liessen den Kaiser hochleben, und drängten sich zu dem Fremden, um ihm die Hände und die Rockschösse zu küssen. Mir wurde angst und bange bei dem unsinnigen Lärm, und ich wollte mich davon machen. Diess bemerkten aber die Bauern, und halb mit drohender, halb mit feierlicher Gebärde, fingen sie mich auf und schoben mich wieder in die Mitte des Zimmers, dem Fremden gegenüber, und schlossen einen weiten Kreis um mich.

„Was wär' denn das?" fing Einer an, „das ist der Schulmeister, den wir jetzt so nöthig haben, und der will uns auf und davon gehn? Der Landsturm ist organisirt, und du, Schulmeister, bist unser Commandant!"

„Ja, du bist unser Commandant!" schrien die Andern, jauchzend, lachend und pfeifend durcheinander.

Ich kann nicht mehr sagen, wie mir damals zu Muthe war, denn ich war fast besinnungslos. Endlich brachte mich ein Befehl zu mir selber, der mir, dem Commandanten, von meiner Mannschaft ertheilt wurde. Ich sollte sogleich den königlich baierischen Rentbeamten aufheben, so lautete er. Meine Bestürzung war so stark, dass ich in dem Augenblicke das Wort „aufheben" im gewöhnlichen Sinne verstand, und meine Schmächtigkeit und des Rentbeamten Umfang erwägend, ängstlich ausrief: „Nein, nein, das geht wahrhaftig nicht an!"

Der Fremde aber sprach mir Muth ein, und meinte, dass diess allerdings der erste, dringendste Schritt wäre, den ich in meiner neuen Eigenschaft zu thun hätte, und dass ich mich des Vertrauens würdig bezeigen sollte, womit mich meine Landsleute beehrten. Er sagte ferner, meine Kenntnisse des Lesens und Schreibens, die ich als Schulmeister nothwendig haben müsste, qualificirten mich auf jeden Fall zur Commandantenstelle, und wenn es mir an persönlichem Muth und entschiedener Fassung fehlen

sollte, so könnte ich mir ja ein paar Adjudanten erwählen, die damit besser versehen wären als ich. Diese Zusprache that ihre Wirkung. Ich liess die Bauern sogleich in Reih und Glied treten, um mir die Adjudanten zu suchen. Alle sahen mich muthvoll und freudig an; jeder von ihnen wollte mein Adjudant seyn. Sie blinzelten und winkten mir zu, sie bissen sich mit pfiffigen Mienen auf den Daumen, sie schnalzten und riefen auch wohl laut, während ich sehr ernst die Reihe hinabging und endlich mir zwei vorläufig erwählte, die mich zur Gefangennehmung des Rentbeamten begleiten sollten. Es waren die gefürchtetsten Robler oder Raufer der ganzen Gegend, die es mit zwölf aufgenommen haben würden, und ich war unter dem Schutze dieser sonderbaren Adjudanten vollkommen sicher.

Die Menge zertheilte sich in kleinen Haufen hie und und da im Orte, und ich ging von meinen Adjudanten begleitet zum Wirthshaus an der Brücke, wo ich vor einer halben Stunde ungefähr den Rentbeamten mit der grössten Unbefangenheit verlassen hatte.

Dieser gute, wackere Mann, der bei seinem lieben Gläschen sitzen geblieben war, und keine Ahnung von dem hatte, was sich in der Zwischenzeit mit mir zugetragen, sah mich kaum eintreten, als er mit lachender Miene sich nach mir wandte, und mir freundlich entgegenrief: „Ei, sich da! Herr Schulmeister! haben's etwas vergessen?" Diese Freundlichkeit hätte mich bald ausser Fassung gebracht, aber ein Blick auf meine Adjudanten, und ich drückte den Kopf in den Nacken und trat fest auf ihn zu, sprechend: „Sie sind mein Gefangener."

Der Rentbeamte lachte laut auf und meinte, ich wollte einen Scherz mit ihm treiben, wie sich aber die Bauern ins Zimmer drängten mit tollem Lärm, auf Baiern und die Franzosen schimpfend, wie Frischmann auch herbeieilte und schrie: „Aus ist's mit Euerm Regiment! es hat einmal wieder Oestreicher hereingeschnieben an allen Enden ins Tirol!" und es nun von Minute zu Minute immer lauter und tobender wurde, da sah der arme Mann wohl ein, dass es das Beste seyn würde, geduldig

sich drein zu ergeben, und als mein Gefangener mit mir zu gehen.

Nachdem er in Verwahrung gebracht war, suchte ich den Fremden auf, den ich nun für einen kaiserlichen Commissär ansah. Er aber war schon weitergereist, um den Landsturm auch an andern Orten zu organisiren, wie sie es nannten. Eine schöne Organisation! Da stand ich nun, ich armer Commandant, und wusste mir nicht zu rathen, noch zu helfen. Meine Frau weinte, wie ich ihr alles erzählte. Als ein unschuldiger, stiller, friedlicher Mensch war ich Nachmittags ins Wirthshaus gegangen, als offener Rebell betrat ich mein Haus am Abend wieder. Ging nun die Sache schief, wie es fast nicht anders möglich war, so war mein Leben verwirkt. Diese Betrachtung und das Jammern meines Weibes brachten mich jedoch so in die Wuth, dass ich beschloss, das Aeusserste zu wagen, um einen glücklichen Ausgang herbeizuführen. Ich war nicht zum Helden geboren, aber diese wenigen, entscheidenden Momente hatten zum mindesten einen gewissen Grad von Entschlossenheit in mir erweckt. Der Gedanke: „ich will mich der Sache meines Vaterlandes weihen!“ erhob mich. — Ich trat hinaus vor die Thür; es schneiete heftig. Ich blies den Rauch meiner Pfeife in das Gekräusel der Flocken, und dachte über meine nächste Zukunft. Es wird blutige Köpfe setzen, sagte ich zu mir, und du bist nun dazu berufen, eine grosse Rolle in dem Freiheitskampfe mitzuspielen. Ich beschloss, mir vorläufig eine Uniform machen zu lassen, dann stand ich noch lange im Schnee und in der Kälte; spät am Abende suchte mich Frischmann auf. „Weisst du, Schulmeister-Commandant,“ rief er mir zu, „wer der Fremde gewesen ist? Der Kaiser war es nicht gewesen, aber ein kaiserlicher Commissär, und Hauptmann Teimer heisst er!“ —

2.

Ich unternahm eine Reise nach Botzen, die förmlich einem Triumphzuge glich. Wir waren jetzt im Anfange des Mai. Innsbruck war in unsern Händen, und seit acht Tagen hatten die Baiern auch Trient geräumt.

Obgleich ich bei keiner dieser Affairen gewesen war, so hielten mich die Leute doch für einen Helden. Wo ich mich in meiner neuen Uniform, die mir unser ungeübter Schneider in Schlanders nicht besonders anpassend gemacht hatte, nur blicken liess, erregte ich den allgemeinsten Enthusiasmus. Ich erreichte mit einem starken Gefolge muthiger Vaterlandsvertheidiger, die sich mir als freiwilliges Geleite aufgedrungen hatten, das Ziel meiner Reise. Auf dem Marktplatze begegnete ich einem stattlichen Herrn zu Pferde; wie der meiner ansichtig wurde, sprang er herab, umarmte mich vor allem Volke, und führte mich an der Hand in seine Wohnung, wo ich mit ihm zu Mittag essen musste. Es war der Herr v. H***. Gleich nach dem Essen ernannte er mich zu seinem Adjudanten. Der arme, unbekannte Schulmeister war somit in sehr kurzer Zeit, ohne sein Zuthun, und ohne überhaupt irgend etwas Bedeutendes ausgeführt zu haben, zu einem vornehmen Herrn avancirt.

Gegen Abend kam ein Bauer und brachte etwas Geschriebenes. Es war ein Schmählibell gegen Oestreich. Er hatte einen Kerl ertappt, der es geheimnissvoll unter das Volk zu bringen bemüht gewesen war. Der Kerl wurde vorgeführt; der Schuft war ihm an die Stirn geschrieben, er zitterte und weinte und bat um sein Leben. H*** war ausser sich vor Wuth. Wenn er denjenigen angeben wolle, der ihm die Schrift eingehändigt habe, so sollte ihm das Leben geschenkt seyn, war die Bedingung. Der Mensch verstand sich sogleich dazu, und ich erhielt den Auftrag, den Verfertiger des Libells gefangen zu nehmen. Mit schwerem Herzen vernahm ich, dass er in Meran wohne, denn viele Freunde und Verwandte hatte ich dort. Mein Führer wusste weder den Namen, noch sonst etwas Näheres, und seine übrigen Angaben klangen so verworren, das ich mir daraus nichts zusammenreimen konnte. Mein Trost blieb also, dass ich bei mangelnden Beweisen den von ihm Bezeichneten gar leichtlich hätte freisprechen können. Wir kamen nach Meran, und mein Führer brachte mich zu einem mir sehr wohlbekannten Hause. Ich erschrak heftig; sein

Bewohner war ein armer Mann und mein Vetter. Es half aber nichts, ich musste meinen Auftrag vollziehen. Im Hinansteigen der Treppe dachte ich, er wird wohl gescheidt seyn und nicht gestehen, und dann muss sich der Bauer geirrt haben.

Wir trafen unsern Mann beim Halbmittag. Wie er uns erblickte, setzte er sein Glas aus der Hand, zog die Augenbrauen zusammen, und sprach mit fester Stimme: „Ich weiss, wen Ihr sucht, und wesshalb Ihr kommt. Ich bin schon der Rechte; ja, ich bin's gewesen.“ Mir lief es dabei ganz kalt über den Rücken. „Wie ist es denn aber nur möglich!“ rief ich aus, „hast du denn nicht an dein Weib und Kind gedacht? darauf steht's Erschiessen!“ — „Das ist mir alles gleich,“ sprach er trotzig, „die Wahrheit muss desshalb doch Wahrheit bleiben! Ihr werdet schon Zeit genug dahinter kommen.“ — „Aber lieber Bruder,“ fing ich jammernd wieder an, „kannst du denn nichts zu deiner Entschuldigung vorbringen? Suche dich zu retten, ich will alles thun.“ —

„Thu' du nur deine Pflicht“ erwiderte er, „sonst will ich nichts mit dir zu thun haben. Soll ich hier sogleich erschossen werden, oder muss ich mit dir gehen. Mir ist alles gleich!“

Ich stand da, betrachtete meinen Vetter mit Thränen in den Augen, und wusste mir nicht zu rathen noch zu helfen. Da kam seine Frau dazu und weinte, und bat, und wie nichts helfen wollte, und er immer dabei stehen blieb, er habe gethan, was ihm seine Pflicht geboten, so beschloss ich fortzugehen, um mich bei einigen Freunden Raths zu erholen, was in dieser Sache zu thun sey; denn diesen Mann, meinen Vetter, an das Kriegsgericht ausliefern, dazu konnte ich mich nun und nimmer verstehen; das konnte das Vaterland und der Kaiser von dem gewesenen Schulmeister nicht verlangen.

Wir kamen darin überein, ihn für wahnsinnig zu erklären, und der Physicus stellte eine Bescheinigung hierüber aus; damit machte ich mich wieder auf den Weg, ohne meinen Vetter mehr gesehen zu haben.

„Bringen Sie ihn?“ rief mir der Herr von H*** entgegen, als er mich kommen sah. „Nein, ich bringe ihn nicht,“ sprach ich, „denn er ist wahnsinnig.“ Und damit überreichte ich den Schein des Physicus. Mein Chef gerieth zwar abermals in grosse Wuth, aber ich konnte denn doch nicht helfen.

Nach diesem Vorfalle rückte ich dem Kriegsschauplatze näher. Wir gingen nach Trient, wo die vielen, genugsam bekannten Affairen vorfielen, von denen ich nichts berichten will, weil ich nur sehr geringen Theil daran nahm. Die glänzende Rolle, die ich aber hatte übernehmen müssen, kam mir theuer genug zu stehen, denn ich hatte weder zu beissen, noch zu brechen, langweilte mich ganz fürchterlich, und sah dieses Elends kein Ende. Auch mein bisheriger Chef, der Herr v. H***, kam mir ganz sonderbar und geheimnissvoll vor, so dass ich ihm nicht mehr recht trauen mochte. Mein Entschluss war daher bald gefasst: ich wollte zum Sandwirth. Dort dachte ich mir, geht das Ding anders; dort bist du mehr bei den Deinigen, durchschaust leichter das Spiel, und weisst, wo es mit allem hinaus will. Gedacht und ausgeführt war Eins. Ich ging nach Sterzing. —

3.

Es war im Anfang des Julius. Innsbruck war bereits wieder von uns geräumt worden, und die grösste Unordnung herrschte unter den Gebirgsleuten. Die Macht war auf keine Weise zusammenzuhalten. Es hatte sich die Nachricht von der Schlacht von Wagram verbreitet und von dem Waffenstillstande zwischen Frankreich und Oesterreich. Viele glaubten daran, viele nicht. Hofer war aber noch immer Commandant von Passeyer, und führte zugleich das ihm von Herrn v. H*** anvertraute Commando über Südtirol. Um diese Zeit war es, dass ich mich zu ihm begab. Ein Vetter von mir hatte sich mir zur Begleitung angetragen. Wir gelangten ohne besondere Abenteuer spät am Abend bei Sterzing an, warfen uns, in einem einsamen seitwärts gelegenen Häuschen, auf die Streu, um auszuruhen, weil wir am andern

Morgen früh zum Sandwirth aufbrechen wollten. Wir waren müde und schliefen daher bald sehr fest ein. Plötzlich werde ich aufgeschreckt. Es ist, als ob ein fürchterliches Erbbeben das Haus erschüttre; ich wecke meinen Vetter, der aber lächelt, horcht auf und spricht: „die sind aneinander, da geht es sakrisch her!“ Wir sogleich in die Kleider und auf und davon. Es war ein heisser Morgen; wir hatten geladen und schossen so gut in den Feind, wie die andern. Den Sandwirth aber bekamen wir nicht zu sehen, der hielt in Kalch, um die lässige Mannschaft selbst anzutreiben. Unsere Kanonen wurden trefflich bedient; aber die Franzosen hatten keine Munition mehr und schossen Uhrgewichte und was ihnen nur unter die Hände kam. Wir, ich und mein Vetter, standen beim Gasteig und hielten uns tapfer. Wir Tiroler hätten an jenem Morgen das ganze Bändel Franzosen gefangen nehmen können, wenn's des Himmels Willen gewesen wäre. Aber mit einem Male wird geblasen, und ein Officier, mit einem weissen Tuch, erscheint an der Brücke. Sogleich musste mit Schiessen eingehalten werden, denn das war ein Parlamentär, das wussten wir schon. Es wurde darauf ein Waffenstillstand abgeschlossen.

Sehr viele unter uns waren damit unzufrieden. Wir sahen zu gut ein, dass uns der Feind überlistet hatte, um neue Kräfte zu sammeln und dann desto verderblicher sich auf uns stürzen zu können. Aber bald sollten wir noch ein traurigeres Loos erfahren. Die Waffenruhe zwischen Frankreich und Oesterreich wurde proclamirt, alle Häuptlinge erhielten Befehl, die Waffen niederzulegen, und jeder fernere Versuch, sie zu ergreifen, sollte wie Hochverrath bestraft werden. Die Leute gingen missmuthig auseinander, hierhin und dorthin, ich und mein Vetter gingen nach Mittenwalde und wollten dort das Weitere abwarten. Da kam eines Nachts der Eisenstecken zu uns und sprach: er wisse es ganz gewiss, dass ein starkes Corps Oesterreicher durch das Pusterthal heranziehe; jetzt sey es Zeit, den Landsturm in der ganzen Gegend wieder aufs neue aufzubieten. Wir sollten handeln. — Sogleich machte ich mich auf den Weg und rief

die Landesbewaffnung auf. Alle versprachen zu kommen. Mittenwalde war zum Versammlungsorte bestimmt. Nachdem ich die Runde gemacht hatte, blieb ich Nachts in Clausen, wo ich meinen Vetter wieder fand. Da warteten aber andere traurige Nachrichten auf mich. Mit den anmarschirenden Oesterreichern war es nichts, Eisenstecken war auf und davon, und selbst von dem Herrn v. H * * * hiess es nun zu unserm Schrecken, er habe das Land verlassen. Unsere ganze Sache schien in Wien aufgegeben zu seyn, und der Friede war vor der Thür. Jetzt etwas zu unternehmen, hätte mir übel bekommen können, und in solchen Zeiten hatte ich die Landesvertheidiger aufgeboten! Was war da zu thun? Ich verwünschte den Eisenstecken, dessen Betragen ich nicht begreifen konnte; ich nannte ihn einmal über das andere einen Verräther; das änderte aber nichts an meiner Lage. Die Nacht war bald verstrichen, und mit dem ersten Tagesscheine konnten die nächsten Landstürmer schon da seyn, um von mir die weitern Verhaltungsbefehle zu empfangen. Mir blieb nur Ein Mittel. Ich zog meine Uniform aus, kleidete mich in Bauerntracht, und machte mich mit meinem Vetter aus dem Staube. Wie wir so am grauen Morgen durch die Gebüsche dahinschlichen, gewahrten wir schon die Landstürmer auf der Strasse nach Mittenwalde ziehen. Man kann sich leicht vorstellen, wie mir zu Muthe war. Wir schlugen links den Weg über die Gebirge nach dem Sarnthal ein, um dieser unruhigen Gegend, so schnell es gehen wollte, den Rücken zu kehren und gelangten auf diesem beschwerlichen Wege, ohne Aufenthalt, nach Meran, wo ich alles, zu meiner grossen Freude, sehr ruhig und friedlich fand. Ohne Zögern gingen wir von hier weiter, und erreichten Schlanders, wo ich nach langer Abwesenheit und vielen Fährlichkeiten meine Frau wiedersah. Sie war sehr erfreut über die friedlichen Nachrichten, die ich in die Heimath mitbrachte, und eilte sie sogleich vielen von ihren Freundinnen mitzutheilen. Diese guten Weiber hatten genug gelitten und sich während der Abwesenheit ihrer Männer kasteit und geängstigt. An den Vorabenden

von Gefechten waren sie in die Kirchen gelaufen, und hatten dort, im brünstigsten Gebete, Tage und Nächte so lange zugebracht, bis sich das Glück entschieden hatte.

Die Mittheilungen meiner Frau hatten in Schlanders einen grossen Allarm verursacht, und bald strömte Gross und Klein herbei, um die Bestätigung von dem allen aus meinem eigenen Munde zu hören. Die Menge wuchs und belagerte meine Thür mit wildem Geschrei. Ich trat unter sie und erzählte alles, was sich zugetragen hatte und wovon ich Zeuge gewesen war; auch liess ich es an Ermahnungen nicht fehlen, dass sie Ruhe halten und sich in ihr unvermeidliches Schicksal fügen sollten. Meine Rede brachte eine überraschende Wirkung hervor; der Lärm legte sich sogleich; die meisten gingen fort, und nur einige Wenige begaben sich zu mir, um sich nach den Umständen näher zu erkundigen. Endlich sah ich mich mit den Meinigen allein, und konnte mich der Freude überlassen, dass alles so gut für mich abgelaufen war.

In Rabland hielt der Landsturm einige von den Herren gefangen. Nachmittag macht' ich mich auf den Weg, sie zu besuchen. Man hatte mir gesagt, dass die Bauern sie hart hielten, und mit Erschiessen bedrohten, weil sie die Partei der Feinde genommen hatten. Da nun aber die Lage der Dinge so verändert war, so konnte es auch nicht mehr den armen Herren als Verbrechen angerechnet werden, dass sie baierisch gesinnt waren. Wie ich nach Rabland komme, finde ich die Herren beim Kartenspiel. Meine Nachrichten erfreuten sie höchlich, sie luden mich ein mitzuspielen. Meine Ankunft und das, was ich aussagte, hatte indess auch hier bald grosses Aufsehen gemacht. Ich, in meinem Spiele vertieft, hatte keine Ahnung davon. Mit einem Male sehe ich, wie mein Vetter ängstlich, mit bleichem Gesichte hereinstürzt und mir ein Zeichen gibt; aber kaum bemerke ich das, als zwei riesenstarke Bauern ihm nachspringen und ihn zu Boden reissen, während einige Andere zu gleicher Zeit auf mich eindringen, und mich überwältigen. „Bindt's den Spion!“ schrien sie von allen Seiten, „der ist zum Erschiessen reif!“

Wir wurden nun ohne weiteres gebunden und in einem alten Stall auf die Erde geworfen. Hier war eine Art von Hauptwache etablirt, und die Bauern sassen um einen grossen Tisch und zechten und sangen, während wir elendiglich da lagen und Zeit genug hatten über unsere nächste Zukunft ernste Betrachtungen anzustellen. Alle Augenblicke sprang einer von den Zechern in die Höhe, trat hart zu uns hin, und schrie wild: „ich erschlag' die Hunde!" — dann wieder ein anderer: „ich erschiess sie!" — endlich ein dritter: „ich bitt' euch, lasst mich mein' Stutzen probiren!" aber immer blieb es dabei; man brachte die Wüthenden bald wieder zur Ruhe. Doch unsere Todesangst blieb dennoch dieselbe. Wir waren umgeben von betrunkenen Wütherichen, die alle geladene Stutzen bei sich hatten, und gleichsam wie zur Uebung, bald nach diesem, bald nach jenem Gegenstand abfeuerten. „Macht's euch gefasst!" schrien sie dazwischen, „bald kommt ihr an die Reihe." Und in der That waren wir sehr gefasst darauf, und beteten im Stillen. Da sandte mir plötzlich der gnädige Himmel einen Trost. Der Commandant des Haufens trat herein, und sie begannen ernsthaft und leise über einen wichtigen Gegenstand, wie es schien, zu verhandeln. Ich spannte meine schärfste Aufmerksamkeit an und sperrte meine Ohren auf. Ich unterschied das Wort: Meran, und bald hatte ich weg, dass sie Meran mit Sturm nehmen wollten. In jenem Augenblicke konnte ich nicht über das Grässliche dieses Vorhabens zurückschaudern, sondern die lebendigste Hoffnung beseelte mich, ich glaubte in dem allgemeinen Getümmel mich durch die Flucht retten zu können. Die Bauern brachen auf, nachdem sie lange deliberirt hatten, und schienen uns ganz vergessen zu haben. Eine einzige Schildwache blieb bei uns zurück. Es war ein alter, krummbeiniger Bauer mit rothen Haaren, und einem ganz abscheulichen Gesicht. Wir hatten bei uns selbst überlegt, ob wir wohl mit ihm fertig werden könnten. Unsere forschenden Blicke mochten des Kerls Aufmerksamkeit wohl ein wenig ängstlich aufgeregt haben. Er näherte sich uns ziemlich treuherzig und fragte mit

einem gutmüthigen Tone: „Wollen's eppa durch?“ — Ich winkte meinem Vetter, nicht zu antworten, denn ich traute dem Kerl nicht, weil er ein Rothkopf war.

Plötzlich entstand ein grosser Lärm auf der Strasse. Unsere Schildwache lief sogleich hinaus, um zuzusehen, was es gäbe; wir waren allein! Wir sahen uns eine Weile sprachlos an, ob es denn Wirklichkeit war, dann aber warf ich mich wie ein wildes Thier auf die Hände meines Vetters, nahm seine Stricke zwischen die Zähne und dankte Gott, dass er mir ein treffliches Gebiss gegeben hatte. In wenigen Minuten waren die Bande meines Vetters gelöst, und er hatte freie Hände, womit er die meinigen lösen konnte. Wir begaben uns nun vor die Thür und mischten uns unter die Menge, die horchend dastand, während der Richter mit lauter Stimme Hofers Proclamation ablas, worin er alle ermahnte sich bereit zu halten, um beim ersten Aufgebot zu ihm zu stossen. Diess geschah am 4. August. Unter lautem Jubel verlief sich die Menge. Unbegreiflicherweise liess man uns unangetastet; denn einige Male schien es uns, als ob die Bauern uns scharf ins Auge fassten.

So sah ich mich nun frei mit einem Male, obgleich ich diesen schnellen Wechsel der Dinge nicht zu begreifen vermochte. Was hatte sich ereignet, dass Hofer selbst wieder das Volk zum Aufbruch ermahnte? was hatte zu dem beabsichtigten Angriff auf Meran Veranlassung gegeben? Woher endlich kam diese Sorglosigkeit, womit man uns, die dem Tode verfallenen Gefangenen, bewachte? Ich hatte nicht Musse, diese Betrachtungen lange zu verfolgen, denn der Gedanke, mich und meinen armen Vetter vollends in Freiheit zu setzen, beschäftigte mich zu sehr. Platz und Strassen waren leer. Alles Volk war beim Wein oder bei der gewohnten Arbeit. Da seh' ich einen bewaffneten Bauer, den ich gut kannte. „Du kennst mein Unglück,“ spreche ich zu ihm, „ich will mich hier nicht erschiessen lassen, und das wirst du mir nicht verdenken. Ich will zum Sandwirth. Magst du mir durchhelfen?“ — Der Bauer nickte und sagte: „Geht's mir nur immer nach. Wenn einer uns begegnet,

so seyd ihr meine Gefangenen.“ Wir gelangten ins Freie; mehre Bauern, die uns sahen, hielten uns nicht an, da sie uns in der bewaffneten Begleitung fanden. Ein gutes Stück vor dem Orte verliess uns unser Retter, und wir gingen nun auf der Strasse nach Meran weiter fort. Schon sahen wir den Küchelberg und das ganze, reiche Weingelände, welches das Etschthal vom Passeyerthale trennt, vor unsern Blicken ausgebreitet, und wähnten uns bald bei Hofer und in Sicherheit, als zwei Bauern uns eiligst nachsetzten, und trotz unserer verdoppelten Hast uns bald erreicht hatten. „Wohin?“ schrien sie uns an. „Zum Sandwirth,“ gab ich zur Antwort. „Wir wollen euch schon zu ihm bringen,“ erwiderten sie lachend. Und nun packten sie uns, nachdem sich noch einige zu ihnen gesellt hatten, und stiessen uns vor sich her, immer den Weg nach Meran zu. In der Stadt wurde indess nicht Halt gemacht, sondern wir mussten durch Steinach, den steilen Berg hinan, bis nach Sanct Zenoberg. Hier im alten Schlossthurm wurden wir vor ein Kriegsgericht von Bauern gestellt, die ohne weiteres uns zum Erschiessen condemnirten. Am andern Morgen sollte das Urtheil vollstreckt werden. Ich berief mich darauf, dass ich zum Sandwirth wollte, man schien aber nicht viel darauf zu achten, und verschloss uns in dem alten Gemäuer, an dessen felsigem Fusse wir die wilde Passer die ganze Nacht brausen hörten, da uns beiden kein Schlaf in die Augen kommen wollte. Kaum brachen die ersten Sonnenstrahlen durch die kleinen, vergitterten Fenster des Thurms, so ward es im Schlosshofe lebendig, wir hörten laut sprechen und das Klirren der Waffen.

„Jetzt werden sie uns bald den Garaus geben, die Unmenschen!“ jammerte mein armer Vetter.

Die Thür wird weit aufgerissen, und so viel Tageslicht strömt mit einem Mal durch die Oeffnung, dass ich die Augen schliessen muss, um nicht blind zu werden. Einige Bauern treten ein und befehlen uns ihnen zu folgen. Ich sah betrübt auf meinen Vetter, und wir dachten beide, diess sey unser letzter Gang. Draussen, im Schlosshof, standen viele Bewaffnete, im grossen

Halbkreise, ein Alter in dessen Mitte. „Schau," fing dieser an, als er mich erblickte, „wir sind hier alle zusammen brave Kerls bei einander! Aber unser Hauptmann ist uns durchgegangen. Er war selbst ein Herr aus Meran, den wir uns gewählt haben, weil er Geld hatte. Nun er uns unsere erste Löhnung zahlen soll, kneift er aus, und ist uns durch's Sarnthal durchgewischt. Wir wissen's recht gut, haben aber nicht Zeit ihn zu suchen. Mag er bleiben, wo er ist! Doch ohne Hauptmann können wir nicht seyn; und da wir wissen, wer du bist, und dass du gut schreiben und lesen kannst, so machen wir dich dazu, und du sollst unser Hauptmann seyn, und uns anführen, wenn wir in die Stadt hinabgehen, um die Herren ein wenig zu zwicken."

So sehr mich auch diese Anrede überraschte, so hatte ich doch Geistesgegenwart genug, meine vollkommenste Abneigung, diese Hauptmannstelle anzunehmen, in bündigen Worten zu erklären. Diess machte sie zwar auf einen Augenblick stutzig, doch in dem nächsten schon schrien sie einstimmig, dass mein Vetter ihr Hauptmann seyn solle. Er aber wurde ganz bleich und noch erschrockener, als er schon war, über diese ihm so plötzlich zugedachte Ehre. Ich merkte das nicht sobald, als ich dazwischen sprang und ausrief: „Auch er soll und wird euer Hauptmann nicht seyn. Wir sind ehrliche Leute und wollen nicht Theil haben an euern Plünderungen und Mordthaten. Erschiessen könnt ihr uns, hier stehen wir wehrlos! Unser Wille aber ist, zum Sandwirth geführt zu werden." — Diese Sprache that ihre Wirkung. Die Kerle steckten die Köpfe zusammen und besprachen sich; dann machten sie einen von den Ihren zum Hauptmann, da sie ohne solchen nicht seyn konnten, nach ihrer Meinung; hierauf wandten sie sich zu uns, und der neue Hauptmann sagte mit stolzem Tone: „kommt, jetzt wollen wir euch selbst zum Andre führen!"

Nach einem Marsche von wenigen Stunden waren wir am Sand angelangt. Hofer sass wie ein Patriarch, in seinem langen Barte, vor der Thür, seine Kinder um spielend. Es war Abend, und ausser dem Lärm,

den die Passer hier machte, alles so still und ruhig, als wenn der tiefste Friede im Lande wäre. Wie der Sandwirth uns kommen sah, stand er auf und ging am Sand hinunter und fragte meine Begleiter: „Was habt ihr mit dem Mann?“ — Der Hauptmann führte mich und meinen Vetter vor und erzählte, dass zwei Bauern aus Rabland uns gefangen eingebracht hätten, und was sie von uns wussten. Hierauf musste ich meine Sache vorbringen. Hofer erinnerte sich meiner, freute sich, dass ich wieder zu ihm gestossen war, ermahnte uns alle, und machte uns auf der Stelle, mich und meinen Vetter zu seinen Adjudanten. Wir beteten und assen zu Nacht mit ihm, und als der Mond aufgegangen war, und klar und freundlich die Strasse beschien, sprach Hofer: „Auf, Brüder! mit Gott über den Jaufen!“

Am andern Morgen lagerten wir wieder vor Sterzing. Hier kam der Eisenstecken zu uns, und brachte Geld von Oesterreich, das wir sehr nothwendig brauchten.

4.

Ich übergehe hier das mörderische Gefecht im Engpasse der Eisack und die weltbekannte Schlacht am Berg Isel. Was könnte ich noch darüber berichten, was nicht schon umständlich berichtet worden wäre? Ich bin kein Krieger von Profession, und obgleich ich in Hofers Nähe war, so wüsste ich doch nicht viel von seinen Angriffs- und Vertheidigungsplanen zu verrathen. Auch er war kein gelernter Taktiker, und persönliche Tapferkeit und ein blindes Vertrauen auf die Mutter Gottes, waren seine schützenden Leitsterne, und wahrlich sie trügten nicht.

Wir schlugen den Feind und konnten unsern Einzug in Innsbruck halten. Was ihn am meisten verherrlichen half, waren ein paar baierische Generalsdamen und vier schöne Schimmel, die wir Beute gemacht hatten, und worauf der Sandwirth nicht ohne einiges Vergnügen herabsah. Der Enthusiasmus in Innsbruck war allgemein, und die Liebe für den Kaiser und sein Haus ging in vollkommene Anbetung über. Vor den Bildern der Erzherzoge Franz und Johann, die bekanntlich an dem

Triumphbogen in der Neustadt befindlich sind, wurden, wie vor Heiligenbildern, Kerzen angezündet. Wo der baierische Löwe noch sichtbar war, schossen ihn die Bauern herunter. Dafür wurde ein alter Adler, den man in einer Kirche gefunden hatte, hervorgeholt, und vor dem landständischen Gebäude aufgehängt. Alles stieg, der Reihe nach, die Leiter hinan, und küsste und herzte ihn, und Viele riefen mit Thränen in den Augen, in der treuherzig naiven Landessprache: „Gelt, alter sacrischer S—z! seyn dir wieder die Flügel gewachsen?" — Hofer bezog zwar das kaiserliche Residenzschloss, lebte aber hier eben so einfach, als ob er daheim am Sande wäre. Er hatte seine Leibwache aus Passeyrer Schützen, lauter riesenstarke, bildschöne Buben, die stets auf der Treppe und im Vorzimmer standen. Gab es Händel irgendwo in der Stadt, so schickte er einen von diesen dahin ab, und der Respect vor ihnen war so gross, dass niemand eine Widersetzlichkeit wagte, und solch ein einzelner Mann Raufereien von funfzig und hundert allein schlichtete. Er liebte seine Passeyerer ganz unmässig. Nachts rief er die Schildwache zu sich ins Zimmer und sprach: „da setzt's euch nieder! müsst's ja ganz schwach werden!" dann gab er ihnen Branntwein oder Wein zu trinken. Neben seinem Bette, das aus einem einfachen Strohsacke bestand, lag jederzeit ein Panzen * Wein, und wenn er Nachts geweckt wurde, wenn Rapporte ankamen oder Ordonnanzen expedirt wurden, so pflegte er inzwischen ein paar Mal sich selbst einzuschenken. Seine Tafel war sehr einfach bestellt; er liess für sich und seine tägliche Gesellschaft aus einem kleinen Wirthshause, unweit der Residenz, das Essen holen. Landesübliche Kost, Speckknödel und Sauerkraut, waren ihm das Liebste. Seine Tischgenossen und liebsten Freunde waren der sogenannte Holzknecht, der Stroblwirth aus St. Leonhard, und einige Wirthe aus Algund. Sie formirten zugleich seinen geheimen Kriegsrath, seinen Generalstab und seine Generaladjudantur, und hatten in jenen Tagen den grössten

* Ein mässiges Fass.

Einfluss auf alle Tiroler Angelegenheiten. Obgleich alle Abende Theater war, so ist Hofer doch kein einziges Mal hingegangen. Er wehrte mir es aber nicht, und da es mir etwas ganz Neues war, so ging ich hin, so oft man spielte. Der Sandwirth liess mich aber oftmals herausrufen, wenn ihm diess oder das einfiel, was er auf der Stelle ausgeführt zu sehen wünschte. Als er eines Abends am offenen Fenster stand, und viele Spaziergängerinnen, der Hitze wegen und wie es die damalige Mode mit sich brachte, mit blossem Hals und Nacken sah, musste ich sogleich einen Befehl aufsetzen, dass kein Weib unverhüllt mehr ihr Haus verlassen durfte. Kurze Zeit danach erfolgte auch ein Befehl wegen Abschaffung der Locken. Hierauf hielt er so strenge, dass er seinen Passeyern Befehl ertheilte, die Locken den Frauen auf der Strasse abzuschneiden; welches, wie man denken kann, nicht immer auf die zarteste Weise ausgeführt wurde. — Jeden Abend betete Hofer im Kreise seiner Freunde und Genossen vor, dann wurde ein frugales Nachtessen genommen und schlafen gegangen. In dieser einfachen Weise wurde fortgelebt, die ganze Zeit, die wir in Innsbruck zubrachten. Nie hat wohl das Haupt einer Insurrection, mit den höchsten Ehren bekleidet, einer solch weisen Mässigung Gehör gegeben.

Um diese Zeit überraschte uns das Vorrücken Rusca's. Der Sandwirth brach auf, um ihm entgegen zu ziehen. Mich liess er mit Vollmachten in Innsbruck zurück, woselbst ich drei Wochen in seinem Namen die Geschäfte lenkte. Ich musste so streng allen seinen gewöhnlichen Functionen mich unterziehen, dass mir auch die Pflicht oblag, des Abends vorzubeten. Ich zog mich mit ziemlicher Geschicklichkeit aus allen diesen schwierigen und nicht schwierigen Händeln, und hatte nur ein einziges Mal eine Missbilligung von Seite des Sandwirths zu erfahren. Das war, als ich einen Mann, den ich dazu für tüchtig hielt, zum Commandanten vom Achenthal ernannt hatte. Da kam ein Gegenbefehl des Obercommandanten, mit Speckbachers Ernennung, weil der Posten gegen Baiern zu wichtig war. Im Uebrigen war er mit

allem, was ich angeordnet hatte, sehr zufrieden. Nach dem Verlauf der drei Wochen wurde ich meiner Pflichten enthoben, und Hofer zog wieder in die Hauptstadt des Landes ein. Nun kam Eisenstecken, es war gegen das Ende des Septembers, auch wieder von Wien, und brachte vom Kaiser eine Gnadenkette mit der grossen Verdienstmedaille für Hofer. Am 4. October hielt der Prälat von Wiltau das Hochamt, dann wurde ein Tedeum abgesungen und hierauf empfing unser Obercommandant kniend das Zeichen der Huld seines geliebten Kaisers. Viele weinten. Ach! es war in jenem verhängnissvollen Jahre Tirols letzter Freudentag! — Während diess sich in Innsbruck zutrug, wurde unser armes Land von aussen von allen Seiten hart bedrängt. Die Lage wurde immer ernster. Anfangs November drang der Feind ins Innthal, und wir mussten Innsbruck abermals räumen. Hofer zog sich den 5. November nach dem Berg Isel. Der Feind war in Innsbruck, wagte es aber nicht ihn anzugreifen, eingedenk unserer frühern Siege an dieser Stelle. So gelangten wir dann weiter unangefochten bis auf den Brenner.

5.

Jetzt hatten aber die Angelegenheiten Tirols plötzlich eine entschiedene Wendung genommen. Das Land war für Oesterreich verloren, und weder Heldenmuth noch Ausdauer konnten es ihm mehr erhalten. Die Patrioten waren zerknirscht und vernichtet; ihr Kaiser selbst hatte sie aufgegeben, sagten sie. Wo böser Wille und Untreue bis jetzt in ihren Winkeln scheu versteckt lagen, da regten sie sich, und krochen an das Tageslicht hervor. Auch der Sandwirth begann an dem Erfolge zu verzweifeln. Seine Handlungen waren unbestimmt und schwankend; er vermochte keinen festen Entschluss mehr zu fassen. So hatte er z. B. einen Haufen Dragoner unterwegs zu Gefangenen gemacht, von jenem Gesindel, das Baraguay-d'Hillers befehligte. Er schleppte sie jetzt in seinem Gefolge mit, wie eine Siegstrophäe, und sie waren uns nur lästig. Auf meine Bitte liess er sie frei ziehen, aber

Mäntel und Pferde nahm er ihnen weg. Ich stellte ihm diess Verfahren als eine Ungerechtigkeit vor, es half aber nichts. Ich bemerkte ihm, dass sie ihn auf seinem Weiterzuge Nachts im Wagen todtschiessen könnten, um sich in Besitz der ihnen genommenen Gegenstände zu setzen. Aber Hofer behielt, was er hatte. Er, der uneigennützigste Mann! aber sein Wille war nicht mehr frei in ihm; die äussern Umstände verwirrten ihn zu sehr.

Als wir das Wirthshaus auf dem Brenner erreicht hatten, fragte ich ihn ganz unumwunden, was er nun eigentlich anzufangen gedenke, da ja doch alles vorbei sey; es wäre am gerathensten auf seine Sicherheit zu denken, damit ihn nicht der Feind mit den Waffen in der Hand überfallen könnte. Er lachte bitter und sprach: „Ja, wenn die Oesterreicher nicht über Sachsenburg herankämen! die Nachricht hab' ich." Diess Gerücht, das sich immer von Zeit zu Zeit unter uns erneuerte, und ganz dazu geeignet war unsern Muth zu beleben, hatte eine fixe Idee bei Hofer erzeugt: durch das Pusterthal kämen die Oesterreicher ihm zu Hülfe, und es gälte nur so lange noch dem Feind offene Stirne zu bieten. An dem Abende desselben Tages sollte ihm jedoch diese letzte Hoffnung auch geraubt werden.

Wir sassen mit einigen wenigen Vertrauten im obern Zimmer des Wirthshauses, es war am 8. November, als der Wirth mit geheimnissvoller Miene zu uns eintrat und berichtete, es sey ein Bote vom Erzherzog angekommen. Voll Freude sprang der Sandwirth auf, und befahl, man solle ihn hereinbringen. Ein bleicher Mensch, ganz athemlos und ängstlich, trat ein, und übergab ein Schreiben, das in Halbmondform zusammengelegt, und mit einem Stückchen Wachs versiegelt war. Es enthielt die Bestätigung dessen, was wir alle so lange schon wussten, die Ratification des Wiener Friedens. — Der Sandwirth allein blieb hartnäckig bei seinen Träumereien von dem Anrücken der Oesterreicher. „Es kann ja gar nicht anders seyn!" rief er ein Mal über das andere. Mir kamen die Thränen in die Augen, weil ich des edeln Mannes Verderben voraus sah. Der Ueberbringer des Schreibens,

der wohl kränklich seyn mochte und von der Angst und Beschwerlichkeit des Weges sehr erschöpft, stand ganz unbeachtet von uns an der Thür, als er plötzlich in Convulsionen niederfiel und fürchterlich zu schreien anfing. Für Hofer, der sehr zum Aberglauben geneigt war, erschien diess wie ein Wink des Himmels, dem Menschen nicht zu trauen. „Es ist eine List, von dem Feind ersonnen, damit ich mich ergebe!" rief er aus, und nun erst betrachtete er das Schreiben von allen Seiten und sah, dass das Wappen des Erzherzogs dem Wachse nicht aufgedrückt war. „Seht's wohl!" schrie er triumphirend, „dass alles eitel Trug und List ist. Halt's den Kerl fest, er soll uns Morgen alles gestehen." Vergebens war mein Bemühen, ihm bemerklich zu machen, wie es mit der Krankheit des Menschen gewiss ganz natürlich zusammenhänge, und wie ein solches Schreiben, dessen Ueberbringer er war, unmöglich mit dem grossen Siegel ausgefertigt werden könnte. Er aber blieb fortwährend dabei: „zeigt mir's Sigill, so werd' ich glauben, dass es vom Erzherzog kommt; sonst ist's nur eine List und nichts weiter. Und fangen lass' ich mich nit!" — Er gab auf der Stelle Befehle, dass der Landsturm aufs neue sich um ihn versammeln solle, um die Feindseligkeiten wieder zu beginnen. Mir brach das Herz, ich trat auf ihn zu, und erinnerte ihn an unser langes Beisammenseyn und wie er stets sich überzeugt hatte, dass ich ihm nur zum Guten riethe. „Wissen Sie," sagte ich, „was Sie thun? * Kennen Sie ganz das Gewicht der Verantwortung, das auf Ihnen lastet. Sind Sie von nun an, da Sie das Schreiben erhalten haben, noch Obercommandant?" — Er ging im Zimmer auf und ab, blieb dann endlich, die Händ' im Hosenträger, vor mir stehen und sagte nichts, als die Worte: „Ja, du hast Recht!"

Mittlerweile hatte sich die Nachricht von der Ankunft des Boten verbreitet; zu den Vertrauten, die gegenwärtig

* Es ist auffallend, dass Hofer, als Obercommandant — der Sitte des Landes entgegen — mit „Sie" angeredet wurde. Diess ist jedoch von den Bauern gewiss nie beobachtet worden.

waren, gesellten sich andere Anführer, und wie man stets das Unangenehme nicht gern glauben mag, so ging es auch hier. Die Meisten zogen die Aechtheit des Schreibens in Zweifel, und selbst die plötzliche Abreise des österreichischen Commissärs, der bis dahin immer bei Hofer geblieben war, vermochte sie nicht warnend zu überzeugen. Nur sehr Wenige erhoben ihre schwache Stimme, um den Wiederausbruch der Feindseligkeiten zu verhindern. Es war eine stürmische Sitzung, welche die ganze Nacht hindurch währte. „Krieg fortsetzen! Krieg fortsetzen!" schrie es an allen Enden. Ich sass am Ofen und weinte. Hofer stand auf, ging zu mir hin, und fragte, warum ich nicht mitstimmte. „Es ist mir nicht wohl," antwortete ich, „ich habe schreckliche Zahnschmerzen." Diess war in der That der Fall. „Was ist denn das?" sprach er darauf wieder, indem er mir mit der Hand über die Backen fuhr: „du weinst ja?" — „Es ist ein rauchiger Ofen," sagte ich, „und der Rauch beisst mir die Augen." Und nun, um allen weitern Fragen zu entgehen, fügte ich noch hinzu: „ich lasse mir einen Zahn ausziehen." Ich ging wirklich zum Feldscheer, und wie ich wieder zurückkomme, ist die Kriegserklärung schon abgefasst und unterschrieben.

Am nächsten Morgen kam die Nachricht, dass die Franzosen näher rückten, und der Sandwirth erneuerte seine Befehle zum allgemeinen Aufgebot. Ich trat mit sehr gerührtem Herzen zu ihm hin. „Sie wollen das Letzte wagen," sprach ich, „und ich bin zu schwach, Sie zurückzuhalten. Was Sie von nun an thun, wälzt eine schreckliche Last auf Ihre Seele, und gesellt Sie den offenen Rebellen zu. Ihr Kopf allein muss es vertreten, was jetzt über das Land verhängt werden wird. Bedenken Sie, dass Sie ausser dem Gesetz und Völkerrechte stehen, und dass Sie weder Hülfe noch Fürsprache zu erwarten haben, wenn Ihr Schicksal Sie in die Hände Ihrer Hände fallen lässt." Er drückte mir die Hand und sah mich gerührt an. „Für alle Fälle ist gesorgt," antwortete er mir. „Geht es diessmal schief, so fliehe ich mit einer Sicherheitscarte von Eugen nach Oesterreich

oder zum König von Baiern. Diesen Ausweg behalte ich mir stets offen." — Ich konnte ihm nichts mehr als die Worte, von Schmerz überwältigt, zurufen: „Und i geh hoam!"

Ich verliess ihn zur Stunde; diess waren die letzten Worte, die ich mit ihm wechselte. Er ging seinem traurigen Verhängniss entgegen. Meine Ueberzeugung zwang mich, seine Sache aufzugeben, ich suchte die Meinigen auf. Sowohl an Meran als auch in Schlanders fand ich alles ganz beruhigt, und nur die Gedanken an unser verlorenes Spiel und Hofers gefährliches Beginnen, trübten meine Tage, und bildeten den Gegenstand meiner Gespräche mit den andern heimgekehrten Patrioten. Nach kurzem Verlaufe war alles so gekommen, wie ich es vorausgesehen hatte. Der Sandwirth war flüchtig geworden; statt aber ins Ausland zu gehen, hielt er sich auf den Alpen seines Passeyerthales verborgen, wo ihn jeder Augenblick der Verrath ereilen und der blutigen Strafe ausliefern konnte. In dieser Noth und Bedrängniss schickte er mir Boten über Boten, ich solle zu ihm kommen, um mit ihm über das Weitere mich zu besprechen. Ich liess ihm erwidern, dass ich nicht im Stande sey ihm zu helfen und zu rathen, und mich nur ohne Noth der grössten Gefahr aussetzen würde. In Schlanders selbst hegten die Meisten immer noch Misstrauen gegen mich, und ich hatte mich daher mehr als ein Anderer in Acht zu nehmen, wenn ich nicht nach kurzem Process erschossen werden wollte.

Eines Abends steh' ich beim Wirthshause mit einigen Honoratioren und denke so bei mir: „Was mag jetzt wohl der arme Andre Hofer machen?" da seh' ich in der Ferne einen Kerl, der mir Zeichen gibt, und bekannt scheint. Ich geh' auf ihn zu und erkenne wirklich einen Knecht von Hofer, der mich abermals und dringend auffordert, mit ihm zu seinem Herrn zu gehen. Wie ich so mit ihm noch spreche, treten die Andern hinzu, und alle dringen so stark auf mich ein, dass ich mich endlich entschliesse, ihn zu begleiten. Ich eile nach Hause, meine Frau jammert, ich aber leg' ein schlechtes Gewand an, und folg'

dem Knechte. Durch Meran konnten wir nicht mehr. Rusca war schon dort, und mit ihm das Piquet zur Gefangennahme des Sandwirths, der bereits verrathen war. Ich musste daher über das Gebirge, über die hohe G'feis, weil die welschen Truppen schon den Eingang ins Passeyerthal besetzt hielten, kaum war ich aber in Salthaus angekommen, so hört' ich auch schon, dass man den unglücklichen Hofer jeden Augenblick dort erwarte. Man kann sich denken, wie mich das erschütterte. Ich stand unter dem Volke, wie man meinen alten Commandanten und Seelenfreund nebst seiner Frau und seinem Jungen gefesselt vorüberführte und konnte nichts thun, als für ihn beten und weinen. Hätte er meinen Rathschlägen Gehör gegeben, so wär' es anders mit ihm gekommen. Ich schloss mich weinend dem Zug an und kam trauernd in meine Heimath zurück mit der schrecklichen Nachricht, die allen Patrioten auch das letzte Fünkchen von Hoffnung raubte.

Nachdem Tirol wieder österreichisch geworden war, erinnerte man sich auch meiner, und ich verliess Schlanders, um eine Anstellung in Innsbruck zu erhalten. Der fünfte Mai 1834, als Hofers Standbild errichtet wurde, riss auch mich aus meiner Zurückgezogenheit, und ich durfte einmal wieder den Stolz empfinden, ihm einst nahe gestanden zu haben, und seinem traurigen Ende aufrichtige Thränen zollen.

II.

Hofers Schreiber.

1.

Ich studirte in Salzburg und lief von da fort nach Innsbruck, hier kam ich auf den Gedanken, Mönch zu werden. Ich wandte mich desshalb an die Capuziner. Sie wollten mich erst nach Jahresfrist annehmen. Je

nun, dachte ich, sind es die Innsbrucker Capuciner nicht, so werden's andre seyn. Ich beschloss daher weiter zu reisen — nach Italien — dort hoffte ich bestimmte Aufnahme zu finden. So erreichte ich Neumarkt, wo ich bereits fliehende Oesterreicher fand; ich musste daher Halt machen oder umkehren, an ein Weitergehen war nicht zu denken. Ich berieth mich mit einigen frommen Vätern, was ich thun sollte; die sagten mir sogleich, ich möchte den Sandwirth aufsuchen, der nur allein könne mir einen Pass ertheilen, oder vielleicht irgend eine Aussicht eröffnen, denn er sey nunmehr Herr im Lande. Ich machte mich auf nach Passeyer, wo ich Hofer gerade zu Hause traf. Er betrachtete mich lange, wie es schien, mit Wohlgefallen. „Student warst du?" fing er endlich an, „und willst reisen? Ah, wozu brauchst den Pass — geh' mit mir!" — Und ich schlug in seine dargereichte Hand ein, und war nun in seiner nächsten Umgebung auf und angenommen. Er machte mich sogleich zu seinem Secretär und gewann mich ganz besonders lieb, wesshalb er mich mit seinem Lieblingsausdruck im Scherze „Dönninger" benannte. „Grüss' di Gott, Dönninger! — B'hüt' di Gott, Dönninger!" das waren seine gewöhnlichen Anreden beim Willkomm oder Abschied, wenn er jemand leiden mochte. — Ich übergehe alle jene Ereignisse, die sich während des Krieges zutrugen, und woran ich persönlich Theil nahm, und will jetzt nur aus jener Zeit einige nicht sehr bekannte Umstände berichten, da der Sandwirth sich zum letzten Male nach Passeyer begeben hatte, dann von seiner Flucht ins Gebirge, und seiner Gefangennehmung, bis zu seinen letzten Augenblicken in Mantua. Ich war der Einzige von allen den Seinen, die sein herbes Schicksal theilten; ich war Zeuge seiner letzten Augenblicke, und somit bin ich im Stande den frühern Bericht seines Adjudanten auf eine genügende Weise zu ergänzen. Nachdem den Rest des Novembers und den Anfang des Decembers hindurch immerfort Kämpfe statt gefunden hatten, war endlich unser Widerstand gegen die Macht des Feindes gänzlich gedämpft worden, und Hofer sah sich genöthigt, von Allen verlassen, seine

Heimath aufzusuchen. Aber auch hier konnte er nun keine Ruhe mehr finden.

Am zweiten Abende, nach unserer Ankunft im Sand, sassen wir trüb und gedankenvoll im dunkeln Zimmer, als ein mit einem Stutzen bewaffneter Bauer zu uns eintritt, und spricht: „nun, wie steht's Ander'l? Dreitausend Franzosen kommen über den Jaufen. Was sollen wir mit ihnen thun? Willst du was thun oder nit? Und wenn du nichts thun willst, so ist mein Stutzen so gut für dich als für einen Franzosen geladen. Angefangen hast du's, nun mach's auch aus!"

Diese Anrede überraschte uns nicht wenig; wir suchten den Bauer zu beruhigen, der aber wurde immer wilder, und sagte, so wie er, denke das ganze Land; sie warteten alle nur darauf, dass es wieder losgehe, und Hofer sollte nur ein neues Aufgebot ergehen lassen. Sie seyen noch dieselben, die Sache sey noch dieselbe, er möge daher auch nur derselbe bleiben. Hofer war in Verlegenheit, denn er hatte nicht mehr als höchstens hundert Schützen bei sich; aber das Drängen und Zureden des Bauers, zu dem sich nun auch noch die andern gesellten, bestimmte ihn endlich, einen neuen Schritt zu wagen: „Geh, Dönninger, mach'n Aufruf!" sagte er zu mir. Ich ging mit dem Bauer, und wir hatten schon am andern Morgen einiges Volk zusammengebracht; noch andere liefen herbei. Es kam zu einer Affaire, die Franzosen verwundeten viele von den Unsern, und wir zogen uns zurück. So nahete der Abend. Anton Wild, der bei Hofer als Knecht diente, wusste, wo von einem frühern Scharmützel her eine Kanone versteckt lag. Die wurde herbeigeholt, und gegen St. Leonhard hin aufgefahren. Auf den Bergen ringsumher brannten die Lärmstangen. Die Franzosen, wie sie die vielen Feuer mit einem Male, das ganze Thal hinab, erblickten, besorgten, es möchte sich eine grosse Macht gegen sie sammeln, der sie sich nicht gewachsen fühlten, nun kam das grobe Geschütz auch noch dazu, das sie nicht vermuthet hatten, und so streckten dann auf den ersten Schuss zwölfhundert Mann die Waffen, und ergaben sich uns. Die andern wurden hart

von uns bedrängt und mussten sich über den Jaufen eiligst zurückziehen. Bei dieser Gelegenheit zeigten die Passeyerer sich als Helden. Ein einziger Bauer, derselbe welcher so entschlossen den Sandwirth aufzufordern gekommen war, tödtete acht Franzosen, die sich im Richterhause zu St. Leonhard befanden und verzweiflungsvoll vertheidigten. Doch vermochte dieser Löwenmuth uns keineswegs zu retten. — Die gefangenen Franzosen mussten nun weiter transportirt werden, denn im Passeyerthal konnten wir sie unmöglich behalten. Alle Mannschaft, die bei uns war, brach auf, um sie zu escortiren, und Hofer blieb mit uns, die wir zu seinem Hause gehörten, ganz allein im Sande zurück. Hinter Meran sollten die Gefangenen freigegeben werden, und die Mannschaft zu uns zurückkehren.

Am Nachmittag desselben Tages war der Sandwirth in seinen Keller hinabgestiegen, um nach seinem Wein zu sehen, so sicher wähnte er sich in diesem Augenblicke vor einem neuen Ueberfall, als ich abermals einen Haufen Franzosen über Jaufenburg daher kommen sehe. Ich eile zu dem Sandwirthe, ihm diese schreckliche Nachricht zu melden, und treffe ihn, wie er eben ein Fass von fünf Eimern von seiner Stelle hebt, und nun, überrascht von dem, was ich ihm sage, das Fass in den Händen, unbeweglich vor mir stehen blieb. So sehr meine Gedanken in jenem Augenblick auf andere Dinge gerichtet waren, konnte ich dennoch nicht umhin die Stärke, des Mannes zu bewundern. Was war jetzt zu thun? Der Feind so in der Nähe; wir ganz allein! Hofer stieg sogleich aus dem Keller, auf den Boden seines Hauses, von wo er die ganze Gegend überschaute. Mit entsetzenvoller Miene rief er aus: „Ist es möglich, dass diess alles Franzosen sind?“ — Es war ein einziges grosses Lager, welches sich den Berg hinab, von St. Leonhard bis gegen den Sand hin erstreckte. Sobald es dunkelte, sprach der Sandwirth zu mir: „Geh' Dönninger, recognoscir'!“ Er zog sein kleines schwarzes Pferd aus dem Stall, und umwickelte dessen Hufe mit Lumpen, dann ging er in die Schlafkammer, stieg auf das Bett und langte seine guten

Pistolen herunter, die er mir mit ernster Miene gab. „Jetzt reit' zu!“ sagte er. So ritt ich unhörbar auf meinem schwarzen Pferd'l fort; ich und die Nacht waren eins. Auf dem rauhen Steinweg verlor mein Thier aber bald die Lumpen von den Füssen und sein Schritt schallte laut. Zwei Bauern begegneten mir und widerriethen mir, weiter zu reiten; es sey alles voll von Feinden und diesseits der Brücke stände schon die erste Vedette. Ich ritt dennoch meines Weges. Vor der Brücke rief die Vedette drei Mal ihr „*Qui vive!*“ Ich antwortete nicht, sondern ritt am Bache hin, aber nach dem dritten Mal schoss die Vedette, ich schoss zurück und nun sprengte ich, was ich konnte, davon. Wie nun Hofer, der wohl halb und halb seinen Lieblingswahn genährt hatte, diese Truppen könnten Oesterreicher seyn, die ihm zu Hülfe eilten, von mir die Bestätigung, dass es Franzosen seyen, erhielt, beschloss er, sogleich sein Haus zu verlassen. Wir bestiegen noch in derselben Nacht eine Höhe der Kellerlahn, wo wir ein Obdach fanden. Es war tiefer Schnee gefallen, und der beschwerliche Marsch liess uns alle einige Stunden Schlummer finden. Mit frühestem Morgen erwachten wir und sahen ins Thal hinab, wie die Franzosen durchmarschirten. Wir waren nun froh, in Sicherheit zu seyn. Es waren an viertausend Mann, nach unserer ungefähren Zählung. An demselben Morgen begab sich Hofer mit uns zu einem treuen Freunde, der auf seinem Hofe in Brandach wohnte. Hier fanden wir Bequemlichkeit und eine herzliche Aufnahme, und verlebten den Tag ziemlich ruhig. Am Abende erschienen aber zwei Capuciner, welche vorgaben, von Baraguay d'Hillers geschickt zu seyn und eine Erklärung von dem Sandwirthe forderten, dass er die Franzosen nicht mehr beunruhigen würde. Hofer stellte sie ihnen aus; da er aber hiedurch sah, dass er hier auch nicht sicher mehr war, stieg er mit uns höher ins Gebirge hinauf, nach einer Mahder- oder Sennhütte, die derselbe Freund, Pfandler mit Namen, in der Gegend vom Drahwald hatte. Nach einiger Ueberlegung fand Hofer es gerathener, sich von seiner Familie zu trennen und sie in das innere

Passeyer zu schicken. Er nahm zärtlichen Abschied von seinem Weibe und seinen fünf Kindern, die, von einem Knechte begleitet, nach dem Schneeberge gingen, indess ich und er, schweren Herzens die Alpe, die vor uns lag, erstiegen.

2.

Ich trug eine Passeyerer Büchse mit Mehl und Schmalz. Unterweges übermannte uns der Hunger. Der Sandwirth trat in die Hütte eines armen Weibes, die ihn nicht einmal erkannte, und sagte: „Lasst's mich was kochen — mich hungert!" Hierauf trat er zum Herde, ich öffnete unsern Vorrath, und der Obercommandant von Tirol, der Schrecken aller Franzosen, der General Barbon, wie sie ihn nannten, that Schmalz in die Pfanne und rührte einen Schmarren ein, der mir trefflich schmeckte.

Gestärkt, machten wir uns weiter auf den Weg und erreichten endlich die Sennhütte. Sie befand sich in einem ziemlich verfallenen Zustande, wie die meisten im Winter. Es war ein Viehtrog darin und etwas Heu und Stroh, sonst nichts. Wie wir aber weiter nachsuchten, erblickten wir in einem Winkel zwölf Gewehre, worunter fünf geladene waren. Wir waren nicht wenig bestürzt hierüber, weil wir es uns nicht zusammenreimen konnten, wie diese Waffen hieher gerathen waren. Da konnte aber nichts ermittelt werden, weil Niemand vorhanden war, darüber Auskunft zu geben. Einstweilen gingen wir daran, die Hütte etwas wohnlicher herzustellen. Zuerst wurden alle Oeffnungen mit Moos verstopft, dann Holz zur Heizung herbeigetragen. Der Viehtrog war unser Kanzleitisch, aber auch unsere Speisetafel, in einem Winkel der Hütte befand sich unser Heulager. So lebten wir einige Wochen, ohne beunruhigt zu werden. Der Freund Hofers, dem unsere Zufluchtsstätte gehörte, hatte uns zwei Knechte hinaufgeschickt, die der Sandwirth seine Ordonnanzen nannte, und die uns mit Lebensmitteln versorgen mussten und eine Verbindung mit den Freunden und Getreuen unterhalten. Durch diese Leute wurden Briefe ausgestreut: „Hofer sey mit den Seinigen

glücklich nach Wien entkommen, und es gebe ihnen dort sehr gut."

Wir glaubten uns bereits hier oben von der ganzen Welt abgeschieden und vergessen, und überliessen uns einem Gefühle der vollkommensten Sicherheit, als eines Tages unsere Ruhe wieder gestört wurde. Wir sahen einige Männer durch den tiefen Schnee auf unsere Hütte zukommen. Es waren Tiroler Flüchtlinge, die Hofer aufsuchten und ihn um Geld und Zeugnisse baten, weil sie über das Gebirge, nach Oesterreich zu entkommen suchten, und dort sich als seine Treuen ausweisen wollten.

Hofer willfahrte ihrem Wunsche, obgleich ihm dieser Besuch nicht angenehm war. Leicht konnten sie aufgefangen werden, und dann wäre sein Versteck sogleich verrathen gewesen. Theils um uns Unterhaltung, theils die nöthige Bewegung zu verschaffen, stiegen wir dann und wann in den höher liegenden Wald hinauf, um Einiges zu schiessen. Von hier sahen wir oftmals Franzosen unten durchs Thal ziehen, und schlichen dann betrübt und ängstlich in die Hütte zurück. — Nach dem Verlaufe von vier Wochen überraschte uns die plötzliche Ankunft der Sandwirthin mit ihren fünf Kindern. Ihr Aufenthalt am Schneeberge war verrathen worden, und ein Trupp Franzosen war ausgezogen, um sie gefangen zu nehmen. Der tiefe Schnee hemmte jedoch ihr Vorrücken, und sie waren genöthigt, des Weges kundige Bauern zu werben, die ihnen Bahn machen mussten. Diese guten Leute waren jedoch entschlossen, das Verderben von der Familie des Sandwirths nach Kräften abzuwenden. Sie führten die Franzosen an die steilsten, gefährlichsten Stellen, und schaufelten ihnen so viel Schnee ins Gesicht und Steine auf die Köpfe, dass diese endlich von ihrem Vorhaben abliessen und den Rückzug antraten, da ihnen auch an der Gefangennehmung der Frau und der Kinder nicht so viel liegen konnte. Diese letztern aber waren kaum aus dieser Todesangst befreit, als sie ihren Zufluchtsort schnell verliessen, um den ihres Vaters aufzusuchen. Auch hier fanden die Armen nicht sehr tröstliche Aussichten. Die Töchter, Maria, Rosa, Anna

und Gertraud mit Namen, mussten sogleich hinab nach St. Martin, auf der andern Seite des Thales, gebracht werden. Johann, der Sohn, blieb bei uns.

Der Verrath seiner Familie hatte nun wieder ernstere Gedanken in Hofer hervorgerufen; die Sorge um ihre Erhaltung machte ihn ängstlich. Er wandte sich in einem Schreiben, das er mir in die Feder dictirte, an den Kaiser und bat ihn um Verhaltungsbefehle, um Trost und Hülfe, schilderte ihm seine klägliche Lage, und dass er nun nicht lange mehr verborgen bleiben könne. Sein getreuer Johannes Wild erhält diese wichtige Depesche, und macht sich unter Segenswünschen und Gebeten auf den Weg nach Wien.

3.

Der Winter fing an immer härter zu werden, und unsere Einsamkeit wurde trauriger, wenn gleich das Gefühl von Sicherheit dadurch an Befestigung gewann. Die Schluchten waren angefüllt mit Schnee, und selbst die des Weges Kundigsten konnten nur mit Lebensgefahr zu uns gelangen. Ausser unsern Ordonnanzen fiel es auch Niemand ein, uns aufzusuchen. Nach und nach gewöhnten wir uns an unsere Lage; wir hatten unsere täglichen Beschäftigungen, wir schaufelten Schnee, fällten Holz, besorgten die Küche, schossen dann und wann mit Vorsicht, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, und rauchten unsere Pfeife. Alles war dem äussern Scheine nach ruhig, und auch in unser Inneres zog nach und nach Ruhe ein. Wir erwarteten getrost den Frühling, und hofften, dann werde der Sandwirth sich über die Gebirge nach Oesterreich zu wandern entschliessen, vorher aber noch den verrätherischen Bart abschneiden, woran ihn sogleich ein Jeder erkennen musste. Wir sahen endlich Wilds Zurückkunft vom kaiserlichen Hoflager ziemlich gleichgültig entgegen, weil wir uns in diesem Augenblicke von dorther doch keine Hülfe zu versprechen hatten, und wollten alles von der Zeit und von dem Himmel erwarten.

In dieser Lage überraschte es uns eines Tages nicht wenig, einen Mann den Berg hinaufklimmen zu sehen.

Ein solcher Anblick war ganz geeignet, alle Bewohner der Hütte auf Einmal in die grösste Unruhe zu versetzen. Wir lauschten aus den Gucklöchern, und ich erkannte einen Bauer, Joseph Raffel, der nach seiner Alpenhütte stieg, welche ein gutes Stück über der unsern lag, und wahrscheinlich Heu von dort herabholen wollte. Hofer gab sogleich Befehl, das Feuer auf dem Herde zu löschen, damit uns der Rauch nicht verrathe. Diess war aber schon zu spät. Schon lange hatte der Bauer sein Augenmerk auf unsere Hütte gerichtet und sich über den Rauch verwundert, der daraus emporstieg. Theils nun aus Neugierde, theils um von dem beschwerlichen Steigen ein wenig auszurasten, schlägt er die Richtung nach uns ein, und bald darauf sehen wir ihn freundlich überrascht zu uns eintreten. Der Sandwirth nimmt ihn mit Unbefangenheit auf, und jener zündet seine Pfeife an und setzt sich traulich an unsern Herd, auf dem das Feuer wieder angezündet wird. Dieser Raffel war ein armer Mann, und stand dabei nicht in dem besten Rufe. Hofers Unbefangenheit war daher nur erzwungen, und er dachte darüber nach, wie er sich der Treue des Mannes versichern sollte. Seine misslichen Umstände bedenkend, bietet er ihm Geld an; aber Raffel schlägt es aus. Er verlässt uns nach einiger Zeit wieder, und bald darauf sehen wir ihn mit einem Heuschlitten, in einiger Entfernung von der Hütte, thalwärts fahren.

Seit dieser Stunde wuchs Hofers Sorge und wurde bald zur peinigendsten Angst. Eine innere Stimme schien ihm zu sagen, dass dieser Raffel ihn verrathen würde. Er sendet einen neuen Boten an den Kaiser, ohne die Rückkehr des ersten abzuwarten. Ich drang in ihn, selbst den Weg nach Oesterreich einzuschlagen; das Sarnthal war bald erreicht, von dort gelangt man auf die Rittner Alp, und von hier durchs Wippthal hinüber nach dem Pusterthale. Es hatte sich seiner aber eine Unentschlossenheit bemächtigt, die uns allen unerklärlich war; er schien an den Boden gefesselt, auf dem ihn sein Geschick ereilen sollte. Seine Sendung war zu Ende.

Am 26. Januar 1810 hatte er seinen zweiten Boten nach Oesterreich abgefertigt, und den 27. brachten wir mit Rathschlägen hin, was wohl in dieser Lage nunmehr noch Anderes als Flucht uns übrig blieb. Am Abende dieses Tages wurden die Ordonnanzen hinabgeschickt, um Lebensmittel heraufzuholen, und wir gingen sehr bekümmert schlafen. Der Sandwirth und sein Weib lagen unten im Stalle; ich und der Sohn schliefen auf dem Heu unterm Dache. Am Morgen des acht und zwanzigsten erwache ich plötzlich durch ein Geräusch; ich horche auf — es sind Schritte im hartgefrornen Schnee. Ich springe auf und sehe, dass noch die Sterne am Himmel funkeln; so früh konnten die Ordonnanzen noch nicht mit Fleisch und Brod da seyn, weil sie erst in St. Martin die Messe zu hören pflegten. Ich wecke hierauf den Sohn mit den Worten: Es kommen Franzosen! Auch er springt auf, und wir sehen einen Haufen Soldaten sich von vorn der Hütte nahen. Von dieser Seite war an kein Entrinnen mehr zu denken, daher klettern wir an der Rückseite der Hütte schnell hinab, um uns in dem hohen Schnee zu verbergen. Man schelte uns nicht desshalb, dass wir an unsere Rettung dachten; dieser Trieb ist jedem Menschen angeboren; der Ertrinkende greift bekanntlich nach einem Strohhalm. Sollt' ich jetzt auf mein Gewissen sagen, ob ich Hofer in jenem Augenblicke verlassen wollte, ich vermag es nicht; aber eben so wenig kann ich läugnen, was ich that, wenn ich gleich durch mein nachheriges Betragen den Beweis ablegte, dass mir das Leben gleichgültig war, und ich gern mit meinem väterlichen Freunde das Härteste ertragen wollte.

Kaum hatten wir aber den Boden erreicht, als wir uns ergriffen sahen, denn auch von dieser Seite naheten Soldaten. Die Hütte war umzingelt. Wir wurden sogleich gebunden und seitwärts in den Schnee geworfen. Von dem Lärm unterrichtet, was draussen sich zutrug, trat der Sandwirth jetzt schnell aus der Hütte und fragte mit fester Stimme: „Wer spricht Deutsch?" Der Anführer des Pikets trat vor.

„Sie sind gekommen," sagte Hofer zu ihm so laut, dass es alle verstehen konnten, „mich hier gefangen zu nehmen. Hier bin ich. Mit mir thun Sie, was Sie wollen, denn ich bin schuldig. Für mein Weib, mein Kind und diesen jungen Menschen bitt' ich aber um Gnade, denn sie sind wahrhaft unschuldig." Hierauf gab der Officier Befehl, ihn und die Frau zu binden. Die Soldaten benahmen sich wie Henkersknechte dabei, sie schlugen und misshandelten ihn und rissen ihm den Bart aus, dass das Blut zu rieseln begann, und an der kalten Luft gerinnend, ihn alsbald mit einer blutigen Kruste bedeckt hatte. Es war ein erbarmungswürdiger Anblick. Als man auch uns nun herbeischleppte, um uns alle zusammen zu escortiren, da erhob sich der Sandwirth aus seinem tiefen Schmerze und sprach: „Betet, seyd standhaft, leidet mit Geduld, dann könnt Ihr auch etwas von Euern Sünden abbüssen." —

Nachdem er diess gesagt, wurde Marsch commandirt, und wir wurden von der Alpe hinabgetrieben, wo wir acht volle Wochen in steter Angst und Hoffnung zugebracht hatten. Man escortirte uns nach Meran. Wie wir durchs Passerthor unsern traurigen Einzug hielten, flohen die Leute in ihre Häuser zurück und weinten. Niemand vermochte den Anblick unsers Elends zu ertragen, und die wilde, kriegerische Musik, die vor uns herzog, die Kanonen, die uns escortirten, die unbarmherzige Behandlung, welche sich die Soldaten gegen uns erlaubten, und ihre lauten Flüche dienten nur dazu, den Schrecken und das Entsetzen an den Orten, wo wir durchkamen, zu erhöhen. Die Soldaten waren von den italienischen Truppen und wahrhafte Barbaren, ohne alles Gefühl von Menschlichkeit.

Dieselbe Trauer wie in Meran erregte unser Schicksal bei den Einwohnern von Botzen, und nur die Trientiner frohlockten laut in den Strassen und höhnten uns, wie wir dort durchpassirten.

Hofer allein hatte Stiefel an, wir andern hatten blosse Füsse, und der eilige Marsch über Eis und spitzige Steine war uns sehr verderblich gewesen. Unsere Füsse

waren über und über geschunden und bildeten nur eine einzige, schmerzhafte Wunde. Wir wir in Botzen auf der Wache zum erstenmal in ein geheiztes Zimmer kamen, wurden unsere Leiden unerträglich. Ein französischer Arzt verordnete, dass wir die Füsse sogleich in gestossenes Eis setzen sollten, welche Cur uns wahre Höllenqualen bereitete. Um Leib und Hände waren wir mit groben Stricken gebunden, und auch diess konnte nicht ohne Schmerzen ablaufen. Der Sandwirth, der vielleicht stärker als wir andern gebunden worden war, konnte, nachdem man ihn seiner Bande entledigt hatte, eine Viertelstunde lang die Hände nicht rühren. Als der commandirende General Baraguay d'Hillers unser Elend sah, ward er wüthend über diese Misshandlungen und stampfte vor Unwillen mit den Füssen. Von diesem Augenblick an wurde uns mit mehr Achtung begegnet. Vor unserer Abreise von Botzen wurde Hofers Gattin und sein Sohn von ihm getrennt. Während der Nacht nahmen sie den zärtlichsten, rührendsten Abschied; dann blieb ich nur noch allein bei ihm; sein treuer Leidensgefährte bis zum Tode. Ich hatte damals keinen andern Wunsch, als mit ihm sterben zu können.

Wir kamen nach Mantua und bewohnten ein und denselben Kerker in den Kasematten der Festung. Meine schwächere Natur drohete diesen Strapazen und stürmenden Ereignissen zu unterliegen. Meine Füsse waren noch immer wund, ich war nicht mehr im Stande, zu gehen, und lag wimmernd auf dem Lager. Da nahm Hofer mich auf seine starken Arme, nannte mich seinen alten, treuen Dönninger, wie er in guten Tagen zu thun pflegte, und trug mich stundenlang im Kerker auf und ab. Sein Vertrauen auf die Mutter Gottes verliess ihn nie. Er betete alle Tage fünf Rosenkränze, und forderte auch mich dazu auf.

Die Einwohner von Mantua zeigten viel Theilnahme für unser Schicksal. Sie verpflegten uns während unserer Gefangenschaft auf das Beste, und man sagte mir, dass die Stadt fünftausend Scudi für Hofers Leben dem Commandanten der Festung angetragen haben sollte. Von

Seite dieses Commandanten wurde dem Sandwirth gleichfalls Begnadigung angetragen, wenn er sogleich in französische Dienste treten wollte. Er aber schlug diese Bedingung standhaft aus und zog es vor, zu sterben. Mit grosser Ruhe sah er seinem letzten Augenblick entgegen, der — das wusste er — nicht mehr ferne seyn konnte.

Um Mitternacht von dem 19. auf den 20. Februar wurden wir ganz unerwartet aus dem Schlafe gestört. Sieben Officiere, welche das Kriegsgericht bildeten, traten herein, begleitet von dem Gefangenwärter und dem Eisenmeister. Mir wurde angedeutet, dass ich den bis jetzt gemeinschaftlichen Kerker verlassen sollte. Mit Thränen nahm ich von Hofer Abschied, der grosse Fassung zeigte; dann überliess ich mich meinen Führern, die mich in ein anderes Gefängniss brachten, welches nur durch einen schmalen Gang von dem ersten getrennt war, und von wo ich durch das kleine Fenster in der Thür hinübersehen konnte. Meine Unruhe hielt mich an diesem Fenster, bis die Leute den unglücklichen Helden wieder verlassen hatten; dann — als es wieder ganz still geworden war, zog ich mich erschöpft zurück und warf mich auf mein Lager. Schlafen konnt' ich nicht. Fürchterliche Beängstigungen quälten mich. Das endliche Schicksal Hofers blieb mir nicht länger zweifelhaft. Ich wünschte auch mein Todesurtheil zu vernehmen.

Kaum dass der graue Tagesschein sich wieder in meinem Kerker zu verbreiten anfing, so hörte ich langsame Schritte durch den Gang, der die beiden Gefängnisse trennte. Die Schlüssel des Gefangenwärters rasselten, ein Fieberschauer durchflog mich, ich stand bebend wieder am Fenster. Man öffnete drüben die Thür, und ich sah einige Geistliche eintreten. Ich wollte ihre Zurückkunft abwarten; sie blieben sehr lange. Endlich erblicke ich den vornehmsten jener Geistlichen allein, wie er quer über den Gang schreitet, und meine Thür zu öffnen befiehlt. Es war der Erzpriester von Mantua. Er überbrachte mir etwas Geld, das Vermächtniss Hofers, und folgende Zeilen, mit Bleistift geschrieben: „Lieber Cajetan, empfange hier das letzte Vermögen, was ich

habe. Lebe wohl und bete für mich, denn um eilf Uhr muss ich heute sterben." —

Schluchzend warf ich mich zur Erde, ich wollte mit ihm sterben, und flehete laut um diese Gnade. Meine Verzweiflung wuchs von Minute zu Minute.

Mit Angst horchte ich auf den Schlag der grossen Uhr der Festung. Jetzt schlug sie zehn. Mit dem letzten Glockenschlage wird es wieder lebendig im Gange. Ich höre Trommelwirbel. Die Wachen ziehen auf, und Gang und Vorsaal werden bis in den Hof mit Soldaten besetzt. Das laute Commando, der einförmige Marsch, das Klirren des „Gewehrs beim Fuss," dieses alles erfasst mich schrecklich in dem entscheidenden Augenblicke, der einem edeln Menschen das Leben rauben soll. Von nun an hänge ich an der Thür, meine Blicke haften fest auf der gegenüberliegenden, die noch immer in ihren Angeln ruht. Mit Aengstlichkeit horchte ich einem jeden Viertelschlage der grossen Uhr. Ein kalter Schweiss bedeckt mich, mein Athem wird kürzer, der Gedanke: keine Rettung, keine! und das Gefühl meiner Nichtigkeit pressen mir immer krampfhafter die Brust zusammen.

Jetzt schlägt es halb — nun Dreiviertel. Die Kerkerthür drüben wird geöffnet und Hofer tritt mit dem Erzpriester heraus, von den andern Geistlichen gefolgt. Sie gehen langsam den Gang hinunter. Ich betete still und horchte immer ängstlich dabei auf. Da tönt ein starker Schuss mir ins Ohr, und ich stürze zurück. Eine todtenähnliche Ohnmacht hat sich meiner bemächtigt.

Man sagt, Hofer habe selbst: Gebt's Feuer! commandirt, und sey nicht sogleich, sondern erst durch einen sogenannten Gnadenschuss getödtet worden. * Diess ist zu Mantua am 20. Februar 1810, Vormittags um 11 Uhr, vollzogen worden. Einen Tag später soll Hofers Begnadigung eingetroffen seyn. —

* Sein Begleiter zum Tode, den der Erzähler „den Erzpriester von Mantua, nennt, war der Propst Manifesti. Er sagte von Hofer: „*Con somma mia consolazione ed edificazione ho ammirato un uomo, che è andato alla morte come un eroe cristiano, e l'ha sostenuto come martire intrepido.*"

Ich kam hierauf aus dem Gefängniss, und ward nach Corsica gebracht, wo ich Dienste bei den leichten Truppen nehmen musste. Endlich ranzionirte ich mich selbst und erreichte glücklich mein Vaterland wieder. Unfern von Botzen lief mir ein Bauer nach, der mich sogleich erkannt hatte und mich beim Namen rief. Er erzählte mir von dem Verräther Hofers, der nach Baiern habe fliehen müssen, und dort einen kleinen königlichen Dienst bekommen habe. Der Preis, den die Franzosen auf des Sandwirths Kopf gesetzt hatten, ist ihm nie ausbezahlt worden, wohl aber wurde ihm der Hass und die Verachtung aller Tiroler zu Theil, und seine Landsleute im Passeyerthale, das er bewohnte, wollten ihn nicht länger in ihrer Mitte dulden. Ich habe keine Ursache, seinen Namen zu verschweigen, da jedes Kind in Tirol damit den Begriff des schändlichsten Verräthers verknüpft und ein noch nicht genugsam widerlegtes Gerücht auf den Namen des Geistlichen Donay diese Schandthat anfänglich zu wälzen bemüht war. Es war aber jener Raffel, der uns durch Zufall in unserer Sennhütte traf, dort an Hofers Herde mit ihm rauchte, und von ihm mit Geld beschenkt wurde. Ein wilder Amerikaner würde sich dadurch allein schon ihm treu verbunden gefühlt haben; und hier sollten noch ganz andere Gefühle mitsprechen. — Ewige Schmach brandmarkt diesen Namen unter uns.

Am 30. Mai 1816, als Kaiser Franz die Huldigung seiner treuen Tiroler wieder empfing, sang unser vaterländische Dichter, Aloys Weissenbach, im Sinne des verklärten Hofers:

„Ihr werdet frisch erblühen, ich muss modern,
Nichts als das Eine hab' ich noch zu fodern:
Franz! eine Schaufel Erde von Tirol!" —

Und auch diess ist seitdem erfüllt worden. —

III.

Auszug

aus einem Schreiben an Herrn von Pühler zu Neumarkt, welches Hofer, vier Stunden vor seiner Hinrichtung, abfasste.

(Nach der im Ferdinandeum zu Innsbruck befindlichen authentischen Abschrift.)

Liebster Herr Prueder,
der götliche willen ist es gewössen, da ich habe miessen hier in Mandua, mein zeitliches mit den Ebigen verwöxlen, aber gott seie Danckh um seine gödliche gnad, mir ist Ess so leicht for ge khomen, das wan ich zu wass anderen aussgefiehrt wurd, gott wirth mir auch die gnad Ver leihen, wies in lösten augen Plickh, auf das ich khomen khon, albo sich mein sehl mit alle ausser wölte, sich Ebig Ehr freien mag, allwo ich auch fir alle Bitten werde Bei gott absonderlich fir Wölliche ich in meresten, zu Bitten schuldig Bin, und fir sie Und inen frau liebst, wögen den Piechl, Und andere guet datten, auch alle hier noch lebente guete freint sollen fir mich Bitten, Und mir aufs die heissen flamen helfen, wan ich noch in Fegfeir Piessen muss.

Die gottes dienst solle die liebste mein: oder Wirthin zu ſsanct Martin halten lassen, bein Rossen farben Pluet, * Pitten in pede Pfaren, den Freinten bein Unter Wirth ist ſsuppe Und fleisch zu göben lassen nebst Einder halben Wein.

Lieber Herr Pickhler, gien ſsie mir hinein, Und bein Unter Wirth zu ſsanct Marthin zeigen sie die ſsache an, Ehr Wirth schon angestald machen, Und machen ſsie ſsonst niemand nicht khomper V. disser ſsache.

V. der Welt lebet alle wohl, wiſs mir in Himel zam khomen, Und dortten gott loben An ent, ** alle Passeyrer

* Beim rosenfarbenen Blut.
** Ohne End'.

Und Bekhonte, sollen mir Einge denckht sein in heilligen geBeth Und die Wirthin * solle sich nicht so Be khimeren ich werde Piden bei Gott fir sie alle.

Ade mein schnede Welt, so leicht khombt mir das sterben for das mir nit die Augen nass werden geschrieben um 5 Urr in der frue, Und um 9 Urr Reiss ich mit der Hilfe aller heilig zu gott

Mandua den 20 Februari 1810

Dein in Leben geliebter Andere Hofer
v. ſsant in Passeyer
in namen des Herrn Wille ich auch die Reisse for nemen mit Gott.

Ein Tagesbefehl Hofers.

Mitgetheilt von seinem Vetter, dem Schlosshauptmann auf Tirol, bei Meran.

indem ich nit Iberall khon sein

so werden folgente offezier Ehrnent Vor mir, und wen es die Leit nit anstendig ist, so werden sie Ihnen wohl selbst Ihre Ehr wöhlen. Mit Comändänt ist Johan Schöll Gärbermeister in der Riſs Schitzen Hauptleit werden Von mir 2 forgeschlagen, Johan Hofer Cassier, Andere Pichler, schitzmeister. Waſs die Andre Offezier seyn solle man söchen guete verthraute und hertzehaffte leit zu nemen, als feldPatter ist der Thitl. H. Hofer Ehr nant, Praucht noch mehr, so wirth man Eſs wohl söchen, söchet won die leit kommen, das die Khopperalschafften was khriegen, und theilt auſsnander, was Pulfer und Plei ist, damit nicht alles auf die löst bleibt zum abmarschiren. und man mueſs auch söchen, den benach Berten Gögen-

* Seine Frau.

ten itwaſs for zu ströckhen, won sie sollen noth leiden ſsonst khennen mir nicht Priederlich leben, und khenen unſs auch nicht helfen, wan der Anwald sein Meinung saget, ober glaubet Ein Pakh Roſs mit zu nemen oder nit,

de 10 diſs 1809.

Andere Hofer
Ehrnentter Comändänt.

Sechstes Capitel.

Die Strasse über das Wormser Joch.

Das untere Vintschgau. — Stilfs. — Trofoi. — Gletscher. — Der Orteles. — Das Joch. — Die Galerien. — Schneeregion. — Italienische Seite. — Spondalunga. — Die Adda. — Die Quellen von Bormio. — Das Veltelin. — Die Stadt. — Unglücksfälle.

Die neue Strasse, welche aus dem Vintschgau in das Veltliner Thal, über die höchsten Alpen Tirols, in einer Höhe von beinahe 10,000 Fuss über der Meeresfläche * nach Mailand führt, ist von allen europäischen Strassen die bewundernswertheste. Kein anderer Alpenpass, weder der Gotthard, Splügen, Mont-Cenis, noch Simplon zeigt diese Kühnheit in der Anlage, diese Vollendung in der Ausführung, keiner erhebt sich zu solcher Höhe, bei keinem waren die Schwierigkeiten, die sich dem Unternehmen entgegen stellten, so ungeheuer.

Ich verliess Meran um halb fünf Uhr des Morgens, und hatte um zehn Uhr bereits den Punkt über Eyrs erreicht, wo die neue Strasse in geradester Richtung das Vintschgau quer durchschneidet und Prad zuläuft. Hier befindet man sich bereits an 3000 Fuss über dem Meeresspiegel. Schon hinter Meran, die Töll hinan, zieht sich der Weg bedeutend in die Höhe, und auffallend ist bereits der verschiedenartige Anbau der beiden Nachbarthäler der Etsch. Während das eigentliche Etschland wie ein ungeheurer Garten sich den Blicken öffnet, ist die

* Nach neuern Messungen beträgt die Höhe des fahrbaren Passes über das Wormser Joch nur 8850 Fuss.

Wiege des Stromes, das alte Vintschgau (Vinstgau, *Finisgowe*), rauh und wild auf seinen Höhen, und bringt in seinen Niederungen und Schluchten nur nordische Getreidearten, Korn und Gerste hervor. Die edleren Früchte gedeihen hier schon nicht, bis endlich in dem nördlichsten, höchsten Winkel, wo das Vintschgau an die unwirthbare Fernerwelt des Oberinnthals stösst, fast alle Vegetation aufhört. Der Anfang der Strasse ist breit, eben, fest, mit niedrigen, behauenen Klötzen von Lärchenholz eingefasst, und führt durch gut bebaute Felder geradewegs nach Prad, wo der eigentliche Gebirgspass sich zu erheben beginnt.

Das Thal wird eng, von kühnen Felsenformen eingeschlossen, die zum Theil mit Laubholz bewachsen sind; hie und da sieht man Getreidefelder und wohl auch ein kleines Gärtchen, auf spärlich zusammengetragener Erde und auf wohlgeschützten und ummauerten Terrassen, die kleinen Häuser umgeben. Einen interessanten Anblick gewährt Stilfs, das man den Hauptort dieses Passes nennen könnte, da nach ihm der höchste Punkt desselben „das Stilfser Joch“ (*giogo di Stelvio*) benannt wird. Die Tiroler nennen es aber gemeinhin „das Wormser Joch,“ von Worms (*Bormio*), der ersten Stadt im Veltlin (*Val Telina*), wohin mein heutiges Reiseziel gesteckt war.

Stilfs liegt rechts am Wege, einen sehr steilen Berg hinan.. Die kleinen Gärtchen sind fast senkrecht unter den Häusern, und diese wieder eben so übereinander gebaut. Wer hier seinen Nachbar besuchen will, muss einen halsbrechenden Weg zurücklegen, und das Ganze sieht von unten einer schlechtgemalten Tapete gleich, die an den Felsen aufgehängt ist. Ringsumher erblickt man nur unförmliche Steinklumpen statt malerischer Felsenpartien, verwittertes Gerölle und trostlose Alpenhaide. Zu allen diesen Vorzügen kommt noch, dass der arme Ort jeden Winter zerstörenden Lawinen ausgesetzt ist. Unten in der Schlucht rollt der wilde Suldnerbach, vom nahen Suldnerferner herabströmend, seine aschgrau schäumenden Wogen, bis ihn etwas höher ein noch ›senderes Wasser, der Trofoibach, vom Trofoiferner

kommend, ablöst. Schon ragen die höchsten Zinken dieses majestätischen Ferners über den grünen Kuppen hervor; man bemerkt, wie die glatte, feste Lage des Schnees plötzlich wie abgebrochen erscheint: hier hat sich eine Lawine losgelöst. Das Auge verweilt mit Entzücken an dem fremdartigen Schauspiele. Alles erregt Bewunderung, man glaubt, der Schnee bewege sich, er riesele in die Tiefe — es sind jedoch die Schatten von Wolken, die über der glänzenden Fläche im Fluge vorüberziehen. Oeder wird die Gegend, nur einzelne Häuser auf den Anhöhen; der Anbau umgibt sie nur in der engsten Nähe, in der Entfernung verschwindet er gänzlich; Föhren und Tannen kränzen die Felsen zu beiden Seiten; die Zinken und Hörner der Ferner rücken näher und werden gigantischer; man naht sich bereits den Wildnissen der Natur, wo dem Menschen nicht mehr die wohnlichen Stätten gewährt sind; wir würden uns beengt, von einem unheimlichen Gefühl ergriffen sehen, müssten wir auf einsamem Saumpfade diese Einöde durchziehen, aber diese herrliche Strasse wird uns nun zur traulichen Gefährtin. Je steiler die Felsen, desto höher, fester, schützender die Brustwehr, je tobender der Gletscherbach, desto sicherer gemauert die Brücke. Dieses angenehme Bewusstseyn lässt uns die wilden Naturscenen, denen wir uns nähern, mit ruhigem Auge betrachten, und den wildern mit frohem Muth entgegen gehen.

So hatten wir Trofoi erreicht am Fusse des Orteles, dessen Gipfel hier jedoch noch nicht sichtbar ist, dem herrlichen Trofoiferner gegenüber. Es war zwölf Uhr, und wir machten Halt. Der Ort ist nur klein, und die Häuschen sind es auch. Sie sind meist an schroffen Abhängen gebaut. In ihrer Mitte befindet sich ein kleines Kirchlein, wo die Ehen eingesegnet und die Kinder getauft werden; die Leichen müssen aber über Gebirgssteige nach Stilfs hinunter gebracht werden, weil hier kein Gottesacker ist. Hier wächst nichts mehr; alle Nahrungsmittel müssen fünf Stunden weit herbeigeschafft werden, und doch fanden wir ein Mittagsmahl von vierzehn Schüsseln, das bloss in Folge des früher eingetroffenen Laufzettels

auf der Post für uns bereitet war. Wir hatten Hühner, Fische, wilde Tauben, Ragout in Pasteten, Torten, Crême von Chokolade, und Einiges davon sogar nicht übel zugerichtet; doch war im Ganzen die Kochkunst der Frau Posthalterin nicht eben sehr zu loben, und wir hungerten inmitten des Ueberflusses. Der gute Wille, die Reinlichkeit und die überraschendste Wohlfeilheit verdienen hingegen grosses Lob. Die Häuser in Trofoi sind alle mit Holzschindeln gedeckt, die Mauern sehr massiv, die Fenster klein, und man scheint auf den Besuch der Lawinen vorbereitet zu seyn. Wenn gleich Trofoi für die erste Gefahr durch einen bedeutenden Waldstrich oberhalb des Ortes geschützt zu seyn scheint, so sahen wir doch ungefähr fünfzig Schritte vom Posthaus einen Stall, die Brustwehr der Strasse und Bäume zertrümmert und zersplittert daliegen, als traurige Zeichen eines verwüstenden Schneesturzes im vorigen Winter.

Hinter Trofoi hebt sich die Strasse bereits kühner. Man muss ganze Strecken wieder zurückfahren, um die Höhe allgemach zu erreichen. Oft schlingt sich der Weg um die Felsen wie ein sogenannter Schneckenberg in einem Park; man sieht zehn bis fünfzehn Windungen über einander, sorgfältig ausgemauert und gestützt, die zuletzt in einer halbrunden Brustwehr auf schwindelnder Höhe sich enden, wie ein Belvedere. Man staunt freudig, wenn man die Blicke hinaufsendet, und doch weiss man, dass diess noch nicht das Ziel der Reise ist; höhere Felsen, unwirthbare, mit Eis und Schnee gekrönt, versperren den Hintergrund. Auch sie müssen zurückgelegt werden; wie wird der Weg dahin führen? wo zeigt sich die Bahn? die Felsen deckt ein fest anliegendes Moos, und ungeheure Riesentannen, wie ich sie selbst in Polens und Litthauens Urwäldern nie sah, streben aus dem Abgrunde hervor, in dem der brausende Bach immer tiefer sich das Bett wühlt. Diese Baumgiganten halten an der Grenze der Vegetation die ewige Wacht; gleich nach ihnen trifft man nur noch die Zwerge der Pflanzenwelt, das Gestrüpp und das Knieholz; dann beginnt der Granit zu sprossen aus uraltem Eis und Schnee, die seit Beginn

der Schöpfung kein Sonnenstrahl schmolz. Wie in der vegetabilischen, eben so ist es auch in der Thier- und Menschenwelt. Neben dem riesigen Russen wohnt der zwerghafte Samojede, neben dem Patagonen der Pescheräh, und damit hört das Menschengeschlecht auf, und Bären und Wallrosse treiben auf schwimmenden Gletschern des Eismeers. Auch in diesen hohen Thälern leben Bären, die sich im Winter selbst bis zur Strasse wagen.

Die Fernerfläche, die man vor kurzem noch von unten aus ehrerbietiger Ferne begrüsste, rückt nun näher. Wir haben ihren Fuss schon tief unter uns, und die Capelle „zu den drei Brunnen," ein Wallfahrtsort am Fusse des Orteles, liegt wie ein Punkt zu unsern Füssen. Das Eis des Ferners ist geborsten und zeigt uns einen hellgrünen Krystall, wie Aquamarin, was gegen den Schnee allerliebst absticht und dem Koloss einen Anstrich von Eleganz und Zierlichkeit verleiht. Um einen noch angenehmern Contrast zu bilden, färbt der herabstürzende Bach den von ihm unterminirten Schnee grauschwarz, und gibt ihm das Ansehen vulcanischer Asche. Gerade aus der Mitte der sehr breiten Fernerfläche erhebt sich der Riesenkegel des Mandatsch, dunkelschwarz mit grauen Rissen, und zur Seite lehnt sich gewaltig, wie auf seine feste Stütze mit Zuversicht vertrauend, in ganz schräger Richtung der Fuss des Orteles, ein kahler, nackter Felsen, der in dem Thale wurzelt. Und neben diesen trotzigen Riesen zieht sich die Strasse wie ein leichtes Band in Windungen hin, die mehr die Laune als die Nothwendigkeit geschaffen zu haben scheint. — Wir kommen an ein geräumiges Haus, sehr fest gebaut, mit starkem Dache, kleinen Fenstern und einer Einfahrt. Es ist die erste Cantoniera, die nun bis zur Höhe in gemessenen Zwischenräumen anzutreffen sind. Hier wohnen die Strassenaufseher und Wegmacher; auch sind es Zufluchtsstätten für die Reisenden, die in ungünstiger Jahreszeit hier ein warmes Zimmer, Betten und einige Erfrischungen finden. An dem Felsen, oberhalb der Strasse, erblickten wir die erste Strichwand gegen Lawinen; ein Beweis, dass hier bei frischgefallenem Schnee Gefahr obwalte.

Diese Strichwände wiederholen sich bis zur höchsten Höhe und dienen sowohl dazu, die Schneemasse zu brechen, als ihr eine bestimmte Richtung zu geben. In dieser Region sahen wir das letzte Grün, einen kleinen Alpenrain zur Seite des Gletschers, eine unbewohnte Sennhütte darauf. Sie war zur Hälfte eingefallen und längst der Lawinen wegen verlassen; ein trauriges Bild: der unmächtige Kampf des verlöschenden Lebens gegen den starren, eisigen Tod.

Wir blickten über uns und zählten hier sechzehn Windungen, welche die Strasse machte, bis sie zuletzt sich auf der Höhe wiederum in einem Punkte, gleich einem Belvedere, endete. Es ging nicht sehr steil hinan, bei jeder Windung sahen wir Trofoi unter uns liegen, und diess überzeugte uns, dass wir, trotz alles Rück- und Vorwärtsfahrens, trotz alles Drehens und Wendens, welches einer der Mitreisenden mit den Touren eines Contretanzes nicht übel verglich, dennoch stets nur einen und denselben Felsen hinanklommen, der die Gletscher schon weit überragte, die wir, endlich auf der Höhe angekommen, tief unter uns erblickten. Hier hatten wir die Poststation „Franzenshöhe" erreicht, die auf einem Plateau, über den Abgrund hinausragend, erbaut ist. Das Joch thürmte sich nun in seiner furchtbaren Erhabenheit vor uns auf. Der Reisende müsste zusammenschauern, wenn ihn der Gedanke nicht belebte, dass jene kühnen Ingenieurs, welche die Strasse bauten, hier auch nicht den Muth verloren haben. Bei der Franzenshöhe angekommen, glaubt man schon das Höchste der Strasse erreicht zu haben: tief unten das Pygmäendorf Trofoi, verschwunden die mächtigen Riesentannen, verstummt der Fernerbach, der noch vor kurzem so donnernd toste, und den man noch immer sieht, ohne ihn zu hören, selbst höher schon als die Ferner, deren Spitzen uns so majestätisch überragten. Aber welch ein Anblick! an der steilen Felswand des Joches, wo man vergeblich die Stelle sucht, an welcher der Fuss haften könnte, hängt die Strasse, im Zickzack daran schwebend und von dünnen weissen Streifen umsäumt, die, in der Nähe betrachtet,

sechs bis acht Fuss hohe Schneewände sind. Auf einem Punkte hinter der letzten Cantoniera macht uns der Postillon aufmerksam, und wir wenden den Blick. Der Orteles ist hier unser nächster Nachbar; alle andern Höhen sind zurückgedrängt oder in die Tiefe gesunken. Mit jedem Schritte steigt seine Spitze höher empor. Nie ist mir ein zierlicherer Koloss vorgekommen. Man glaubt, diese 14,000 Fuss hohe Ortelesspitze sey von einem Conditor aus Dragant verfertigt und dann fleissig überzuckert, so nadelspitz läuft sie zu, so anmuthig erhebt sie sich, so reizend zeigt sie einen Vorsprung nach Nordwest, der wie ein Tempeldach auf Säulen aussieht.

Wir standen nunmehr am Fusse des Joches, und der Postillon trieb unsere vier Pferde den Anfang des Zickzacks muthig hinan; der Gedanke, dass wir uns nun dort befanden, wo wir vor wenigen Augenblicken noch so überrascht hinangeblickt hatten, machte uns schwindeln. Wie früher Trofoi, so hatten wir jetzt beständig Franzenshöhe und alle die Windungen der Strasse, die wir bereits zurückgelegt hatten, senkrecht unter uns. Beim schnellen Umbiegen, indem man eine neue Windung aufwärts fährt, ist dieser Blick in den Abgrund, an dessen schroffem Rand man knapp dahinfährt, wirklich schaudererregend. Die Möglichkeiten, die hier eintreten können, darf man sich gar nicht denken. Wenn die aufgemauerte Strasse sich nur ein wenig senkte, wenn sie sich vom Felsen löste, wenn die hölzerne Brustwehr, noch überdiess schadhaft und zum Theil zertrümmert, gänzlich wiche? Wenn die furchtbaren, in Tirol so häufigen Steinlawinen, „Murren" genannt, uns hier überraschten? Doch wer will sich damit den Sinn umdüstern und die Brust beengen? Wir lachten und scherzten und vertrauten der Strasse, der selbst schon der greise Monarch auf der Reise in sein lombardisches Königreich sich anvertraut hatte, und die in wenigen Tagen der Erzherzog Johann, aus Mailand kommend, befahren sollte.

Wir fuhren nun fast immer unter bedeckten Galerien von sehr solider Bauart und höchst zweckmässig

eingerichtet, um die Lawinen so schnell als möglich in den Abgrund zu befördern. Es sind Schusslehnen, sehr abschüssige, starke Dächer, aus aneinander gefügten Dielen von Lärchenholz, auf Pfählen und Widerhaltern ruhend, durch eiserne Klammern verbunden, wie sie beim stärksten Brückenbau angewendet werden. An der Felsenseite liegen diese Dächer auf Balken, die tief in die Felsen hineingehen, und diese Constructionen beruhigen gewiss auch den zaghaftesten Reisenden gänzlich. Wir sind jetzt an jene Stelle gelangt, welche „bei den Wandeln" genannt wird. Anfänglich hat hier ein Posthaus gestanden; eine Lawine hat es an einem traurigen Winterabende hinabgeschleudert. Der Postmeister, ein junger Mann, wartete auf die Briefpost von Bormio, die des Schnees wegen sehr lange ausblieb. Er war indess in das obere Stockwerk gestiegen, um sich auf das Bett zu legen, während zwei Knechte unten blieben, um ihn zu wecken. Sie vermochten diess jedoch nicht mehr. Der ankommende Postillon fand alles in Schutt und Schnee tief unten begraben; auf dem Postmeister lag ein Fels von so beträchtlicher Grösse, dass zehn Menschen ihn mit Mühe abwälzten, die Knechte im untern Stocke waren aber wie durch ein Wunder gerettet worden. Steine und Gebälke hatten ein Schirmdach über ihnen gewölbt, und es gelang, sie wieder ins Leben zurückzubringen. Das Posthaus ist an dieser Stelle nicht wieder erbaut, sondern nach der Höhe verlegt worden. Man schreibt das Unglück zu grosser und doch ganz ungeeigneter Vorsorge zu. Denn statt das Haus ganz nach Art der Galerien zu construiren, wurde es nach dem Felsen hin mit einer sehr starken Mauer versehen, die etwas hervorragte, um den Schneesturz aufzuhalten. Aber eben diese Hemmung war es, was Mauer und Haus der Zertrümmerung preisgab. Nicht Hemmnisse, sondern fördernde Brücken soll man so drohendem Feinde bauen.

Auf einigen der Dächer ruhte noch eine schwere Schneelast, die nun unter den Strahlen der Juniussonne zu schmelzen begann, so dass wir unter einem beständigen Regen hinfuhren. An den Seiten der Galerien

waren dicke Wände, sechs bis acht Fuss hoch, welche jede Aussicht versperrten und Ueberbleibsel von Lawinen zu seyn schienen, denen diese Wandeln am meisten blossgestellt sind. Die Hälfte der Strasse, ausserhalb der Galerien, war nicht zu passiren; theils war sie mit Schneebergen bedeckt, theils gänzlich zertrümmert, die Balustraden ausgerissen u. s. w. Endlich erreichten wir die Höhe und jauchzten. Wir hielten mit unserm vierspännigen Reisewagen, höher, als irgend einer in diesem Augenblick in Europa, denn wir waren die Einzigen hier. Seitwärts war ein abgestumpfter Kegel errichtet, und darauf stand zu lesen: *Confine* 1828, und nach der Seite, von wo wir kamen, *Territorio Tirolese*, und nach der, wohin wir fuhren: *Territorio Lombardo.* Vor uns lag eine Cantoniera, wo wir zwei Pferde liessen, und schnell rollten wir zwischen einem fast ebenen, ins Unendliche sich ausdehnenden Schneefelde, die Strasse war ausgeschaufelt, dem Posthause: *Giogo di Stelvio*, zu, etwas mehr als 9800 W. Fuss über dem Spiegel des mittelländischen Meeres erhaben. Hier wurden unsere Pässe visirt, womit der gute Gendarme eine ziemliche Zeit hinbringen musste, weil sie deutsch waren; unterdess trat ein Kerl an den Wagen, der ein Trinkgeld als Stalliero ziemlich trotzig begehrte; die Postillone schrien laut mit einander, so dass, trotz der siberischen Gegend, wir dennoch merkten, dass wir uns in Italien befanden. An Santa Maria, einer einsam im Schnee stehenden Kirche vorbei, führt der Weg jäh hinab nach Spondalunga. Hier verschwindet der Schnee wieder, und man erblickt den nackten Fels. Die Strasse stellt sich fast so, wie oberhalb Trofoi dar; nur sind die Windungen kürzer und daher zahlreicher, und die hohen Tannen und Föhren fehlen auch. Die Klüfte zur Rechten werden immer wilder und tiefer, die Felsenmassen zur Linken wölben sich immer trotziger, hängen über, engen die Strasse ein, und weiter unten verschlingen sie dieselbe gänzlich. Man kann nicht absehen, wie von dort der Weg weiter führt. Von der Höhe bei Spondalunga zieht er sich, in gerader, beträchtlicher Länge, an den Felsenwänden hin. Dieser

Punkt ist sehr schön; einige Wasserfälle, worunter ein sehr beträchtlicher, zeigen sich ganz in der Nähe; am Abhange blüht die herrlichste Alpenflora, gelb, roth und blau, in den brillantesten Abstufungen, und in den schroffgethürmten Felsenwänden zeigen sich schwarze Punkte in weiter Ferne, wie runde Löcher, etwas grösser als Kanonenmündungen, und diess sind die Einfahrten in die durch den Felsen gesprengten Galerien. Unser Postillon fährt im stärksten Trabe hinab; wir haben nur Ein Rad gehemmt. Mit wunderbarer Schnelligkeit legt man die zwei Posten bis Bormio zurück. — Jetzt fahren wir in die erste Galerie ein; sie ist zum Theil gemauert, zum Theil durch den Felsen geleitet, an den sich der gemauerte Theil bald so, bald so anschmiegt, wie es der Bau des Berges, bald vorspringend, bald zurückweichend, erfordert. Man hat schon so viel bewundert, alle Ausrufungen sind erschöpft, und man begnügt sich, still dieses Riesenwerk zu betrachten. Den Londoner Tunnel ausgenommen, dürfte in Europa kein Pendant hiezu gefunden werden.

In der dritten Galerie, die ganz durch den Felsen gesprengt ist, kommt man an eine Stelle, wo eine natürliche Höhle sich gegen den Abgrund öffnet, und wo ein Wasserfall sich hinabstürzt, unter dem man ganz wohlbehalten hinwegfährt. * Ueberall hört man das Rauschen verborgener Quellen, das Tosen von Wasserfällen, ohne sie zu sehen. Der Quell der Adda springt aus einer runden Oeffnung des Felsens in beträchtlicher Höhe und schon sehr wasserreich hervor und gewährt einen malerischen Anblick. Mit der Adda wird die Gegend freundlicher, der holde Name erinnerte mich unwillkürlich an Lord Byrons Tochter und eines seiner rührendsten Gedichte. Das anmuthige Grün des Veltelins, das nun schon das Auge zu erfreuen begann, erhöhte noch diese poetische Stimmung. Rechts auf einer schroffen Spitze

* Diese Wasserfälle kommen und verschwinden nach den Jahreszeiten. Ich habe Reisende gesprochen, die im Hochsommer nichts davon zu Gesicht bekamen.

liegen alte Gebäude. Hier strömen die Heilquellen von Bormio, die denen von Carlsbad ähnlich seyn und ihnen in der Kraft durchaus nichts nachgeben sollen. Unweit davon sieht man einige elende Hütten und ein paar Kirchen; man erblickt keine weissgetünchte Mauer mehr, kein rothes Dach, keine grünen Läden, kein freundliches Thor, alles trägt die Farbe von dem Schmutze des Weges, dem Staube der Strasse. Jahrhunderte lang waren diese starken Heilquellen fast unbesucht; nur wenige Reisende kamen dahin auf dem gefährlichen Saumschlag über das Wormser Joch, der sich, der jetzigen Strasse gegenüber, hart am Fusse der Gletscher hinzog. Die Landleute der Gegend wollen behaupten, man hätte dort die Strasse mit leichterer Mühe, gefahrloser und dauerhafter anlegen können. Die jetzige Frequenz, welche viele Fremde, besonders Engländer, hieher zieht, hat die Unternehmer der Strasse veranlasst, in der Nähe der Heilquellen, an einem reizenden Abhang, ein stattliches Gebäude aus Stein in guten Verhältnissen aufzuführen. Verbinden sich einige schattenreiche Alleen damit, woran es jetzt in dieser Gegend noch fehlt, so wird es ein angenehmer Aufenthalt auch für andere Badegäste werden, als Italiener aus den nahe gelegenen Thälern, die bis jetzt allein diess treffliche Bad benutzten. Von dem neuerbauten Hause hat man die Aussicht in das von der Adda durchströmte Thal, das mit üppigem Grün prangt und am Flusse viele freundliche Orte zeigt. Die Biegung, die das Thal macht, theilt dasselbe in das Val di Sotto und Val di dentro, wie es von den Landleuten benannt wird.

Die Strasse läuft nun gemächlich in die Ebene des Thals aus, an deren Seite die Stadt Bormio liegt, die keinen übeln Prospect zeigt, obgleich sie im Innern schmutzig, eng und winkelig ist. Alles sagt uns hier, dass wir uns in Italien befinden. Die ärmliche Reinlichkeit in Trofoi, die Sorgfältigkeit und Aufrichtigkeit der Bewirthung sind hier nicht mehr anzutreffen, und uns empfängt ein anspruchvoller Schmutz, ein Luxus voll Unrath, und eine Höflichkeit, die nach Eigennutz riecht. Die schlechtesten Zimmer werden uns angewiesen, und

erst, nachdem wir zufällig erfahren, dass bessere vorhanden sind, müssen wir sie durch Lärmen und Schelten ertrotzen. Die Leute haben ein wildes, unordentliches Aussehen. Der Koch schielt und sieht einem Zigeuner gleich; die Mägde tragen die dicken, pechschwarzen Haare fliegend im Nacken, der Küchenzettel ist gross und lässt viel hoffen; als wir aber nur zwei Speisen bestellen, so finden wir sie fast ungeniessbar. Der Schmied des Ortes, der unsern Radschuh ausbessert, gibt vor, zehn Pfund Eisen darauf verwendet zu haben, und lässt sich die Arbeit wie ein Goldschmied bezahlen, und der Postmeister, ein geborner Deutscher, sagt seufzend: er glaube ein grosser Sünder zu seyn, da er verdammt sey, unter diesen Leuten zu leben. So stellte sich uns Bormio bei unserm kurzen Aufenthalte dar; es ist möglich, dass es bei längerer Bekanntschaft gewinnt; auch glauben wir, dass ein zweiter Gasthof, „zum Lamm," dessen Aeusseres sehr freundlich war, uns eine bessere Aufnahme gewährt haben würde.

Am andern Tage gingen wir über das Joch zurück, an all' den Wundern wieder vorbei. Der Orteles hatte sich in Wolken gehüllt, und nur als eine ganz besondere Artigkeit war es zu betrachten, dass er, wie zum Abschiede, seine Spitze uns noch einmal zeigte. Reisende, die einige Stunden später denselben Weg machten, haben nicht das Geringste von ihm zu sehen bekommen. — Schon Napoleon fasste den Plan, eine Strasse von Tirol in das Veltlin zu führen. Er wollte jedoch das Wormser Joch umgehen und sie von Spondalunga seitwärts über den Monte Braglio in das Münsterthal lenken. Man behauptet, diess wäre zweckmässiger und leichter gewesen, wunderbarer, jedoch sicher nicht. Der Postdirector von Innsbruck, ein Postofficier und der Postmeister von Mals waren die Ersten, die mit der Post die Strasse bereisten. Nie zuvor war in Bormio ein Posthorn erklungen, da nur das Geläute der Saumthiere Ankömmlinge zu verkündigen pflegte. Der Postillon musste von einem Ende der Stadt bis zum andern blasen und klatschen, und die Einwohner stürzten aus den Häusern, um die fröhliche Neuigkeit anzustaunen,

die sie von nun an mit fernen Gegenden in nahe Berührung setzen sollte, und ihr abgeschlossenes Thal mit der Welt in Verbindung brachte. Und nur wenige Jahre sind seitdem verstrichen. Noch nicht lange ist es her, dass dort, wo jetzt eine heitere Gesellschaft von rüstigen Pferden sich hinaufziehen lässt, die einsamen Wanderer ängstlich und schwindelnd emporklommen; dass kunstvolle Ingenieurs mit Lebensgefahr dort ihre Messungen vornahmen, und Tausende von Arbeitern, an Stricken hängend, oder auf schwanken Brettern über Abgründen schwebend, diesen Riesenbau vollendeten. Augenzeugen vermochten das Grässliche dieses Anblicks nicht arg genug zu schildern. Dessen ungeachtet hat sich während der Arbeit kein Unglück zugetragen, und ausser dem Postmeister auf den Wandeln sollen, so lange nun die Strasse bereist wird, nur wenige Menschen im Winter verunglückt seyn.

Es ist wahrhaft tröstlich, auf dem ganzen langen Wege von Prad nach Bormio keinem jener frommen Bilder zu begegnen, die so manche andere Strasse einfassen und den zufälligen Tod armer Reisenden auf eine plumpe Weise versinnlichen.

Die Civilingenieurs, welche die Strasse erbauten, heissen Noli und Paoli unter der Leitung des Oberingenieurs Donegani. Der lombardische Generalunternehmer, der auch die Ampezzaner Strasse erbauen liess, heisst Tallachini. Noli, ein kenntnissreicher junger Mann von zwanzig Jahren, wurde kürzlich beim Bau eines Theaters von einem herabfallenden Balken erschlagen. Der kaiserliche Ingenieur Lambertenghi, eine halbe Stunde von Bormio wohnend, führt nun die Oberaufsicht. Ausserdem sind auf Franzenshöhe stets zwei Ingenieurofficiere, ein Deutscher und ein Italiener. Die Erhaltung der Strasse ist auf eine gewisse Zeit den Unternehmern überlassen. Es hat sich jedoch vielen Sachverständigen die Besorgniss aufgedrängt, dass diese kaum im Stande seyn dürften, ihre Obliegenheit ihrem ganzen Umfange nach zu erfüllen. Die Kosten, die erfordert werden, sind zu überschwänglich, der Boden ist an einigen Stellen, auf der

deutschen Seite, zu ungünstig, den Kampf mit den Elementen während des Winters unausbleiblich und verheerend. Zu Anfang des Junius fand ich die beschädigten Punkte am höchsten Theile des Joches noch nicht ausgebessert und nur wenige Arbeiter dabei beschäftigt. Das schützende Geländer, das den ängstlichen Reisenden den meisten Trost gewährt, war dort sehr mangelhaft, und die Strasse hatte sich hie und da mit ihrer gemauerten Stütze tief in den weichenden Sandboden hineingesenkt. Man sagte mir jedoch, dass bald Arbeiter genug vorhanden seyn würden, um dann binnen vier Wochen, wo eigentlich die Route recht lebhaft zu werden anfängt, alles in den besten Stand zu setzen.

Die Regierung Kaiser Franz des Ersten bezeichnen viele solcher grossartigen Unternehmungen, unter denen die merkwürdigsten Strassenbauten, Römerwerke übertreffend, obenanstehen. Zwei davon schenkte er bereits Tirol: die durch das Pusterthal über Ampezzo nach Venedig, und die hier beschriebene nach Bormio. Eine dritte wird in dem Passe von Finstermünz gebaut, und auch diese soll kühn über die Felsen geführt werden. Für das Leben sind diese Werke von grosser Bedeutung, die Verbindung wird gefördert, das Reisen wird bequem, es werden Fremde und Geld ins Land gezogen. Wenn aber alle Strassen gebaut seyn werden, jedes Thal besucht, jede Schlucht durchforscht, an jedem Alpenraine, wo jetzt die gastliche Hütte dem Wanderer sich öffnet, ein städtisches Gasthaus stehen wird mit gewinnsüchtigen Wirthen und pfiffigen Kellnern, die auf die Gletscher und Wasserfälle in ihrer Nähe speculiren, dann wird auch Tirol, wie jetzt schon die Schweiz, vieles von seinen natürlichen, unnennbaren Reizen eingebüsst haben. Bis diess aber eingetreten seyn wird, können noch manche Jahre vorübergehen. Jetzt hat Tirol noch einige abgeschlossene Thäler, zu denen man nur über steile Joche gelangt, die so unentweiht, so heiter natürlich, so still und heimlich daliegen, dass jeder Reisende, der sie betritt, sich überreden möchte, er sey der Erste und habe sie entdeckt. Die Naivität dieser Thalbewohner grnzt an

den schmucklosen Reiz der wilden Kindlichkeit der Urbewohner Amerika's, ist aber noch um Vieles anziehender für uns, da diese lieben Naturmenschen unsere Landsleute sind und Deutschland uns an seiner Grenze noch so holde Schönheiten bietet, um uns zurückzuhalten und uns von dem ewigen Drange nach der Fremde zu heilen, der uns allen leider angeboren ist.

Siebentes Capitel.

Das obere Vintschgau.

Scenerie. — Alterthum. — Etymologisches. — Glurns. — Der Mäuseprocess. — Mals. — Die Malser Nationalgarde. — Planailer- und Matscherthal. — Ursprung der Etsch. — Nauders. — Finstermünz. — Martinsbruck im Engaddin.

Der obere Theil des Vintschgaus bietet eine angenehme Mannichfaltigkeit dar. Während der untere nur kahle und zertrümmerte Kalkfelsen zeigt, bewalden sich hier wieder die Höhen, und die Massen zeigen feste und sichere Form. Die Etsch, die gleich einem Wiesenbache bei Reschen entspringt, bildet drei schöne Seen auf der sogenannten Malser Haide, einer hochgelegenen Thalebene, von wo sich der Orteles mit der ganzen Gletscherreihe über die nähern Gebirgsketten prächtig emporhebt.

Es war ein kühler Abend, als wir, von Bormio kommend, dieses rauhe Thal durchzogen. Um des Orteles Scheitel lagerten Gewitterwolken. Zahlreiche, aus den Bergen heimkehrende Ziegenheerden verbreiteten ringsumher ein harmonisches Geläute, worein sich die Glokken der Thürme von Glurns und Mals mischten und Leben in das weite Thal brachten. Die Ortschaften lagen nicht mehr weitverstreut, sondern wie aneinander hängend da; die einzelnen Gehöfte auf den Höhen fingen an zu fehlen; die Flecken und Weiler lagen beisammen, wohl selbst von Gemäuer eingehegt und zwischen dem Einen und dem Andern breiteten sich die Felder aus, hin und wieder auch Waldungen, doch immer wieder begrenzt

und auf einem Haufen. Selbst die Etsch hatte schnurgerade Ufer wie ein Canal, und alles schien sich hier der Ordnung fügen zu müssen. Es war ein aufgeräumtes Thal, während noch ein paar Stunden von hier dasselbe Vintschgau sich in der wildesten, und dabei unerfreulichsten Unordnung präsentirt hatte. Hier waren die Felder ohne Menschen, und da man in die engen, dicht zusammengereihten Gassen der Orte nicht hineinsehen konnte, so sah es ziemlich todt aus. Nur einige Fischzieherinnen belebten die Scene; arme Weiber, die mit grosser Anstrengung die Fische aus den Seen der Haide nach dem Unterlande bringen. Sie sind in Menge vor den Fässern gespannt und keuchen unter Schweiss und Mühen ihren beschwerlichen Weg dahin.

Dieser Theil Tirols, das Thal der Venoneten, Venosten, woraus Vinstgau, und dann Vintschgau wurde, ist wohl der am ältesten bewohnte. Diess beweisen auch hier häufig gefundene Denkmäler. Drusus hatte kurz vor der christlichen Zeitrechnung hier eine Strasse angelegt, die er mit Thürmen und Schanzen befestigte. Auffallend sind die sonderbaren Namen der Orte in diesem Thale, die auch wahrscheinlich sehr alten Ursprungs sind. Wie z. B. Mals, Glurns, Schluderns, Naturns, Schlanders, Skums, Algums u. s. w. Sollte zwischen den beiden Schlussconsonanten nicht ein Vocal gewesen seyn, der in der Aussprache der Ureinwohner nun für immer verloren ging?

Vor uns, hart an der Etsch, in einiger Entfernung von Waldstrichen begränzt, liegt das alte Glurns, hinter seinen städtischen Mauern, aus denen einige ganz ansehnliche Häuser, mit bunten Farben angestrichen und mit rothen Dächern versehen, freundlich hervorragen. An den Bergen, die sich dahinter erheben, lehnt die verfallene Burg Rotund, und gleich daneben ist Laatsch und gegenüber Mals, das schon mehr das Ansehen einer Stadt zeigt. An dem steilen Mittelgebirge, welches die Aussicht begränzt, liegt die Benedictinerabtei Marienberg, auf einsamer waldiger Felskuppe, mit einer ziemlich imponirenden Fronte.

Wir übernachteten in Glurns *, wo einer unserer Reisegefährten seine Verwandte besuchen wollte. Der Abend wurde so kühl, dass wir nach einem kurzen Spaziergange gern das erwärmte Zimmer suchten. Einige gefällige Einwohner des Ortes gesellten sich zu uns, um uns zu unterhalten, und ein bei dem Landgericht Angestellter brachte dabei ein Actenstück eines höchst sonderbaren Processes in Erwähnung, welches uns viel Vergnügen machte, und wohl verdient hier mitgetheilt zu werden.

Es handelte sich um einen ernstlichen Process, den die Landleute der hiesigen Gegend wider die Feldmäuse führten; sie verklagten sie in bester Form, gaben ihnen Vertheidiger und verurtheilten sie dann. Doch hier ist die Abschrift der ganzen Mittheilung, wie sie uns an jenem Abende gemacht wurde, sie lautete:

„Anno Domini 1519 am St. Ursula-Tag ist für Wilhelm von Hasslingen, Richtern zu Glurns und Mals kommen Simon Fliss ob Stilfs, und hat angezeigt, wie er von wegen der Gemeind Stilfs ein Recht zu führen willens sey, gegen den Mäusen, so genannt sind Lutmäuse, wie Recht sey. Und damit dieselbigen Lutmäuse in solcher Rechtfertigung nach Ordnung ihre Nothdurft fürbringen mögen, so seyen sie eines Procurators nothdürftig. Begehren sie, dass der Richter ihnen einen Procuratoren setzen soll von Obrigkeit wegen, auf dass sie sich nit zu beklagen haben.“

„Auf solches Fürbringen hat der Richter gemelten Lutmäusen auf Stilfs nach Ordnung Rechtens einen Procuratoren gesetzt, als Hannsen Grinebner, Bürgern zu Glurns, dem er solche Gewalt geben, und nach Ordnung des Gerichts bestättet, auch ist um das Siegel gebeten worden in Gegenwart Siegmunden von Tartsch, Hansen Hafners und Konraden Spergsers.“

* Im Mittelalter auch Glurms, *Gelurnum*, *Glorium*. 1362 zur Stadt erhoben und 1530 mit Mauern umgeben. 1499 wurden hier blutige Schlachten zwischen den Tirolern und Graubündnern geliefert. 1488 wurde sie von den Letztern verbrannt.

„Hernach hat gemelter Simon Fliss von wegen der Gemeinen Stilfs wider die Lutmäuse auch einen Procurator gesetzt, nämlich den Schwarz Minig zu Tartsch, und haben darum den Richter um das Insiegel gebeten im Beiseyn der Zeugen, darauf dann ein Rechtstag angesetzt als am Mittwoch vor S. Simon und Judas obbesagten Jahres.“

„Kundschaftrecht am Mittwoch nach St. Philippi und Jacobi, der heiligen Zwölfboten, Anno 1520.“

„Richter Konrad Spergser, Rechtssprecher Hans Hafner, u. s. w.“

„Auf diesen Tag ist verdinglich fürkommen Schwarz Minig von Tartsch, als Procurator der ganzen Gemeinde Stilfs, und hat zu verstehen geben, wie er Hansen Grinebner als Procurator und Gewalthaber der unvernünftigen Thierlein, genannt Lutmäuse, auf diesen Tag Kundschaft zu verhören zu wissen gethan und fürgeboten: worüber gesagter Grinebner herfürtreten und als Procurator der genannten Lutmäuse ins Recht gedingt.“

„Darauf hat Minig Waltsch aus Sulden bekennt und geseit, dass ihm wohl wissend sey, dass er ungefähr bei 18 Jahr in Sulden gehaust hab, da sey er ein und ausgangen über die Stuck und Güter der Wiesen der Gemeind Stilfs, da hab er allzeit gesehen, dass die Lutmäus ihm daselbst merklich Schaden gethan haben an Aufwühlung des Erdreichs, also dass die von Stilfs das Heu und Grumat die Zeit lang wenig genossen.“

„Niclas Stocker auf Stilfs hat bekennt und geseit, dass ihm wohl kund und wissend sey, dass so lang er Gemeldter von Stilfs Güter hat helfen arbeiten, hat er allzeit gesehen, dass etwas Thiere, deren Name er nit wisse, denen von Stilfs in ihren Gütern grossen Schaden gethan hant, und sonderlich im Herbst, da man das Grumat mähen sollen u. s. w.“

„Vilas von Reining, als ein Nachbar deren von Stilf hat sich zu den zwei Kundschaftern gestellt und dasselbe bekennt. Und sind solche Kundschaften mit dem Eid, wie sich gebührt, bestätigt worden.

„Es hat solche Kundschaften gedachter Schwarz Minig, als derer von Stilfs Procurator, um sin Pfenninge geschrieben, und besiegelt, und hat das mit Urtheil erlangt."

K l a g.

„Schwarz Minig hat sein Klag gesetzt wider die Lutmäuse in der Gestalt, das diese schädliche Thiere ihnen grossen, merklichen Schaden thun, so würde auch erfolgen, wenn diese schädlichen Thiere nit weggeschafft werden, dass sie ihre Jahreszinsen der Grundherrschaft nit mehr geben könnten, und verursacht werden hinweg zu ziehen, weil sie solcher Gestalt sich nit wüssten zu ernehren."

A n t w o r t.

„Darauf hat Grinebner eingedingt, und diese Antwort geben, und seine Procurenz ins Recht gelegt: er hab diese Klag gegen die Thierlein verstanden, es sey aber männiglich bewusst, dass sie allda in gewisser Gewöhr und Nutzen sitzen, darum aufzulegen sey — —: derentwegen er in Hoffnung stehe, man werde ihnen auf heutigen Tage die Nutz und Gewöhr mit keinem Urtheil nehmen oder aberkennen. Im Fall aber ein Urtheil erging, dass sie darum weichen müssten, so sey er doch in Hoffnung, dass ihnen ein anderes Ort und Statt geben soll werden, auf dass sie sich erhalten mögen: es soll ihnen auch bei solchem Abzug ein frei sicher Geleit vor ihren Feinden ertheilt, es seyen Hund, Katzen, oder andere ihr Feind: er sey auch in Hoffnung, wenn eine schwanger wäre, dass derselben Ziel und Tag gegeben werde, dass ihr Frucht fürbringen und alsdann auch damit abziehen möge."

U r t h e l.

„Auf Klag und Antwort, Red und Widerred, und auf eingelegte Kundschaften, und alles was für Recht kommen, ist mit Urthel und Recht erkannt, dass die schädlichen Thierlein, so man nennt Lutmäusen, denen von Stilfs ihre Aecker und Wiesmäder nachlaut der Klag in 14 Tag räumen sollen, da hinweg ziehen, und zu ewigen Zeiten

dahin nimmermehr kommen sollen; wo aber eins oder mehr das Thierlein schwanger wär, oder Jugendhalber nit hinkommen möchte, diese sollen der Zeit von jedermann ein frei sicheres Geleit haben, 14 Tag lang; aber die so ziehen mögen, sollen in 14 Tag wandern.“

Ist es nicht rührend, wie diese wackern Tiroler selbst gegen diese „schädlichen Thierlein“ die ihnen die Wiesen verdarben, und die Frucht auffrassen, menschlich verfuhren? Welche biederherzige Billigkeitsliebe spricht sich in diesem Actenstück aus! Heutzutage werden lockende, heimtückische, mörderische Fallen aufgestellt, wenn solch ein armes Thierlein nur ein wenig zu rascheln wagt, und dadurch eine nervenschwache Dame erschreckt wird. Nicht genug, dass wir Katzen dulden, die ihnen nachstellen, hat uns die Mode auch noch mit den schottischen Pinchern bekannt gemacht, welche, wie der berühmte Billy, viele hundert in einigen Minuten todtzubeissen im Stande sind. Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, eine Zeit, die wir so gern barbarisch schelten, nahm man sogar auf schwangere Mäuslein Rücksicht, und stellte sie ausser dem Bann, der ihre Männlein traf.

Ein ähnlicher Process, wo die Feldmäuse gleichfalls belangt und abgeurthelt wurden, fand hundert Jahre früher im Kanton Bern in der Schweiz statt. Ein Seitenstück hiezu bildet der Bannfluch, der im Jahre 1350, bei offenen Kirchthüren, brennenden Kerzen, und dem Läuten aller Glocken, über die Heuschrecken ausgesprochen wurde.

Und alles hier Erzählte ist nicht etwa die Erfindung eines müssigen Kopfes; nein! die glaubwürdigsten Schriftsteller geben uns hierüber Kunde, und wer von meinen Lesern nicht in Glurns selbst Nachfrage halten kann, wird sich aus den „Schilderungen aus Urschriften und Voreltern,“ vom Geh. Hausarchivar Franz Gassler, Innsbruck 1789, so wie aus dem Tiroler Almanach für 1803, Wien bei Andreas Gassler, hinlänglich davon unterrichten können.

Nachdem wir in der Gegend einige Excursionen gemacht hatten, brachen wir nach Mals auf, wo wir die

nächste Nacht zubringen wollten. Ein kleiner Streifzug in das benachbarte bündnerische Gebiet, gewährte wenig Vergnügen, weil das Thal von Engaddin, der untere Theil nämlich, der sich hier öffnet, nicht besonders reizend ist. Der obere Theil, den wir noch zu besuchen gedachten, wurde uns als interessanter geschildert.

In Mals * ist auf der Post ein treffliches Unterkommen zu finden. Reinliche Zimmer, gute Betten und herrliche Küche. Der Wirth ist höflich und gesprächig, und da von hier aus zu mehren Malen der Orteles bestiegen wurde, so ist seine Unterhaltung, wenn man sie hierauf leitet, auch gewiss nicht ohne Interesse.

Der Ort ist nicht übel gebaut und lädt zu längerm Verweilen ein. Während der Abendpromenade sahen wir die Malser Nationalgarde exerciren. Es ging ziemlich kunterbunt dabei her. Der arme Commandant vermochte nicht seine Mannschaft in Ordnung zu halten. Während des Marschirens sprangen einige hoch auf, wenn es ihnen gerade einfiel und jauchzten und schnalzten dabei, wie es alle Tiroler thun, wenn sie Freude ausdrücken wollen. So z. B. wie sie vor dem Kaiser, während seiner Anwesenheit in Innsbruck defilirten, wo alle Thäler ihre Schützencompagnien abgeordnet hatten, konnten sie es nicht unterlassen in Reih und Glied ihren Luftsprung zu machen, den Hut dabei zu schwenken und hochaufzujauchzen. ** Sie marschirten stets ohne Tadel bis unter den Balcon des Residenzschlosses, wo der Kaiser stand, dann aber war es, als ob ein Wahnsinn des Entzückens alle ergriff. Der Schützencommandant, gewöhnlich ein alter, stattlicher Mann, machte zuerst seine Capriolen, und alle die andern nach. Und man muss sie springen gesehen haben, um zu wissen, welchen unwiderstehlichen Eindruck diess hervorzubringen im Stande ist. Wie sie automatengleich, mit ungeheurer Schnellkraft, die Knie ganz dicht an den Oberleib anziehen und dann nach hinten ausfeuern, während die

* *Mallesium*. **1499 Schlacht, wo die Graubündner die Tiroler besiegten.**
** **Juchazen, in der Landessprache.**

Hände an den untern Theil der Hüfte schlagen und dann über dem Haupte zusammenklatschen, oder den Hut in die Luft schwingen. Diess von einem militärischen Trupp, statt des üblichen Präsentirens der Gewehre, zu sehen, kann nicht anders als komisch wirken. Aber die guten Leute nehmen es auch gar nicht übel, wenn man darüber lacht, denn sie lachen oft selbst herzlich mit. Ihr Benehmen entspringt aus einer innern Freude, die sich nicht mehr niederdrücken lassen will.

Die Nationalgarde von Mals zog in Werktagskleidern einher, grösstentheils in Hemdärmeln. Wenn „geladen" commandirt wurde, so luden mehre wirklich, und schossen dann beim „Feuer" los, zum grossen Aerger des Befehlshabers, der an diesem Abende wohl etwas strenger auf Ordnung sehen mochte, weil fremde Zuschauer zugegen waren. Was kümmerte diess aber seine Leute! —

Von Mals kann man die beiden kleinen Thäler Planail und Matsch besuchen, die ganz nahe sind, und von dem Langtaufer Ferner begränzt werden, der, obgleich nicht unmittelbar, mit dem grossen Eismeer der Oetzthaler Ferner zusammenhängend, dennoch aber ihr nächster Nachbar ist. Auf der andern Seite sind es von Mals nur wenige Stunden nach Sulden, jener Riesenmasse von Schnee und Eiskrystallen, die von der nordöstlichen Flanke des Orteles in ein wildes, enges Thal hinabfällt, dessen armselige Bewohner, durch die Bewegung, die sie vor einigen Jahren in diesem schrecklichen Nachbar wahrnahmen, so sehr in Angst gesetzt wurden. Es war die bekannte Erscheinung des Wachsens der Gletscher.

Andern Tages brachen wir von Mals auf. Das Thal wird hier wieder breiter, und wir fuhren nach einander an den drei Seen der Haide vorüber, die anziehende Prospecte boten. Der Anbau wird spärlicher; Wald bedeckt die Abhänge der Berge und einen Theil der Seeufer; weit und breit ist nur Ein Ort zu erspähen, Haid selbst, ganz von Wasser umgeben, von reinlichem Ansehen und berühmt wegen seiner delicaten Fische. Bei Graun, am dritten See gelegen, hat man eine Einsicht in das enge Thal von Langtaufers, das hier von hohen Bergen

eingeschlossen wird. Oberhalb Graun, bei Reschen sieht man den Ursprung der Etsch, die hier sehr friedlich ist, und noch nichts von dem tobenden Charakter verräth, den sie annimmt, noch ehe sie das Vintschgau verlässt, aus dem sie sich mit donnerndem Fall in das ihr eigenthümliche Gebiet, das nach ihr benannte Thal hineinstürzt, wo sie Fruchtbarkeit verbreitet und mit Italiens Sonne buhlt.

Hinter Reschen wird es immer rauher, die Berge rücken näher, man sieht fast keine Anpflanzung mehr, und den Horizont begränzen mehre Reihen von Bergen, von den sonderbarsten Formen, die eine über die andere hervorgucken und anzuzeigen scheinen, dass man nur über sie den Weg aus dem Thale finden könne. Wir sind hier am äussersten Ende des Vintschgau's, wo das Oberinnthal beginnt. Der hochgelegene Ort, der uns entgegenblickt, und von der Rückseite unzugänglich scheint, ist Nauders, das Schloss, etwas seitwärts vor demselben, ist Naudersberg, jetzt der Sitz des Landgerichts.

Nauders ist schon mehr als 3000 Fuss über der Meeresfläche erhaben, überragt mithin die meisten Höhen der norddeutschen Gebirgswelt, und kommt dem Könige des Harzes, dem alten Brocken, gleich, der lange genug, ganz sonderbarerweise für den höchsten Berg in Deutschland gegolten, weil ihn Fabri, Gaspari und andere Geographen so hoher Ehre würdig hielten. Später wurde diese Würde der Scheekoppe im Riesengebirge zuerkannt, und erst in neuester Zeit fing man an, die stille Bescheidenheit eines Thorsteins, eines Sollsteins, der Zugspitze, des Venedigers, des Glockners in Erwägung zu ziehen, die alle in deutschen Landen gelegen sind, und zuletzt das höchste Prädicat der majestätischen Ortelesspitze zuzuerkennen, die noch auf deutschen Boden wurzelt, wenn sie gleich Eis und Schnee, wie lange Schleppen ihrer Prachtgewänder nach Italien hinabfallen lässt.

Hier in Nauders fehlt noch im Juni alles Gemüse; das spärliche Obst, schlechte Kirschen und saure Aepfel, wird erst sehr spät reif. Nur die Preisselbeere wuchert

auf den Feldern und steht im Junius in voller Blüthe. Der Ort ist, wie fast alle Orte des Oberinnthals, an dessen äusserster Gränze er sich befindet, sehr hübsch gebaut und überaus reinlich. Die Post und das Lamm sind sehr empfehlenswerthe Gasthöfe; die Betten sind reinlich, das Essen ist gut zubereitet und die Rechnung mässig. Man versäume nicht, sich Forellen serviren zu lassen, die — nach denen in Mals — die schmackhaftesten waren, die ich in Tirol zu essen bekam. Hinter dem Orte beginnt die Strasse sich zu senken, und schroffe und immer schroffere Felsen engen sie ein. Diess ist der berühmte Pass von Finstermünz, der in diesem Augenblick befestigt wird.

Wir fanden Ingenieurs dort, die mit der Vermessung beschäftigt waren, und angefangen hatten, die neue Strasse abzustecken, die über den Felsen führen wird. Es ist bewundernswerth wohin diese Leute sich wagen, und selbst die Landleute der Gegend gestehen, die meisten dieser gefährlichen Punkte nie noch erklettert zu haben. Erst vor wenigen Tagen hatte sich der Hauptmann verstiegen. Er war von Absatz zu Absatz klimmend und springend, plötzlich auf eine Felsenspitze gerathen, von wo kein Herabkommen möglich schien. Es war eine verzweiflungsvolle Lage. Er rief, allein vergeblich. Der Inn, in der Tiefe brausend, übertönte ihn. Endlich sieht er einige Bauern auf der Strasse mit beladenem Wagen einherziehen. Er bindet sein Taschentuch an eine Stange, und lässt es flattern. Zum Glück gewahren diess die Bauern; sie kennen einen Fussweg durch den Wald, der nach der Spitze führt, und bringen den kühnen Steiger glücklich herunter, der schon darauf gefasst war, die Nacht in seiner wilden Abgeschiedenheit zuzubringen.

Es war ein schöner, sonniger Morgen als wir den Pass besuchten, und wir vermochten ihn aus diesem Grunde wohl nicht so schauerig und fürchterlich, wie viele andere Reisende, zu finden, die ihn bei trübem Himmel gesehen haben mögen. Vielleicht war auch die Ursache, dass wir so eben vom Monte Stelvio kamen,

und dass jene Eindrücke noch zu frisch in uns waren.* Die hellgrüne Welle des Inn in der Tiefe, gibt dem Ganzen einen gefälligen Charakter; denn der Inn fliesst hier schon wohlgezogen, nicht wie ein störrischer, wilder Gebirgsbach vorüber. An einer Stelle ist ein ungeheurer Felsen, der freilich ein wenig über die Strasse hinüberragt und von dem ziemlich bedeutende Fragmente am Weg und im Flussbette liegen. Das findet sich aber auch an andern Orten oft. Ein starkes Dach von Lärchenholz, ähnlich denen auf den Wandeln des Wormser Jochs, soll vor diesen Steinlawinen Schutz gewähren. Nachdem der Weg sich zwischen den Felsen, am hohen Ufer des Inns fort, immer bedeutend senkt, erblickt man plötzlich bei einer raschen Wendung einige Gebäude im Grunde. Es ist ein Gasthof und ein Bräuhaus, hart am Inn, über den eine gedeckte Brücke führt; auf einem Felsen daneben die Wohnung des Strassenaufsehers. Diese Gebäude bilden ein malerisches Ensemble.

Wir kehrten ein, um uns zu erfrischen. Mittelmässiges Bier, gutes Brod und frische Butter konnten wir bekommen. Wir verzehrten unsern Imbiss unter dem Thore, das sich über die Strasse wölbt, und wurden dabei von dem Staub eingepudert, den die vielen durchpassirenden Wagen erregten. Diese Passage ist sehr belebt. In den Zimmern war es vor Hitze und Fliegen nicht auszuhalten.

Am jenseitigen Ufer zieht sich das bündnerische Gebiet, zu Engaddin gehörig, hin. An den Fusswegen stehen Warnungstafeln von österreichischer Seite, sie nicht zu betreten, der Schmuggler wegen, die sich jedoch dadurch nicht abschrecken lassen sollen. Anständige Fussreisende, ohne Gepäcke, die zum Ueberflusse noch mit ihren Pässen versehen seyn können, dürfen indess hier ohne Bedenken wandern. Der Weg führt immer angenehm und

* Der merkwürdigste Engpass Tirols ist die Schnaner-Klamm im Stanzerthale, den ich jedoch nicht besuchte. Die Kluft ist an der Mündung 30 F. breit, 480 F. hoch und 360 F. lang, verengt sich aber bis zu 2 Ellen. Ein Wildbach tobt durch.

bequem am Ufer des Inns zu dem ersten schweizerischen Orte Martinsbruck, der sehr anmuthig gelegen ist, und mit recht stattlichen Häusern prangt. Die Bauart erscheint von der in Tirol üblichen sehr verschieden. Hier sind mehr Fenster, festere Ziegeldächer, buntgetünchte Mauern. Es scheint Wohlhabenheit neben Bequemlichkeit, verfeinerter Lebensgenuss neben Unbeschränktheit hier zu wohnen. Die Einwohner sind lustig, zum Trinken und Tanzen sehr aufgelegt, und werden daher oft von den benachbarten Tirolern besucht, die sich bei ihnen gütlich thun wollen.

Dieser Spaziergang von anderthalb Stunden bringt zu Leuten, die nicht mehr deutsch sprechen. Ihre Sprache ist das Romanische, hier zu Lande „Romaunschisch" geheissen. Kleider, Sitten und Gebräuche, alles ist anders. Aus diesem Thale wurde die Welt seit länger als hundert Jahren mit Süssigkeiten versehen. Die Stechbahn in Berlin und die Pavillons in Hamburg erhielten von hier aus ihre kunstfertigen Meister. Josty und Ruben, Stehely, Kuonz und Consorten wurden in Engaddin geboren.

Das Thal zeigt sich eng, aber gut angebaut und sehr pittoresk; man übersieht von der Höhe vor Martinsbruck die Ortschaften Strada, Namis, Sins, Schuls.

Einen ziemlich steilen Abhang hinan gelangt man wieder nach Nauders.

Achtes Capitel.

Das Oberinnthal.

Landeck. — Imst. — Stams. — Die Verschütteten. — Die Rosana. — Der Arlberg. — Die Stiftung des Findlings. — 's Haimgarteln. — Schnodahupferln und Jägerlied. — Probe französischer Uebersetzung.

Bei Landeck wird das Oberinnthal etwas freundlicher; der Ort mit schönen Häusern liegt auf angebauten Höhen zerstreut. Die Felsen, die uns vom Finstermünzpasse her begleiteten, weichen zurück. Unterhalb der Stadt führt eine steinerne Brücke über den Inn, und hier gelangt man auf das Schlachtfeld von Flies, wo 1703 viele tapfere Tiroler für ihr Vaterland geblutet haben.

Verfolgen wir den Lauf des Inns, so zieht sich die Strasse schmal und voller Windungen an beträchtlichen Höhen hin, und bietet sehr reizende Aussichten dar. So erreicht man den bedeutenden und schönen Flecken Imst, eine und drei Viertel Post von Landeck entfernt. Es wird hier viel Leinwand verfertigt, die eine vortreffliche Bleiche erhält. Auch gibt es in diesem Theile des Innthales zahlreiche Bergwerke, die ich jedoch nicht in Augenschein nehmen konnte. Imst war im vorigen Jahrhundert seines bedeutenden Handels mit Canarienvögeln wegen berühmt, der jetzt jedoch fast ganz erloschen ist. Die Einwohner verwendeten grosse Sorgfalt auf die Zucht jener schreienden gefiederten Sänger, und benutzten die Liebhaberei aller Länder zu ihrem Vortheile. Sie durchzogen Europa von Lissabon bis Petersburg, ihren Papagenokasten auf dem Rücken. Diese Handelsleute waren die Commissionnäre grosser, weitverzweigter Gesellschaften,

die sich in ihrem Vaterlande gebildet hatten, und das Geschäft auf gemeinschaftliche Rechnung trieben. Periodisch, oft nach sechs, oft nach acht Monaten, kehrten sie in die Heimath zurück, und brachten Summen von zwanzig bis dreissigtausend Gulden mit. Alle Interessenten, von nah und fern herbeigerufen, fanden sich dann zur bestimmten Zeit in einem Wirthshaus ein, wo das Geld aufgezählt und vertheilt wurde, ohne dass man dabei an eine weitere Rechnungsablage dachte. War die Theilung vorüber, so ging alles in die Kirche, und von hier wieder in das Wirthshaus, wo ein Mahl das Ganze beschloss. Die grossen Kriege zu Anfange dieses Jahrhunderts haben den wandernden Vogelhändlern Eintrag gethan.

Bei Imst theilt sich die Strasse. Die eine führt an dem Ufer des Inns, den sie bei Magerbach überschreitet, nach der reichen Cisterzienserabtei Stams, und von dort nach Innsbruck; die andere geht über Nassereit, ein schlechtes Dorf, wo man übrigens trefflich bewirthet wird, auf der Höhe fort. Der Eilwagen wählt diese letztere, welche an schönen Ansichten überreich ist. Das Innthal ist hier so erhaben und freundlich zugleich, wie kein anderes, das ich noch sah.

Bei Nassereit läuft die Strasse über Kempten und Füssen nach Baiern aus. Man findet hier bedeutende Zink- und Bleiwerke. Die Schlösser Sigmundsburg und Fernstein, und tief im Grunde Klamm, geben dieser Gegend einen hohen Reiz. Bei einer Wendung des Weges erblickt man das Kloster Stams, dessen prächtige Kirche die aus dem Schlosse Tirol hieher gebrachte Gruft der alten Grafen von Görz und Tirol und viele andere merkwürdige Gräber enthält. Kirche und Kloster schmücken schöne Fresken. Die Abtei liegt in einem engen, rauhen Seitenthale, das den Lawinen oft ausgesetzt ist. Man erzählt hier folgenden rührenden Vorfall.

Auf dem südlichen Gebirge, zwei Stunden über dem Kloster, stand ein Jägerhaus, das ihm gehörte. Der alte Jäger war gestorben, und seine sechs Kinder wohnten hier: ein Bursche von zwanzig Jahren und fünf Mädchen.

Ein anderer Sohn stand in des Stifts Diensten, und wohnte im Kloster.

Die grösseren Kinder waren am Neujahrstage zur Kirche nach Stams gegangen, und liessen eines der Mädchen im Stifte, um dort die Schule zu besuchen. Wie sie Abends nach Hause kehren, will der ältere Bruder an gewissen Merkmalen einen Lawinensturz prophezeyen. Er geht daher nicht schlafen, um das Wetter zu beobachten. Um zwei Uhr nach Mitternacht tritt er vor das Haus, und nun scheint es ihm bedenklicher als zuvor. Er eilt schnell hinein, um seine Schwestern zu wecken, aber es war zu spät; eine fürchterliche Lawine drückt das Haus in demselben Augenblicke zusammen und begräbt sie alle.

Es konnten mehre Tage vergehen, ohne dass jemand davon etwas erfahren hätte, wenn nicht glücklicherweise die Schneemasse den Lauf eines kleinen Bergstromes hemmte, dessen Ausbleiben in Stams Aufmerksamkeit erregte. Der Prälat sendet sogleich den im Kloster dienenden Bruder der Verschütteten hinauf, um nachzusehen. Dieser kehrt am Abend mit der Trauerbotschaft zurück: dass der Platz, wo das Haus gestanden, nicht mehr ausfindig zu machen sey. Den 3. Januar Morgens wurden sogleich Dienstleute abgeschickt; aber neue Lawinen, die niedergehen, vereitelten ihre Arbeit, und sie mussten vorläufig davon abstehen. Noch am 4ten waren Sturm und Schneegestöber so heftig, dass niemand es wagen will, einen neuen Versuch anzustellen. Trotz der Fruchtlosigkeit der Bemühungen wird aber dennoch die Gemeinde von dem Prälaten aufgeboten, und man steigt am 5ten endlich wieder den Berg hinan, um jetzt wenigstens die Leichen auszugraben.

Der Schnee und die Steine werden weggeräumt, und man stösst auf das Dach, das sorgfältig aufgehoben wird. Das erste, was sich den Blicken zeigt, sind die zerquetschten Leichname von zwei Töchtern, welche hier ihre Schlafstelle hatten. Das herabgestürzte Gebälk hinderte noch die Annäherung zu den Uebrigen, welche man auch todt zu finden glaubte. Aber plötzlich hören sie

eine schwache Stimme, die einzuhalten bittet — es ist die Stimme des Sohnes — er fürchtet, dass man ihm in den Kopf haue. Ueberrascht halten die wackern Leute einen Augenblick inne, dann fahren sie mit Vorsicht fort und sind so glücklich ihn — dem Anscheine nach — gesund an das Sonnenlicht zu bringen. Von seiner ältern Schwester wusste er nichts, als dass sie in der Kammer schlafe. Nun arbeitet man sich auch bis zu ihr durch und findet sie zwar noch lebend, aber äusserst schwach. Nur das kleinste der Geschwister fehlte noch, dessen Schlafstelle von den Geretteten angegeben werden kann. Ein Bauer kriecht bis dahin und ist bemüht, das Kind bei den Füsschen herauszuziehen; er selbst hat sich aber so tollkühn vorgewagt, dass er nicht mehr im Stand ist, sich durch den Schutt zurück zu winden. Auf sein Geschrei muss er nun selbst mit dem Kinde befreit werden. Auch dieses lebte noch. Die Verschütteten hatten 82 Stunden in ihrem Grabe gelegen. Wie im Triumphe wurden die drei Kinder in die Prälatur getragen, wo sie bei den Mönchen, die auf das Schrecklichste gefasst waren, Freude und Dankgefühle veranlassten. Der Sohn erzählte, dass er eben, als das Haus einstürzte, auf das Ofengestell klettern wollte, aber in eine solche Lage kam, dass er den einen Fuss nicht mehr nachziehen konnte, und ihn daher während der langen Zeit hängen lassen musste. Er war gelähmt und erfroren, der Brand stellte sich ein, und der so wunderbar Gerettete musste nach wenigen Tagen dennoch sterben. Das grössere Mädchen genas nach und nach, und das Kind litt an Gicht, wovon es aber auch hergestellt wurde. Der Bruder sagte vor seinem Tod aus, die Zeit in der verschütteten Hütte sey ihm nicht lang geworden. Er glaubte in der nämlichen Nacht befreit worden zu seyn. Alle anderen kummervollen Empfindungen wichen dem Durste. „Mir war, als könnte ich mein ganzes Leben so daliegen," sagte er, „wenn ich nur zu trinken gehabt hätte." Er kratzte Schnee mit Staub und Erde aus einer Ritze, um sich daran zu laben. Wie er die Retter über sich sah, dachte er: der Himmel öffne sich, und alle Heiligen stiegen zu

ihm herab. Das Mädchen war nur weniger Empfindungen mächtig gewesen, und hatte grösstentheils in einem Zustande der Betäubung gelegen. Sie erwartete ruhig den Tod und hoffte, dass man ihre Leichname, wenn der Schnee geschmolzen wäre, wieder finden und begraben würde. —

Die nächste Umgebung des Klosters ist gut angebaut und mit einer Menge von Bäumen und Gesträuchen geziert. Die Gebäude sind gross und prächtig, und gewähren einen schönen Anblick. Sie wurden 1272 von Meinhard, Herzog von Kärnthen und Graf von Tirol, erbaut. Die Kirche enthält sein Grabmal, und ausserdem eine Menge von Zierrathen und Schnörkeln, die sie der Geschicklichkeit und dem angestrengten Fleiss eines alten Prälaten verdanken soll. Obgleich reich an Gemälden, ist ausser einem von Schöpf nichts Erhebliches hier zu finden. —

Nach diesem Abstecher zu den interessantesten Punkten des Oberinnthals kehrte ich nach Landeck zurück, um meine Reise fortzusetzen. Indem ich von hier mit dem Eilwagen nach Bregenz fuhr, wurde ich durch einen melodischen Namen lebhaft an Jean Paul erinnert. Es war der „Rosanabach," der zu meiner Linken dahinfloss. Wer erinnert sich nicht der schönen Schilderungen aus dem Rosanathale, welches Walt in Gesellschaft des Generals Zablocki und seiner Tochter Wina durchwandert? Jean Paul hat sicherlich nicht dieses Tiroler Thal beschreiben wollen, das übrigens auch nicht nach dem Bache heisst, sondern Stanzerthal genannt wird. Mit jenem Rosanathal aber meinte er ein ihm sehr wohlbekanntes, welches er von Bayreuth aus oft zu durchpilgern pflegte, und das eines der lieblichsten im weiten Vaterlande genannt zu werden verdient. Es ist das Thal der Wiesent, am Abhange des Fichtelbergs, das sich von Muggendorf nach Weischenfeld erstreckt, und das auch ich einst, während ich in Jean Pauls Nähe weilte, mit lieben Freunden und Freundinnen durchzog. Den Namen Rosana jedoch hat er von diesem Gränzbache Tirols

entlehnt, wie er zu thun pflegte, wenn er auf melodische oder bezeichnende Namen Jagd machte.

Ich spreche von dem Gränzbache Tirols, und wahrlich nicht ohne Trauer schreibe ich es nieder, wir nähern uns der Gränze des schönen Landes. Schon ziehen die Pferde keuchend die Diligence den hohen Arlberg hinan, mit Sonnenaufgang haben wir seine Höhe erreicht, und wenn wir von der Poststation Stuben abwärts fahren, so sehen wir ein Land vor uns, das von dem Berge, vor dem es liegt, das „Vorarlbergische" genannt wird. Aber der Charakter des Ganzen bleibt schon noch eine Weile unverändert, und die Berge auch lassen es sich nicht wehren, ihre Riesenarme in das Vorarlbergische hineinzustrecken, und es brüderlich fest an das Tirolische zu klammern.

Sonst war der Weg über den Arlberg, der in Tirol ziemlich allgemein „der Adlerberg" geheissen wird, voll Gefahren und Schrecknissen. Jetzt ist die Strasse zwar gut, jedoch im Winter den Lawinen ausgesetzt. Im Jahr 1386 wurde ein Hospiz auf dieser Höhe gestiftet, welches die St. Christophs-Brüderschaft heisst. Ihr Stifter, ein armer Findling, war ein ausserordentlicher Mensch, dessen Gedächtniss den spätesten Zeitaltern aufbewahrt zu werden verdient. Ich theile hier die Urkunde der Stiftung in ihrer alterthümlichen Sprache mit.* Man wird daraus am besten den hohen Geist des Stifters kennen lernen.

„Ich Hainrich Fündlkind. Wann mein Vater, der mich da fand, hiess der Mayr von Kempten, der verdarb von Bürgschaft wegen; der hatte neun Kind, dess war ich, Hainrich Fündlkind das zehente. Da schlug er uns halb aus, dass wir gingen und dienen sollten. Da kam ich H. F. zu zwei Priestern, die wollten gen Rom gehn. Mit denen ging ich über den Arlberg und kamen zu Jaklein ober Rein. Da sprach Jakl: wo wollt Ihr mit dem Knaben hin? da sprachen die Herrn: er ist zu uns kommen auf dem Feld; da sprach Jakl: wollt Ihr ihn

* Die Rechtschreibung ist der Deutlichkeit wegen verändert worden.

hie lassen, dass er uns das Vieh hüt'? da sprachen sie: was er thut, das ist uns lieb. Da dingten sie mich und gaben mir das erste Jahr zween Gulden. Da war ich bei dem ehgenannten Jaklein zehn Jahr; da ging ich mit ihm zur Kirchen in dem Winter und trug ihm das Schwert nach; da bracht man viel Leut, die da waren in dem Arlberg, in dem Schnee verdorben, denen hatten die Vögel die Augen ausgegessen und die Kehlen ab, das erbarmt mich H. F. so übel, da hatt ich 15 Gulden verdient mit dem Hirtenstab, da ruft ich und sprach: Ob jemand wollt nehmen die 15 Gulden und einen Anfang wollt anheben auf dem Arlberg, dass die Leut also nicht verdürben. Das wollt niemand thun, da nahm ich den allmächtigen Gott zu Hülf und den lieben Herrn, der ein grosser Nothhelfer ist Sanct Christofln und fing an mit den 15 Gulden, die ich mit dem Hirtenstab hatt' verdient um Jaklein ober Rein, und den ersten Winter da half ich 7 Menschen des Lebens mit dem heiligen Almosen. Seit desselben Males hat mir Gott und ehrbare Leut geholfen 50 Menschen des Lebens, und den Anfang hub ich an *Anno Dei MCCC octuagesimo VIto in die Johannis Baptistae.*" —

Herzog Leopold von Oesterreich ertheilte diesem grossen Menschenfreunde landesfürstliche Freiheit und verbrüderte sich ihm selbst mit mehren Fürsten. Das Brüderschaftsbuch im Original ist eines der schätzbarsten Denkmäler jener Zeit (1386—1414). Es ist auf Pergament, gross Quart und beinahe eben so dick als lang. Jedes Mitglied liess sein Wappen bei seiner Verbrüderung hineinmalen, und machte sich zu einer kleinen Abgabe verbindlich. Der Stifter Heinrich das Findelkind, wie er sich selbst nannte, durchzog Deutschland, Böhmen, Croatien, Polen, um sein Vorhaben durchzusetzen. Daher findet man viele edle Geschlechter aus diesen Ländern unter den Mitgliedern. Folgendes war seine Aufforderung:

„Liebe Kind! Ihr sult wissen, dass Ihr mer Almusen sult geben auf den Arlberg zu Weg und Steg, und zu einer elenden Herberg, da man inbeherbergt arm und reich. Wer da all Abend ausgehen, rufen ich oder mein

Knecht, Jeglicher mit 4 Schneereifen und wen wir immer im Schnee finden, den tragen wir in die elende Herberge und geben ihm das Almusen, um dass er für mag kommen." —

Welche treuherzige Biederkeit spricht aus diesem Allen. Mit welchen geringen Mitteln konnte in jener Zeit Grosses gewirkt werden, weil der Wille so stark war. Wie viel müssten wir wohl zusammenbringen, um ein solches Hospiz zu errichten, und welches hohen Schutzes glaubten wir dabei nicht entrathen zu dürfen, um so etwas nur zu beginnen? —

Die nächtlichen Zusammenkünfte junger Burschen und Mägde sind im Oberinnthale besonders üblich. Man nennt diesen Gebrauch: „s Haingarteln z' Nachten."

Wenn aber die andern einem solchen heimlichen Verständniss auf die Spur kommen, fehlt es nicht an Neckereien und Strafen für das Liebespärchen. In den Dörfern des Gerichts Ehrenberg schleichen sie einem Liebhaber nach, wenn er Nachts zu seinem Mädchen geht. Hierauf werden Kleidungsstücke, den seinen ähnlich, auf ein Kreuz gehängt, und diese Vogelscheuche an dem Dache der Wohnung des Mädchens aufgerichtet. So wissen dann die Leute am Morgen das ganze Geheimniss.

Kommt ein Fremder aus einem andern Dorfe auf den Einfall, einem Madl seine Liebe zu bezeugen, so lassen ihn die jungen Bursche ruhig herein, dann aber, wenn er fort will, wird er mit Tannenästen zerworfen, die vor den Hütten zur Feuerung aufgeschichtet liegen. Diess heisst: „Aeschten." Nach solchen Abenteuern hat jedoch der Liebhaber die Gunst des Mädchens nur desto mehr.

Im Bregenzer Walde wird Einer, der in ein fremdes Dorf zum Madl schleicht, mit dem Kopf in den Gemeindebrunnen getaucht, und mit einer Kuhglocke um den Hals heim escortirt.

Hier im Oberinnthale wird wieder der „Schnoda- oder Almerhupferl" und der gellende Jodler gehört, der uns im südlichen Theile des Landes ganz entschwunden war. Zu unterscheiden sind unter diesen „*Gsangeln*," zuerst die *Gasslreime*, erotischen, die *Trutzliedl*, satyrischen und endlich die *Schnoddahagn*, epigrammatischen

Inhalts, welche Letztere besonders beim Tanze gesungen werden. Hang zu Poesie und Musik sind hier überall verbreitet. Selten fehlt in einer Hütte die Waldflaut, die Schwegelpfeife, das Hackbrett oder die Maultrommel. Ich füge hier ein paar der originellsten Melodien bei, nach welchen ein grosser Theil der üblichsten Lieder gesungen werden kann. Auch ein Gemsenjägerlied finde hier seine Stelle, das eine gar frische und heitere Weise hat. *

* Ich kann nicht umhin, hier ein Schnodahupferl nebst seiner französischen Uebersetzung zur Belustigung meiner Leser mitzutheilen, wie es Herr *Marcel de Serres* den Seinigen zu Nutz und Frommen geliefert hat:

Lustig und alert
's weiss kein Mensch, wie lang's währt,
Währt's wie lang es da wöll,
Und kein Mensch kommt in d' Höll!

Geh' weg von mein Fenster,
Hör' auf zu singa!
Wenn's D' mein rechter Bua wärst,
Wär'st schon lang herinna!

Wenn Sonn' und Mond steht,
Und kein Wind mehr geht,
Und der Bach aufwärts rinnt,
So lieb' i Di g'schwind!

Ami, le plaisir t' appelle, livre-toi à la gaité;
Profite de l' instant, sais-tu combien dure la joie?
Ne crains rien!
Les dieux punissent-ils d'innocens plaisirs? —

Pourquoi sous ma fenêtre discrète,
Soupires-tu plaintive romance?
Si tu étais l'amant de mon coeur,
Serais-tu loin de ton amie?

Dès que le soleil dore la cime des monts,
Que le vent agite la feuillée,
Que le ruisseau descend dans la prairie,
Mon coeur palpite et c'est pour toi!

So verstehen uns unsere Nachbarn! — Im letzten Couplet wird gerade im Französischen das Gegentheil des Deutschen ausgedrückt. Und solche Leute reisen durch Tirol, und erzählen der Welt, was sie gesehen und gehört haben!

(Zu Seite



A. Lewald, Tir



3.

' Jäger haben fröhlichen Muth,
eck'n den Gamsbart auf'n Hut,
:agen frei Pulver und Blei,
ebenbei lieben sie treu.

I. (Zu Sei



A. Lewald, Tirol.

II. (Zu Seite 404.)



Und nun mein Tirol, auf Wiedersehen! der Arlberg ist erreicht, und auf herrlicher Strasse rollt der Wagen zur ersten Station im Vorarlbergischen: Bludenz. Der Abschied sey kurz, wie man ihn bei geliebten Gegenständen zu nehmen pflegt, und wahrhaftig ich fühle, dass ich weich werde! —

Der Bodensee.

Die grotesken Felsenformationen verschwanden nun nach und nach, so wie wir uns Bludenz näherten. Die Cultur des Bodens, der schon viel Ebenes zeigte, trug nicht mehr den Charakter jener malerischen Mühseligkeit, wie wir sie noch vor kurzem anstaunten. Wir fuhren durch das Klosterthal und hatten den freundlichen Alfensbach zu unserer Linken.

Mir bleibt von dieser Fahrt wenig aufzuzeichnen. — Ein junger ungarischer Officier, mein Nachbar in der Diligence, ergoss sich unaufgefordert in Lobeserhebungen Schillers, und als er keinen Widerspruch fand, zog er kaltblütig einen Gräzer Nachdruck des grossen Dichters aus einer Seitentasche und fing pathetisch und mit starkem magyarischem Accente das Lied von der Glocke zu declamiren an. Ich sah ihm vertrauenvoll lächelnd in die Augen, weil ich mir einen Spass darunter dachte; als er aber die Stimme immer mehr und mehr erhob und die Worte donnerte:

„Der Mann muss hinaus ins feindliche Leben!"

da überschaute ich mit einem Male das Entsetzliche meiner Lage und war nahe daran, aus dem Wagen zu springen. Aber ich war müde, und die Pferde flogen; ich besann mich daher eines Bessern. Ich warf mich in meine Ecke zurück, biss die Zähne zusammen und drückte die Augen zu. Es währte nicht lange und sein Singsang hatte mich eingeschläfert.

Das Rütteln auf dem Bludenzer Strassenpflaster weckte mich erst auf; die Glocke war gegossen und mein Ungar

still, und auf dem Laden des Apothekers, der Post gegenüber, las ich mit grossen, goldenen Lettern:

Ars longa, vita brevis!

Die anderthalb Posten bis Feldkirch schienen mir eine Ewigkeit zu dauern. Nach dem Gesehenen will diese Einförmigkeit nicht behagen. So wie man sich aber jenem gewerbfleissigen Orte nähert, gewinnt die Gegend wieder an Reiz. Man fährt durch ein anmuthiges Defilé, dessen Höhen mit schönen, grossartigen Gebäuden geziert sind, die nicht mehr bäuerisch, nicht mehr alterthümlich aussehen. Es sind Fabriken. In dem Wirthshause findet man alles schon auf andere Weise; die Nähe der Schweiz macht sich bemerkbar. Es herrscht mehr städtischer Luxus; die Speisen, obgleich nicht sehr gewählt, werden mit grösserer Prätension angerichtet; der Landwein weicht dem Markgräfler und Veltliner, und der Wein vom nahen Bodensee wird offenherzig als nicht besonders empfohlen.

Ueber Gözis, Dornbirn und Hohenems ging von hier der Weg nach Bregenz, wohin wir erst sehr spät gelangten. Nun hatten wir die letzte Gränze unserer Reise erreicht: wir befanden uns an den Gestaden des Bodensees, der von Vielen „das schwäbische Meer“ genannt wird. Dem kleinen, freundlichen Ländchen, mit den anmuthigen Zwergbergen und den engen, schattigen Thälern, deren übervölkerte Dörfer im Blüthenduft lagern und mit Düngerhaufen verschanzt sind, mag der Bodensee immerhin als Meer gelten.

Aus dem Fenster unsers Zimmers sahen wir nach dem Sanct Gebhardsberg, der vor einigen Jahren den Einsturz drohte und Stadt und Umgegend in keine geringe Angst versetzte. Mitten in der Nacht hörte man ein Getöse gleich einer starken Kanonade, das man sich nicht zu erklären wusste. Am Morgen sah man, dass sich aus der Flanke des Berges grosse Fragmente losgelöst hatten und herabgestürzt waren. Diess dauerte viele Wochen, und das Getöse soll besonders zur Nachtzeit schaurig zu hören gewesen seyn. Seitdem ist es wieder ruhig geworden; die Behörde hat den Berg untersuchen lassen, und man versichert, dass keine Gefahr

mehr obwalte. Es war mir interessant, dass dieser äusserste Sprössling der Tiroler Alpen, der gleich einer Vedette in die Wasserebene schaut, doch auch noch etwas auf seine Würde hält, und einen so grossartigen Lärm zu machen keinen Anstand nimmt.

Die Aussicht, die man von oben hat, ist herrlich. Man sieht den Arlberg mit seinen Gletschern (Kaltenferner), den hohen Sentis und die andern Berge von Sanct Gallen, und den ganzen Bodensee mit seinen fruchtbaren und schönbebauten Ufern. Da der St. Gebhardsberg leicht zu besteigen ist, so sollte es kein Reisender unterlassen, sich diesen Genuss zu verschaffen.

Wer in Bregenz länger verweilt, versäume auch nicht die ersten Arbeiten der Angelica Kaufmann zu besehen, welche sie in ihrem vierzehnten Jahre, als sie noch im Haus ihres Vaters lebte, verfertigte. Sie werden von ihren Verwandten, der Familie Aberer, aufbewahrt. Angelica war aus dem Alpendorfe Schwarzenberg im innern Bregenzer Walde gebürtig.

Wenn der Bodensee das schwäbische Meer genannt wird, so will ich gern zugeben, dass man Lindau mit dem Titel des baierischen Venedigs beehre. Es liegt wirklich in den Wellen des Sees, und wenn es gleich nur durch eine kleine Brücke mit dem Ufer zusammenhängt, so zeigt es doch nach der Bregenzer Seite hin eine Reihe schöner, hellangestrichener Fronten mit vielen Fenstern. Obgleich uns hier nicht Palladio's Façaden und Sansovino's Kuppeln entgegenstrahlten, aus den grünen Wellen am fernen Horizont auftauchend, so setzte mich doch alles in eine so freundliche Stimmung, dass ich mit keinem ehrlichen Baiern oder Würtemberger rechten mag, der auf den Gedanken kommt, Lindau das deutsche Venedig zu nennen.

Von Bregenz bis Lindau stösst Garten an Garten, Villa an Villa. Es ist ein Etwas über diese Gegend verbreitet, was die Ufer des Rheins charakterisirt, ein Segen, den dieser Fluss wie befruchtenden Thau mit sich führt. So wie man sich ihm nähert, stösst man nicht nur auf Gewerbregsamkeit und Wohlstand, wie sie andere Ströme

auch an ihren Ufern sehen, sondern es ist eine Wohlhäbigkeit, ein bürgerlicher Glanz, ein verständiger Lebensgenuss überall zu spüren, der wahrhaft erfreulich selbst den Durchreisenden schon anweht.

Bregenz zeigt in seinem Innern Leben und grossartigeres Treiben; es ist die Brücke, auf welcher man aus Tirol in die Schweiz gelangt; Handel und Wandel regen sich; die Reisenden kommen bei Nacht und Tag; das fabrikfleissige St. Gallen ist in wenigen Stunden erreicht. In Lindau sieht es stiller aus; die Strassen sind reinlich und wie ausgekehrt; es ist das letzte Gränzstädtchen eines kleinen Staates; der Hafen war leer, und ich glaube nicht, dass man ihn wohl jemals anders zu sehen bekommen kann.

Die fernen Ufer des Sees waren in Dunst gehüllt, und die Sonne spiegelte sich in der ruhigen Wasserfläche, die ihrer Ausdehnung nach ganz respectabel ist.

Bald näher, bald weiter vom Gestade ab zieht sich die Strasse nach Friedrichshafen, wo das Dampfschiff, das von Rorschach herüberkommt, die Passagiere aus der Schweiz mitbringt, welche nach Stuttgart wollen.

Hier war nun meine Tiroler Reise geendet. Was ich durch Anschauung, was ich aus der Geschichte dieses Landes gelernt, die vielen kleinen unscheinbaren Züge, die ich mit Sorgfalt gesammelt, alles hatte dazu beigetragen, mir ein grosses, lebendiges Bild von Tirol und den Tirolern zu geben. Mit der gewissenhaftesten Aufrichtigkeit überreiche ich hier meine Sammlung dem Publicum. Es ist keine Geschichte, keine Statistik, keine Topographie von Tirol; was von diesem allen hier gefunden wird, sollte nur dem Zwecke dienen, die Schilderung von Natur und Sitten zu vervollständigen. —

— — Wir stiegen in den Nachen und durchschnitten die stillen Gewässer. Es war ein schöner Herbstabend, den der frühe Mond schon zierte, während noch ein glühendes Abendroth sich über den Münster von Kostnitz ausspannte. Der Kahn schaukelte, der See plätscherte, meine liebe Gefährtin hatte meine Hand ergriffen und drückte sie sanft; es war ein Moment zu holden Träumen

geschaffen. Vergangenheit und Zukunft berührten sich; die Gegenwart verschwand. Ein starker Ruck erweckte mich erst spät; wir waren gelandet. Ehe ich den Nachen verliess, kehrte ich mich aber nach Osten, wo die Nebel der Nacht bereits alle Gegenstände umfangen hatten, und sandte die herzlichsten Grüsse meinen lieben Freunden in Tirol! —

Anhänge.

A.

Erster Anhang.

1. Kurze Bemerkungen und 2. Reiserouten in und durch Tirol.

I. Von Bregenz nach Innsbruck.
II. „ Landeck (durch die Finstermünz) nach Meran und Botzen.
III. „ Mailand nach Innsbruck.
IV. „ Innsbruck (durch das Oetzthal) nach Meran.
V. „ Meran (durch Passeyer) nach Sterzing.
VI. „ Innsbruck (über den Brenner) nach Botzen, Trient und Verona.
VII. „ Roveredo nach Riva und dem Gardasee.
VIII. „ Trient nach Riva und dem Gardasee.
IX. Durch die Thäler Nonsberg und Sulzberg (Val di Non und Val di Sol.)
X. Durch das Fleimser und Fassaner Thal (Val di Fassa und Val di Fiemme.)
XI. Von Trient (durch das Val Sugana) nach Venedig.
XII. „ Brixen (durch das Pusterthal) nach Villach.
XIII. „ Brunecken (durch das Tefereggenthal) nach Mittersill im Pinzgau.
XIV. „ Brunecken (durch Enneberg und Gröden) nach Botzen.
XV. „ Innsbruck (auf der neuen Strasse über Ampezzo) nach Venedig.
XVI. „ Salzburg nach Innsbruck.
XVII. „ Innsbruck (durch das Zillerthal über die Gerlos) nach Salzburg und Gastein.

Kurze Bemerkungen für fremde Reisende in Tirol.

Man rechnet allgemein nach dem 24 Gulden Fuss, wonach der Zwanziger Vier und zwanzig Kreutzer gilt und der östreichische Gulden fl. 1. 12 kr. beträgt.

Gold.		Conv. Mz.			24 fl. Fuss.		Zwanziger oder Lire aust.		
Ducaten	fl.	4	30	fl.	5	24	13	50	C.
Sovereign		13	20		16	—	40	—	
Napoleon		7	35		9	6	22	75	
Silber.									
Conventionsthaler		2	—		2	24	6	—	
Kronen oder Brabanter-Thaler		2	12		2	42	6	60	

Um Botzen, wo die Abusiv-Währung eingeführt ist, gilt der Zwanziger 25 kr. und der Kronenthaler fl. 2 48 kr.

Posten.

Der Posttarif in Tirol ist fl. 1 12 kr. (1 Gulden Münz) für ein Pferd pr. Post und 36 kr. (30 kr. Münz) pr. Pferd für den Postillon.

Ein Wagen kostet 36 kr. pr. Post.

Die bedeutendsten Gegenstände, die der Reisende in Augenschein zu nehmen hat, sind:

Das Oberinnthal von Finstermünz nach Innsbruck.
Das Etschthal bei Meran.
Das Oezthal mit seinen Gletschern.
Die Strasse über das Wormser Joch.
Das Etschthal unterhalb Trient.
Die Thäler di Non und di Sol.
Der Lago di Garda.
Fassa, Gröden und Enneberg mit ihren Dolomit-Felsen.
Das Heiligenbluter Thal mit dem Gross-Glockner.

Fusstour auf 6 Wochen oder 2 Monate.

(* Bedeutet: Fahrweg. † Beschwerliche oder gefährliche Gebirgswege.)

Von Innsbruck:
Ausflug nach dem Sollstein.
* Schönberg.
* Ambras.

* Zirl. Martinswand.
* Umhausen.
Oezthal und Gletscher.
† Timbler Joch.
Hofers Haus.
Meran.
* Finstermünz.
* Wormser Joch (Monte Stelvio.)
* Bormio.
† Tonal-Pass.
Cles im Val di Non.
* Val di Non.
* Trient.
* Riva und Gardasee.
* Roveredo.
* Zurück nach Trient.
* Botzen.
Castelruth.
Gröden.
Enneberg.
Brunecken (Pusterthal.)
Antholz.
Tefereggenthal.
Wendisch Maltrey.
† Pass von St. Ruprecht.
† Heiligenblut.
Raurisertauern.
Bad Gastein.
Werfen und Pass Lueg.
Abtenau und Gosau.
Hallstädter See.
Aussee.
Ischl.
Gmunden.
Traunfall.
Salzburg.

Tour zu Wagen.

Von München nach

Tegernsee Kreuth Achensee Schwatz Innsbruck	in zwei bis drei Tagen zurückzulegen.

oder:

Von München nach
Rosenheim.
Traunstein.
Salzburg.
Ischl und Hallstadt.
Aussee.
Lietzen.
Radstadt.
Bad Gastein.
Werfen.
Salzburg.
Berchtesgaden.
Reichenhall.
Pass Strub.
Schwatz.
Innsbruck.
Brenner.

Zu Fuss nach Gröden und über Castelruth nach
Botzen.
Trient.

Von hier Abstecher zu Wagen nach dem Val di Non, dann zurück nach Trient.
Roveredo,

zu Wagen nach dem Gardasee, und dann wieder zurück nach
Botzen.
Meran.
Prad.

Excursion über das Wormser Joch nach Bormio und zurück durch das Vintschgau nach

dem Pass von Finstermünz.
Landeck.
Imst.
Excursion zu Fuss nach dem Oetzthal und zurück; die ganze Tour kann dann beendigt werden:
1. über Landeck und dem Arlberg nach dem Bodensee,
2. über Imst und Füssen nach Augsburg, oder
3. über Zirl und Mittenwald nach München.

Reiserouten.

I. Von Bregenz am Bodensee nach Innsbruck (über den Arlberg).

$56^1/_2$ deutsche = 147 englische Meilen.

Ein Eilwagen geht einmal die Woche und correspondirt mit dem Wagen von Botzen und Verona, den er in Landeck trifft.

Mit Postpferden erreicht man Landeck in einem Tage und den zweiten ist man in Innsbruck.

Der Pass über den Arlberg ist interessant. (S. darüber p. 396.)

Bregenz. Gasthöfe: Goldener Adler (Post) gut. — Schwarzer Adler. — Weisses Kreuz. — 2300 Einw. (Bregantium der Alten. Tiberius und Drusus fochten hier gegen die Vindelicier.) Gebhardsberg. Appenzeller Gletscher. Sentis. Angelika Kaufmann. (S. p. 408.)

Das Dampfboot geht von Bregenz:

nach Rorschach	2	Stund.	fl. — 36	kr.
— Friedrichshafen	3	„	— 48	„
— Konstanz	3	„	1. 12	„
— Lindau	1	„	— 18	„
— Sernatingen	7	„	1. 30	„
— Ueberlingen oder Ludwigshafen	6	„	1. 18	„

Die Bregenzerklause auf dem Landwege nach Lindau.

Dornbirn. 4000 Einw. Muslinstickereien. Baumwollspinnereien.

Hohenems. ($2\frac{1}{2}$ M.) 2130 E. Zwei Schlösser. Zahlreiche Judenschaft, die einzige in Tirol. Die Familie Montfort besass neben Götzis zwei Schlösser, die jetzt in Ruinen liegen.

Feldkirch. (2 M.) Goldene Krone (Post). Nicht besonders; Hirsch. Sehr gewerbfleissig. 1600 E. Altes Schloss noch aus der Römerzeit. Dominicaner-Nonnen in Altenstadt halten eine Erziehungsanstalt.

Bludenz. (3 M.) Krone (Post). 1900 E. Nahe das Thal Montafun, dessen Hauptort Schruns, 12 M. von Bludenz.

Dalaas. (2 M.) Ansicht des Arlberges. Das Klosterthal.

Stuben. (2 M.) Armes Dörfchen, am Fuss des Arlberges. Hier nimmt man 2 Postpferde mehr. In $2\frac{1}{2}$ Stunden ist man jenseits des Berges. (Ueber den Arlberg S. p. 396.)

St. Anton. (2 M.) Gutes Posthaus. Von hier das Stanzerthal bis Landeck, von der Rosana durchflossen.

Flirsch. (2 M.) Wistburg, malerisches Schloss. Aussicht nach dem Oberinnthal, welches man in

Landeck erreicht. (2 M.) Dorf mit 1000 E. Schöne Lage. Hier kreuzen sich die drei Hauptstrassen, nach Italien über den Monte Stelvio (Wormser Joch, S. p. 369) oder durch den Pass von Finstermünz (S. p. 384), nach Innsbruck und nach Bregenz.

Jede Woche gehen Eilwägen nach Bregenz, Innsbruck und Botzen.

Nonnenkloster Zams. Schloss Kronburg. Schlachtfeld der Tiroler und Baiern 1703.

Imst. (3 M.) Post (gut und besser wie in Landeck). Stadt mit 3000 E. 1822 abgebrannt bis auf 14 Häuser. Canarienvogelzucht. (S. p. 396.)

Von hier lässt sich eine Excursion in das merkwürdige Oetzthal machen.

Nach Innsbruck führen von hier 2 Wege. Der eine am rechten Ufer des Inn, wo man aber keine Postpferde findet, und der andere, den der Eilwagen fährt, der sich

vom Inn entfernt, indem er die Imsterspitz, einen malerischen Pic, umgeht.

Nassereit. (2 M.) Post (gut). Von hier geht es über Füssen nach Augsburg. Hier werden die Ansichten des Oberinnthals immer grossartiger und erhabener. Man sieht jenseits des Inns die Oetzthalerferner, die Klamm u. s. w.

Obermiemingen. (2 M.) Die Strasse führt nahe am Inn.

Telfs. (2 M.) Die zweite Strasse von Imst mündet hier bei Zirl in die Poststrasse. (2 M.) Löwe (mittelmässig). Schloss Fragenstein. Hier läuft die Strasse nach München durch. Die Martinswand. (S. p. 1.)

Innsbruck. (8 M.) Von dem Fuss der Martinswand. (S. p. 12.)

Excursionen: Abtei Wilten oder Wiltau; Schönberg; Schloss Ambras; Martinswand; Weiherburg; Patscherkofel; Bauernkomödien der Umgegend.

Täglich gehen Stellwagen nach Hall und Schwatz.

Zwei Eilwagen wöchentlich nach Wien und über den Brenner nach Botzen und Verona. Ein Eilwagen wöchentlich nach Bregenz und München.

II. Von Landeck nach Meran und Botzen

(durch den Pass von Finstermünz).

$54\frac{1}{2}$ deutsche = 167 engl. Meilen.

Ried. (2 M.) Guter Gasthof. Man sieht hier die Oetzthalerferner.

Pfunds und Stuben. (2 M.) Hier beginnt der berühmte Pass von Finstermünz, 2800 Fuss über dem Meeresspiegel. (S. p. 396.)

Nauders. (2 M.) Post und Lamm (beide gut). Dorf mit 1000 E. Das nahe Engaddin in der Schweiz. Schloss Naudersberg. Malserheide.

Mals. ($3\frac{1}{2}$ M.) Post (sehr gut), Hirsch. Hier beginnt das Vintschgau. Glurns in der Nähe. (S. p. 384.) In Glurns das Gasthaus zur Sonne. Das Münsterthal. Der Ortles und seine Gletscher. Hinter Schluderns biegt

die Strasse über das Wormser Joch rechts nach Pradt ab. Die Naturschönheiten dieser Strasse werden durch keinen Anblick in der Schweiz übertroffen. (S. p. 367.)

Egers. (2 M.) Unweit Schlanders beginnt der Wein. Herrliche Marmorbrüche, die den Carrarischen nicht nachstehen.

Latsch. (2 M.) Castelbell-Schloss. Ansicht von Meran und dem Etschthal.

Meran. (4 M.) 2200 E. (S. p. 267.) Hofers Haus in Passeyr erreicht man von hier in 5 bis 6 Stunden zu Fuss.

Botzen. (4 M.) (S. p. 125.)

III. Von Mailand nach Innsbruck.

(Ueber das Wormser Joch, Monte Stelvio.)

70 deutsche = 340 engl. Meilen.

Von Mailand bis Chiavenna mit dem Eilwagen, dann bis Tirano mit dem Postwagen.

Mit Extrapost kann der Weg wie folgt zurückgelegt werden:

Tag.	Von Mailand nach	Deutsche Meilen	Englische Meilen	in	
Erster	Varenna	11	53	6	Stunden.
Zweiter	Sondrio	11	53	6	„
Dritter	Bormio	13½	65	7	„
Vierter	Pradt	10	50½	9¼	„
Fünfter	Ried	9½	46¾	8	„
Sechster	Imst	5	24	5	„
Siebenter	Innsbruck	10	48	8¼	„

Die Tagereisen sind für Extrapost kurz; ein Vetturin kann eben so viel machen. Der Preis eines solchen variirt von 60 bis 100 fl. und ein Trinkgeld.

Monza. (2½ M.) Angelo. Falcone. 15,000 E. Alte Residenz der Lombardischen Herrscher. Cathedrale von der Königin Theodolinde erbaut. Sommerpalast des Vicekönigs.

Carsaniga. (2 M.) Die Brianza mit den Villen der reichen Milanesen.

L e c c o. (3 M.) Herrliche Lage am südlichen Ende des Comersees; beschrieben in dem Roman Promessi Sposi. 5000 E. Hier beginnt schon die Strasse über den Stelvio.

V a r e n n a. (3½ M.) Post (mittelmässig, doch schön gelegen.)

C o l i c o. (2½ M.) Ungesundes Dorf, wegen der herrschenden Malaria am nördlichen Ende des Comersees, und am Fusse des Monte Legnano. Das Dampfboot von Como landet hier und in Domaso, am gegenüberliegenden Ufer des Sees, einen Tag um den andern um 11 und 12 Uhr. Es legt die Fahrt in 5 Stunden zurück, und ein Omnibus bringt die Reisenden sogleich nach Mailand. Von Colico geht der Weg seitwärts nach Chiavenna und dem Splügen. Die Strasse nach dem Veltlin und über das Wormser Joch verlässt hier den See.

M o r b e g n o. (3 M.) Leone d'oro (schmutzig und theuer). Ungesunde Lage; der Name von Morbo.

S o n d r i o. (5 M.) Post (mittelmässig). Hauptstadt des Veltlin. 3784 E. Auf der Strada dei Zapelli nach dem Val Camonica.

Madonna di Tirano, kleines Dörfchen. Weg zum Pass des Bernina. Der schöne Puschiavo-See.

T i r a n o. (5½ M.) Post (schmutzig). Kleine Stadt von 2700 E. Sehr den Ueberschwemmungen der Adda und den Bergstürzen ausgesetzt.

B o l l a d o r e. (4 M.) Gutes Wirthshaus auf der Post, wo man den Strachino-Käse kosten muss. Malerisches Defilé La Serra, welches das Veltlin von dem Territorium von Bormio trennt.

B o r m i o (Worms). (4 M.) Post (schmutzig und schlecht). Lamm. Die warmen Bäder. (S. p. 367.)

S p o n d a l u n g a. (2 M.)

S a n t a M a r i a. (2 M.) Orteles.

F r a n z e n s h ö h e. (2 M.)

T r o f o i. (2 M.) Post gut.

P r a d t. (2 M.) Post gut.

Von hier nach M a l s und von da weiter nach Innsbruck, Route II.

NB. Die Beschreibung der Wormser Strasse finden die Leser ausführlich p. 367.

IV. Das Oetzthal; von Innsbruck nach Meran über das Timbler Joch.

Am besten geht man von Innsbruck nach Zirl (Route I.) und von hier über den Inn nach dem Cisterzienser Kloster Stams (gestiftet 1271 von der Mutter Conradins, des letzten Hohenstaufen).

Von Stams nach Silz, wo ein guter Gasthof: der Steinbock.

Von hier nach Schloss Petersberg auf einem bewaldeten Felsen. Hier wurde Margarethe Maultasche geboren.

Von Hainingen geht's nach Imst und von hier in's Oetzthal.

Saulens.

Oetz.

Dumpfen. Mit schönen Giessereien. Wasserfälle.

Umhausen. Hauptort. Gutes Wirthshaus. Der Wirth ist unterrichtet und sorgt für Führer.

Langenfeld. Hübsches Dorf.

Sulden.

Zwiefelstein. Grosser Oetzthaler-Ferner.

Von hier nach dem Hochwildspitz, oder nach dem Timbler Joch, und dann hinab nach Meran. (S. p. 267.)

V. Das Passeyerthal; von Meran nach Sterzing über den Jaufen.

Salthaus.

St. Martin. Hübsches, reinliches Dorf.

Am Sand. Hofers Haus.

St. Leonhard. Hauptort. Ruine von Jaufenburg. Hier theilt sich das Thal. 1) nach dem Jaufen und von hier nach Sterzing auf der Brennerstrasse nach Botzen. 2) nach dem innern Passeyer, dem Timbel-Joch und in's Oetzthal.

VI. Von Innsbruck nach Botzen, Trient und Verona über den Brenner.

(42½ deutsche = 204½ englische Meilen.)

Zwei Eilwagen jede Woche. Mit Extrapost in 15 Stunden von Innsbruck nach Brixen; 15 Stunden von dort nach Trient, und 12 von Trient nach Verona.

Der Brennerpass ist einer der ältesten, dessen sich schon die Römer bedienten, dabei ist er der bequemste, doch nicht eben ausgezeichnet hinsichtlich seiner Grossartigkeit.

Schönberg. (2 M.) Der Berg, den man hinauffährt, trennt das Sillthal vom Stubaythal. Herrliche Aussicht in das Letztere. Gletscher desselben.

Steinach. (2 M.) Post, gut und reinlich. Im Steinbock zeigt man Zimmer und Bett, wo Hofer den 13. April 1809 geschlafen, am Vorabende der Schlacht auf dem Isel. Die Gegend wird einförmig und rauh.

Brenner. (2 M.) 4700 Fuss über dem Meere. Wasserscheide zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere, indem die Eisak in die Etsch zum letztern, die Sill in den Inn zur Donau fliessen.

Sterzing. (2 M.) Krone, nicht besonders; Nagerl, sehr gut. Kleiner Flecken von 2000 Einw. Von hier biegt die Strasse über den Jaufen nach Passeyer ein. Hier erblickt man zuerst den Nussbaum. Schlacht auf dem Sterzinger Moos. Von hier geht es auf Mauls, wo ein treffliches Wirthshaus ist.

Mittewald. (2 M.) Post, gut. Die Befestigungsarbeiten bei Unterau. (S. p. 110.) Hier biegt man in's Pusterthal und in die Ampezzanerstrasse, den kürzesten Weg nach Venedig, reich an grossen Naturschönheiten.

Brixen. (2 M.) Elephant, theuer. Schmutzige Stadt mit 3200 Einw. Postwagen nach Triest über Villach und Laibach. Anfang des Weinbaues.

Kollman. (3 M.) Der Post gegenüber das Schloss Trostberg, romantisch gelegen.

Deutschen. (2 M.) Die Hörner des Dolomitberges Schlern können hier gesehen werden.

Botzen. (2 M.) Kaiserkrone, sehr gut; Mondschein, gut. Oberbotzen; Ritten; Domkirche; Friedhof.

Abstecher: Kastelruth; Gröden; Seiseralp; Siegmundskron; Eppan; Kaldern; Farnthal u. s. w.

Zwei Eilwagen wöchentlich nach Innsbruck und Verona; einer nach Meran und Bregenz.

Brandzoll. (2 M.)

Neumarkt. (2 M.) Von hier geht die Fahrstrasse nach Fleims und Fassa.

Salurn. (2 M.) Krone, gut. Malerische Ruine.

Lavis am Avisio. (2 M.) Maulbeerpflanzungen.

Trient, Trento. (2 M.) Rosa; Europa; beide gut. Der Dom, dem h. Vigilius geweiht; Sta. Maria Maggiore mit dem Gemälde des Conciliums, worauf die Bildnisse von 7 Cardinälen, 3 Patriarchen, 73 Erzbischöfen, 235 Bischöfen, 7 Aebten, 7 Ordensgeneralen, 146 Professoren der Theologie u. s. w.

Von hier geht die an Naturschönheiten überreiche Strasse durch das Valsugana über Pergine nach Venedig. (S. p. 237.)

Roveredo, Rovereith. ($3\frac{1}{2}$ M.) Rose, Krone, Cavalletto. Letzteres sehr gut. Seiden-Filanden und Filatorien. Filanda-Bettini; Filatorio-Tacchi.

Von hier nach Riva und dem Gardasee.

Das Etschthal wird von hier nach Ala das Lägerthal, *Val Lagarina* genannt. Der Bergsturz *Slavini di San Marco.*

Ala. (2 M.) 3700 Einw.

Die letzten Tiroler-Orte sind Avis und Borghetto.

Peri. ($2\frac{1}{2}$ M.) Die erste Station in der Lombardei. Die Klause von Volargne, oder die Veroneser Klause.

Volargne. ($2\frac{1}{2}$ M.)

Verona. (3 M.) Due Torre, Torre di Londra, Gran Parigi. Ersterer Gasthof sehr gut.

VII. Von Roveredo nach Riva und dem Gardasee.

3 deutsche = $14\frac{1}{2}$ engl. Meilen.

Gute Strasse. Bei Favorita geht eine Fähre über die Etsch. Mori; der Loppio-See. Nago. Torbole am See.

Riva, Al Sole. Von aussen schmutziger als von innen. Ein Zimmer 2 Franken; Essen 3 Franken. (S. p. 216.)

Das Dampfboot geht 3 Mal die Woche von Desenzano nach Riva, und kehrt am andern Tage dorthin zurück.

Am westlichen Ufer: südlich von Riva, bei Ponal der Wasserfall des Ledro.

Am östlichen Ufer: der Monte Baldo.

Westlich: Limone.

Oestlich: Malsesina mit einem Fort.

Westlich: Campione mit der Kirche Maria di Monte Castello. Südlich von hier bedeckt sich das Ufer mit der üppigsten Vegetation, Villen, Kirchen und Ortschaften: Bogliaco, mit einer Villa des Grafen Petrini; Toscolano mit Papiermühlen; Maderno, ein grosses Dorf.

Oestlich: Torri, mit einem wohlerhaltenen Castell und köstlichen Gärten.

Westlich: Salò, Stadt mit 4500 Einw. 3 Kirchen, herrlicher Anblick.

Oestlich: St. Vigilio, an der Spitze eines Vorgebirgs. Palast von San Micheli erbaut, mit Gärten, in denen antike Sculpturen.

Westlich: Garda, welches dem See den Namen gibt. Einsiedelei von Camaldulensern, wo Graf Algarotti seine Werke geschrieben.

Oestlich: Bardolino.

Westlich: Lazise. Hier landen die Reisenden nach Verona.

Am südlichsten Ende des Sees liegt das schöne Vorgebirge Sirmione, nebst einem alten Schloss aus den Zeiten der Scaliger; Ruinen der Villa Catulls.

Desenzano. Gasth. Porta Vecchia am See gelegen.

VIII. Von Trient nach Riva und dem Gardasee.

Malerischer Gebirgsweg, nicht fahrbar. Bei Trient geht man über die Etsch. Piave di Castello, Cadine, Baselga, Bezzeno, Masenzo am Toblinasee. Bei Pietra Murata kommt man zur Sarca und folgt ihr bis nach Arco (2000 Einw. Seidenbau; herrliche und gesunde Lage). Von hier nach Riva.

IX. Durch die Thäler Nonsberg und Sulzberg.

(Val di Non und Val di Sol.)

Viele der reichen Trientiner haben in dem herrlich schönen Thale Nonsberg ihre Villen; sonst wohnen auch hier heimische adelige Geschlechter auf ihren Schlössern. Die Sprache ist eine Mundart der italienischen. Der Gesundbrunnen von Rabbi ist sehr heilkräftig und besucht.

Von Norden kann man über den Tonal im Val Camonica in diese Thäler kommen; vom Nordosten aus Botzen über die Mendola; vom Norden aus Meran über den Gampen, und von Südost aus Trient und Salurn durch den fahrbaren Rocchettapass. Von hier besuchen die meisten Reisenden diese Thäler.

Man geht unterhalb Trient bei Lavis über die Etsch.

Am Noce (Nos) liegen Deutsch- und Welsch-Metz. (*Mezzo lombardo — Mezzo tedesco.*) Gleich dahinter beginnt der Pass der Rocchetta. (S. p. 249.) Auf dem rechten Ufer des Noce erblickt man:

Spor; die Schlösser Belfort, Bellasio, Corona. Von Denno biegt die Strasse nach Fondo ab und geht auf die linke Seite des Noce. Denno gegenüber sieht man das Schloss Thunn, Flavon, Tunno. Schloss Nano, von Palladio erbaut, ehemals Residenz der Bischöfe von Trient.

Cles, Hauptort des Thals. Gasthof: Aquila Imperiale (schlecht). Flachs- und Hanfbau. Schloss des Freiherrn von Cles.

Revò. Ein wenig oberhalb Cles, bietet die Aussicht in die Thäler Nonsberg, Sulzberg und Novella zu gleicher Zeit.

San Romedio, merkwürdiger Wallfahrtsort.

Cloz.

Arz.

Castel fondo (Fondo). Von hier geht's mit Muli weiter über den Gampen nach Meran.

Unsere liebe Frau im Walde.

Tisens.

Schloss Brandis.

Lana.

Meran.

Nach Botzen geht man über die Mendel; die Ansicht des Etschthales ist von hier überaus herrlich.

Val di Sole. Diess Thal beginnt unmittelbar hinter Cles. Es ist rauher und wilder als das Val di Non.

Malè, Hauptort.

Magras. Von hier geht der Weg in das Seitenthal Val di Rabbi, zu den schon genannten Bädern. Von Rabbi kann man über den Gleckberg nach dem Ultenthale zu dem dortigen, stark besuchten Mitterbad gelangen. Der Tonal schliesst das Val di Sol, an dessen Fuss der Noce entspringt. 1799 und 1809 fielen hier blutige Schlachten zwischen Tirolern und Franzosen vor. Ueber den steilen Tonal geht es nördlich in das einsame Pejothal, wo ebenfalls eine Mineralquelle angetroffen wird; südlich über Ponte di Legno in das Val Camonica. Ueber dem Corno dei Tre Signori führt ein Pass in's Veltlin, und von der Quelle des Noce in das Berninathal über die Gletscher. Doch ist dieser Weg sehr beschwerlich und wird selten gemacht.

X. Fleimser- und Fassathal.

(Val di Fiemme und Val di Fassa.)

Ein steiler Fahrweg führt von Neumarkt an der Etsch in das Fleimserthal. Schöne Aussichten nach allen Seiten.

Das Thal des Avisio oder Fleimserthal nimmt hinter Moena den Namen Passathal an. Sitten und Sprache sind italienisch.

Cavalese, Hauptort. Alte gothische Kirche, mit einem Marmorportal.

Predazzo. Bergwerke und Marmorbrüche. Von hier kann man nur mit Muli weiter.

Moena, am Seitenthale Pellegrino, von wo ein Pass in's Venetianische führt.

Das Fassathal beginnt hier. Die Dolomitenwelt.

Vigo, Hauptort. Der Gletscher Marmolada 6000 F. hoch. Von hier in's Grödenerthal und nach Castelruth.

XI. Von Trient nach Venedig durch das Val Sugana.

25 deutsche = $120\frac{1}{2}$ engl. Meilen.

Eine gute Fahrstrasse läuft durchs ganze Thal nach Venedig. Der Weg ist näher und reicher an Naturschönheiten, als der über Verona; man verliert jedoch diese Stadt selbst. Mit Extrapost reist man in 12 bis 14 Stunden von Trient nach Bassano.

Pergine. (2 M.) Herrliche Lage. Die Seen von Cadenazzo und Levico.

Borgo di Val Sugana. (3 M.) Aquila d'Oro, mittelmässig. 2400 Einw. Abstecher von hier in's Val Tesino.

Primolano. ($3\frac{1}{2}$ M.) Abstecher nach den Sette Communi und dem Bade Recoaro. Die Saumpfade führen dahin von Grigno über den Cima di Zugomalo und von Borgo über den Cima di Portale. Zwischen Primolano und Cismone bricht die Brenta ihr Bette durch den prachtvollen Engpass bei Covelo. Merkwürdige Höhle.

Bassano. (5 M.) La Luna in der Vorstadt, gut. 12,000 Einw. Romano, wo der Tyrann Ezzelino geboren wurde, der davon den Namen trug. In der Villa Rezzonica sieht man Canova's Tod des Socrates. Possagno, Canova's Geburtsort, mit der prächtigen, von ihm erbauten Kirche. Er verband darin das Peristyl des Parthenon mit der Kuppel des Pantheon; unter andern sieht man hier ein Altarbild von dem grossen Bildhauer selbst gemalt. Canova's Haus, il Palazzo genannt, enthält viele Kunstschätze.

Man kann von Bassano direct nach Vicenza und Padua gehen, oder über:

Rezzonico.

Mora.

Godego und

Villarasso nach

Castelfranco. (3 M.) Alte Stadt mit 3800 Einw. Hier wurde der Maler Giorgione geboren, von dem man eine Madonna mit dem Kinde in der Cathedrale sieht.

In der Sacristei befindet sich ein Frescobild von Paul Veronese.

Treviso. ($3\frac{1}{2}$ M.) Post; Aquila, 4 Corone. Hauptort der Provinz und Sitz eines Bischofs. 18,600 Einw. Manufacturen. Die alte Cathedrale zu St. Peter mit Gemälden von Titian, Bordona, Domenichino. Die gothische Kirche von San Nicolo, das Stadthaus, das Theater. In dem Monte di Pietà sieht man eine Grablegung von Giorgione.

Mestre. (3 M.) All' Imperatore. 4600 Einw. Am Strande der Lagunen. Mit der Gondel in 2 Stunden in Venedig. Der fahrbare Canal in den Lagunen ist mit Pfählen bezeichnet. Ein Boot mit 4 Ruderern kostet 10 Lire.

Venedig. (2 M.) (Siehe Neigebauer und andere Werke.)

XII. Von Brixen nach Villach durch das Pusterhal.

$29\frac{1}{2}$ deutsche = 142 engl. Meilen.

Wöchentlich ein Postwagen.

Das Puster- oder Rienzthal, ist nicht nur an sich, sondern auch durch seine Seitenthäler sehr interessant, wie noch durch die neue Strasse über den Ampezzopass, welche direct nach Venedig führt.

Man tritt in's Pusterthal indem man die Eisack überschreitet. Die Rienz fällt beim Kloster Neustift, unweit Brixen, in die Eisack. Am Eingange des Thals liegt Mühlbach.

Unter-Vintel. (2 M.)

Brunecken. (3 M.) Hauptort. 1500 Einw. Schöne Lage. Das Taufersthal.

Ueber den Krimmlertauern in's Salzathal. Bad Antholz, durch's Tefereggenthal zum Fusse des Grossglockners.

Niederndorf. (3 M.) Von hier beginnt die neue Strasse nach Venedig. Die Toblacher Haide, Wasserscheide zwischen dem adriatischen und schwarzen Meere. Innichen, 800 Einw. Die Drau.

Sillian. (3 M.)

Mittewald (2 M.) an der Drau, welche hier ihre wilden Wellen durch eine Schlucht: „die Klause," wälzt.

Lienz. (2 M.) Letzte Stadt in Tirol, in herrlicher Lage, mit 2000 Einw. Nördlich öffnet sich hier das Tefereggenthal. Der interessanteste Abstecher kann von hier nach dem Grossglockner gemacht werden, dem höchsten Gipfel der norischen Alpen. Ein Fusspfad führt in 3—4 Stunden nach Winklern im Mölthal und von dort steigt man nach Heiligenblut, wo der Glockner sich erhebt.

Nikolsdorf an der Gränze von Illyrien.

Oberdrauburg. ($2\frac{1}{2}$ M.) Kleines Dorf mit einem alten Schlosse.

Greifenburg. (2 M.)

Sachsenburg. (3 M.) Ruinen von 3 Schlössern in der Nähe. Ein Saumpfad führt von hier nach Obervillach und Gastein.

Spital. (2 M.)

Paternion. (2 M.)

Villach. (2 M.)

XIII. Von Brunecken nach Mittersill im Pinzgau, durch das Tefereckenthal und über Windisch-Mattrey.

Nur zu Fuss oder mit Maulthieren zu machen.

Bei Niederrahen, hinter Brunecken, öffnet sich das kleine Antholzthal. Der Wanderer verlässt hier das Pusterthal und passirt Antholz, den Hauptort, mit Mineralquellen, die im Sommer stark besucht werden. Der Weg führt zu einem umwaldeten See, in einer sehr romantischen Gegend. St. Jacobs heisst das höchst gelegene Dorf im Tefereggenthal, mit einem guten Wirthshause. Das Thal ist arm und wild, hat aber gute Alpenwaiden. Die Einwohner zeichnen sich durch ihre Gebräuche aus. Hier werden die bekannten Tiroler-Teppiche grösstentheils verfertigt. Von St. Jacobs öffnet sich das Thal nach Lienz im Pusterthal.

Ueber Peislach führt der Pfad nach Windisch-Mattrey mit 500 Einw. Die Gletscher des Sontag-Kogel, Ober-Sulzbacher-Venediger * und Dreiherrnspitz. Ruinen von Weissenstein. Reiche Ausbeute für den Botaniker.

Von Windisch-Mattrey nach Mittersill im Pinzgau, über den Felber-Tauern (7000 Fuss).

Ein steiler, beschwerlicher Pfad führt von Windisch-Mattrey über St. Rupert nach Heiligenblut an den Fuss des Grossglockner.

XIV. Von Brunecken im Pusterthal nach Botzen durch Enneberg und Gröden.

Diese Tour erfordert nicht mehr als zwei Tage und wird zu Fuss oder mit Mauleseln zurückgelegt.

St. Lorenzen gegenüber öffnet sich nach Süden das Ennebergerthal. Bei dem Dorfe St. Leonhard erblickt man die erhabenen Dolomitformationen des Enneberg-, Gröden- und Fassathals.

Colle de St. Lucia mit einer Reliquie von Titian.

Colfusco.

Plana. Auf dem höchsten Punkt des Grödnerthals.

St. Maria (in Gröden).

St. Christina. Der Langkofel, ein prächtiger Dolomit-Pic.

St. Antoni.

St. Ulrich.

Ratzes. Bad. Schlernkofel, Dolomitgebirge mit zwei Hörnern. Seiseralp.

Von Ratzes über

Seis, Dorf, nach

Völs. Dorf.

Von hier über Gebirgspässe, welche die erhabene Aussicht nach dem Marmolada-Gletscher gewähren, nach dem Dorfe Campodell in Fassa.

Von hier kann man entweder durch das ganze, dem Mineralogen so werthe Thal über Predazzo nach Lavis

* Von seiner Höhe soll man Venedig erblicken; daher der Name.

und Trient gehen, oder sich nach Castelruth wenden. Hier findet man ein treffliches Wirthshaus.

Von Castelruth zu Wagen (Bändl) nach Colman und Deutschen auf der Poststrasse vom Brenner und dann nach Botzen.

XV. Von Innsbruck nach Venedig auf der neuen Strasse über Brunecken und dem Ampezzaner-Pass.

$48\frac{1}{2}$ deutsche = $233\frac{1}{2}$ engl. Meilen.

Diess ist bis jetzt die neueste Fahrstrasse über die Alpen, welche von der österreichischen Regierung 1832 bis 1833 vollendet wurde. Von Innsbruck nach Venedig über Verona sind es 62 deutsche Meilen, durch das Valsugana 54 und auf dieser Strasse nur $48\frac{1}{2}$. Hinter Brunecken ist das beste Nachtquartier im Wirthshause zu Venas.

Schönberg. (2 M.)
Steinach. (2 M.)
Brenner. (2 M.)
Sterzing. (2 M.)
Mittewald. (2 M.)
} S. Tour VI.

Hier wendet sich die Strasse nach Osten in das Puster- oder Rienzthal.

Unter-Vintl. ($2\frac{1}{2}$ M.)
Brunecken. (3 M.)
Niederndorf. (3 M.)
} S. Route XII.

Bei Toblach geht die neue Strasse nach Süden, über die Rienz, durchschneidet das Toblacherfeld, und läuft in einer wilden Schlucht neben dem kleinen Toblachersee hin. Gute Herberge findet man in dem einsamen Wirthshause Höllenstein.

Das erste Haus auf der italienischen Seite ist das einzelnstehende Wirthshaus Ospitale. Die Strasse wird hier immer bewundernswerther. Schloss Beutelstein (Potestagno).

Cortina, auch Contina ($2\frac{1}{2}$ M.), Hauptort im Ampezzanerthal, welches der Strasse den Namen gab. Die letzten Tiroler Dörfer sind Zuel, wo 3 Kreuzer für

jedes Pferd zu entrichten sind, und Aquabona; jetzt betritt man das lombardische Gebiet.

St. Vito; Borca. Vor 20 Jahren ereignete sich hier ein Bergsturz.

Venas. (3 M.) Schöner, neuer Gasthof. Der Waldstrom Valerina rollt hier durch eine tiefe Schlucht seine Wogen, um sich mit der Boite zu vereinigen.

Die Strasse wendet sich jetzt in das Piavethal.

Piava di Cadore, Titian's (1477) Geburtsort, auf hohen Bergen von Wäldern umgeben. Das Haus, worin er das Licht erblickte, ist modernisirt.

Die Strasse geht im Zickzack weiter und ist ein Meisterstück des Ingenieurs.

Perarollo. (2 M.) Kleines Dorf am Zusammenflusse des Boite mit der Piave. Traurige und wilde Gegend. Die Strasse ist bald durch die Felsen gesprengt, bald terrassenförmig übereinander gebaut.

Longarone. (2½ M.) Kleines Dorf.

Die nächste Poststation direct nach Venedig ist Santa Croce, indess ist es lohnend den Umweg von 3 deutschen Meilen nicht zu scheuen, um die Hauptstadt der Provinz, Belluno, mit 9731 Einw. zu besuchen, welche eine schöne Cathedrale und eine bedeutende Wasserleitung hat.

Von Belluno nach Sta. Croce sind es 3 Meilen.

Sta. Croce. (3½ M.) Der gerade Weg von Longarone hieher geht über Capo di Ponte, wo man die Piave passirt. Der Löwe von St. Marcus und die Jahreszahl 1606 bezeugen, dass die Venetianer schon hier eine Brücke angelegt hatten.

Von hier geht die Strasse nach Belluno dem Flusse nach. Man erblickt die Thürme der Stadt in der Ferne. Sta. Croce liegt an einem kleinen schönen See.

Serravalle. (2 M.) Kleiner, schmutziger Ort. 5350 Einw. Hier endet eigentlich die neue Strasse; man setzt die Reise von nun an auf grösstentheils alten Constructionen fort.

Cenada. (2 M.) Stadt mit 4450 Einw. Schloss St. Martino. Das Wirthshaus ist das beste auf der ganzen Strasse von Innsbruck nach Venedig.

Zahlreiche Ruinen, Kapellen und Calvarienberge schmücken die Anhöhen ringsumher.

Conegliano (2 M.), treffliches Hotel.

Spressiano. (2 M.) Treviso. (2 M.) Mestre. (3 M.) Venedig. (2 M.)	S. XI. Route.

XVI. Von Salzburg nach Innsbruck.

(23 ½ deutsche oder 11 ¾ Poststationen = 115 engl. Meil.)

Ein Eilwagen fährt zweimal wöchentlich hin und her.

Man hat hier einen kleinen Theil des baierischen Gebiets zu passiren. Die Effecten werden auf der baierischen Station Schwarzbach plombirt und in Unken wieder geöffnet.

Ungefähr ¼ Stunde vor Reichenhall liegt das säcularisirte Kloster St. Zeno, von wo der Weg nach Berchtesgaden abbiegt.

Reichenhall. (2 M.) Blühendes baierisches Städtchen von 3000 Einw. Es gibt hier an 30 Salzquellen, die schon in frühester Zeit berühmt waren; besonders verdienen die grossen Maschinen in Augenschein genommen zu werden, welche fast die Hälfte der Soole von hier nach Traunstein, 7 Stunden weit über Berge und Thäler führen. Wenn man die Stadt verlässt, so zieht sich die Strasse bergauf (die G'schaid, so viel wie „Gränze“). Bei Mallek erreicht man wieder die baierische Gränze.

Unken. (2½ M.) Hier muss hin und her ein Pferd mehr genommen werden. Die Gegend wird grösser und wilder. In der Nähe sieht man die verlassenen Silber- und Kupferminen, die einst die reichsten in der Welt gewesen seyn sollen. Von hier geht die Strasse nach Lofer und von dort ein Weg in's Pinzgau über Saalfelden und Zell am See. Hinter Lofer folgt die Strasse dem Lauf des Achenbachs, immer steigend.

Der romantische Pass Strubb bildet hier den Eingang in Tirol. Die Gegend bleibt gleich schön nach

Waidring ($2^3/_4$ M.);
St. Johann (2 M.); freundlicher und reinlicher Gasthof;
Elmau (2 M.);
Söll. (2 M.) Posthaus. Nahebei das alte Schloss Ittern. Die Strasse senkt sich nach dem Innthale.
Wörgel. (2 M.) Kohlenbergwerke.

Von hier geht ein Weg längs dem Inn über Rosenheim nach München, wo man die Gränzfestung Kuffstein sieht. Die Schlacht bei Wörgel.

Rattenberg. (2 M.) 1000 Einw. Kupferminen. Schmelzhütten. Alte Schlösser. Das Innthal bietet hier die herrlichsten Ansichten. Bei schönem Wetter sieht man die Ferner des Brenners und des Stubey- und Oezthales. Die Strasse führt an den Schlössern Matzen, Lichtenthurm und Kropfberg vorüber.
Strass, am Eingange des Zillerthales.
Schwatz. ($2^1/_2$ M.) Post (gut); das Einhorn hält der bekannte Sänger Anton Reiner. 3000 Einw. Ehemalige Silberminen. Manufakturen, unbedeutender Gewerbsfleiss.

Von hier geht der Weg über den Inn, durch das Achenthal nach München.

Ueber Volders nach Hall. (2 M.) Krone. 4400 Einw. Der merkwürdige Salzberg, 5088 Fuss hoch, und die Salzfabrication, wodurch jährlich 300,000 Ctr. Salz erzeugt werden. Hier starb Spekbacher, Hofers Gefährte 1820, dessen Grab von vielen Reisenden besucht wird. Man kann am rechten Ufer des Inn, über Ambras (Schloss) nach Innsbruck gehen.
Innsbruck. (2 M.)

XVII. Von Innsbruck nach Gastein oder Salzburg, durch das Zillerthal, über die Gerlos und das Pinzgau.

Von Innsbruck nach Schwatz, sehe man die vorige Route.

Zillerthal und Pinzgau (Thal der Salzach), werden von Fahrwegen durchschnitten und überall kann man

von einem Dorfe zum andern Einspänner erhalten. Ueber die Gerlos, welche beide Thäler trennt, muss man zu Fuss oder zu Pferde, da hier keine Fahrstrasse statt findet.

Bei Strass beginnt das Zillerthal. Das erste Dorf an der Strasse heisst Schlitters.

Fügen (1 M.) Geburtsort der Sängerfamilie Reiner.

Durch Aschak und Mitterndorf, nach Zell (4 Meilen). Hauptort des Thals mit 1000 Einw. Bei'm Bräu.

Unmittelbar hinter Zell beginnt das Steigen zur Gerlos. In einer ungesunden sumpfigen Gegend liegt das Dorf Gerlos. Die Höhe des Passes ist 3718 Fuss und mit Wäldern von Fichten und Lärchen bedeckt.

Das erste Wirthshaus im Pinzgau, zu dem man hinabsteigt, ist zu Ronach. Es ist zwar nicht besser als das in Gerlos, aber die Gegend ist doch nicht so ungesund. Der Krimlfall, von der Ache gebildet, fällt in drei Absätzen von bedeutender Höhe. Er befindet sich in einem Seitenthale des Pinzgaus. Von hier führt ein beschwerlicher Pfad in 12 Stunden über den Krimler-Tauern nach Brunecken in's Pusterthal. Der höchste Punkt dieses Weges ist 9000 F. hoch. In Taufers ist ein leidliches Wirthshaus. Bei dem Hinabsteigen durch das Taufersthal nach Brunecken, geniesst man der herrlichsten Scenerie. (Siehe Route XIII.)

Bei Ronach beginnt eine Fahrstrasse, welche das ganze Salzachthal durchläuft. Man erblickt den Sulzbacher-Venediger und den Ferner: das Herbacher Ries. Nun folgen die Orte: Wald, Neukirchen, Mittersill, mit einem mittelmässigen Wirthshaus.

Von hier geht ein interessanter, aber beschwerlicher Fusspfad nach Windisch-Matrey. (S. Route XIII.) Dieser Theil des Pinzgaues ist traurig und arm. Nichts als Sumpf und Oede; daher ungesund.

Das Thal bei Zell am See und das Schloss Fischhorn bieten einen erfreulichen Contrast auf diesen trübseligen Anblick. Die Gletscher des majestätischen Grossglockner werden sichtbar.

Bruck. (6½ M.) Dorf am Zusammenfluss des Zellerbachs und der Salzach.

Taxenbach. (2 M.) Beim Taxwirth ist es hier am Besten. Hier endet das Pinzgau und das Pongau beginnt. Die Gegend wird malerischer.

(Südlich von Taxenbach öffnet sich das Rauris-Thal mit seinen Goldminen. In drei Stunden erreicht man **Gaisbach** oder Rauris, den Hauptort. Hier führt ein Pfad durch das Seidlwinkelthal über die Rauris oder den Heiligenbluter-Tauern (8058 F.) nach Heiligenblut in Kärnthen. Man braucht 1½ Stunden von Rauris nach **Wörth**; von hier 1½ nach dem **Tauernhause**, einer einsamen Sennhütte; dann noch 3 Stunden zum Gipfel des Passes und in 5 Stunden nach Heiligenblut hinab.

Der kürzeste Weg aus dem Pinzgau nach Gastein beginnt bei dem Dorfe Embach und führt durch das Rauristhal.)

Lend. Am Eingang der Klamm, wo die Poststrasse von Salzburg nach Bad Gastein hindurchführt.

B.

Zweiter Anhang.

Salzburg, Berchtesgaden und Gastein.

I. Route von München nach Salzburg.
II. Route von München nach Salzburg über Rosenheim, Chiemsee, Reichenhall und Berchtesgaden.
III. Salzburg. Kurzgefasste Beschreibung der Stadt.
IV. Route von Salzburg nach Linz.
V. Ausflug von Salzburg nach Berchtesgaden und dem Königssee.
VI. Von Salzburg nach Bad Gastein über Hallein und Werfen, nebst Beschreibung Gasteins.
VII. Von Gastein nach Salzburg über Zell am See und durch das Pinzgau.

I. Von München nach Salzburg.

17 deutsche = 82 engl. Meilen.

Eilwagen einmal die Woche in 17 Stunden.

Zorneding. (2½ M.)

Steinhöring. (2½ M.) Die Salzburger Berge nehmen den südlichen Horizont ein.

Wasserburg. (2 M.) Post. Weisses Lamm. Kleine, alte Stadt am Inn. 2300 E. Das Schloss von den Grafen von Limburg erbaut.

Frabertsheim. (2 M.)

Bei Altenmarkt kommt die Alz aus dem Chiemsee.

Stein. (2 M.) Post. Ruinen des Schlosses des Raubritters Hans von Stein.

Waging. (2 M.)

Schönrain. (1½ M.) Untersberg und Stauffenberg.

Salzburg. (2½ M.)

Der Eilwagen geht von Stein nach

Traunstein (2 M.), nahe beim Chiemsee, dem grössten der bairischen Gebirgseen.

Teissendorf. (2 M.)

Strass ist der letzte baier'sche Ort und Liefering das östreich'sche Mauthamt.

Salzburg. (2½ M.)

II. Von München nach Salzburg über Rosenheim, Chiemsee, Reichenhall und Berchtesgaden.

19½ deutsche = 94 engl. Meilen.

Post-Strasse. Etwas länger aber interessanter als die vorhergehende Tour.

Bei Perlach, 1 Stunde von München, steht ein Denkmal für den König Otto von Griechenland, seinem Abschied vom Vaterlande gewidmet.

Peiss. (3 M.)

Klein-Helfendorf soll das Isunisca der Römer seyn und bei Gross-Helfendorf wurde St. Emeran erschlagen.

Aibling (3 M.), Albeanum. Von hier geht ein Weg über Kuffstein nach Innsbruck. Die Mangfall. Der schöne Wendelstein. (7000 F.)

Rosenheim. (1½ M.) Rose. Grüner Baum. Post. Seraphim. Blühende Stadt mit 2000 E. Am Zusammenflusse der Mangfall und des Inn. Herrliche Aussicht aus dem Schlossgarten. Bedeutende Salzwerke.

Weisham. (3 M.) Der Chiemsee, 12 M. lang und 9 M. breit mit 3 Inseln: Herrenwörth, wo früher ein Mönchskloster, Frauenwörth, wo ein Frauenkloster war und Krautinsel mit dem Küchen-Garten für die Mönche und Nonnen. Der See ist seiner herrlichen Fische wegen berühmt, die man besonders gut in dem Wirthshause zu Seebruck, wo die Strasse vorüberführt, erhält.

Traunstein. (3 M.) 3000 E. Von hier geht ein directer Weg nach Salzburg (4½ M.), der aber nicht interessant ist.

Ein Umweg führt von Traunstein nach
Siegsdorf. Bei Imzell, auf dem halben Wege, ist das grosse Reservoir der Soole. In Nagling und Weisbach sind die grossen Reichenbach'schen hydraulischen Maschinen zu sehen. Ehe man nach Reichenhall kommt, gelangt man in die Strasse, die von Salzburg nach Innsbruck führt. Sie läuft an einem kleinen See hin, Thunsee genannt, beim alten Schloss Karlstein und der Kirche St. Pancraz vorbei, nach
Reichenhall. (4 M.) (S. Tiroler Routen die XVI.)
Ueber St. Zeno, reiches Kloster, beim Hallthurm-Pass vorbei nach
Berchtesgaden. (2 M.) (S. Route V. S. 447.)

III. Salzburg.

Wenn man von Linz sich den Alpen nähert, so begrüsst man ihre ersten Vorposten auf Salzburg'schem Gebiet. Bei dem freundlichen Vöklabruck nimmt Alles schon jenen heitern, malerischen Gebirgscharakter an, der den aus den Ebenen Herbeigereisten, so wohlbekannt empfängt, da er ihn aus unzähligen Abbildungen schon kennt und jetzt vornehmlich durch die Bilder der jungen Münchener Maler, die auf allen Kunstausstellungen so häufig angetroffen werden. Die niedrigen Häuschen, mit den hölzernen, rings umherlaufenden Galerien, den flachaufliegenden Dächern mit Steinen beschwert, damit der Sturm sie nicht herunterwehe, dann die bunten, hellen Farben, womit das Holzwerk angestrichen ist, die frommen Sprüche über der Thür und an den Fensterladen u. s. w. Die Bergsteiger mit nackten Knien, der Mannshut bei den Frauen, die Kröpfe, die Cretins, alle Vorzüge so wie Mängel der Alpennatur, der fröhliche Sinn, die Armuth, Reinlichkeit und Gastfreundschaft, wir treffen Alles schon hier, so wie wir die ersten Züge der reinen Alpenluft einathmen. Dort strahlt röthlich der mährchenhafte Untersberg im Westen; vor uns der riesige Watzmann, mit seinen sieben Söhnen, die an seinem Halse hängen, der Mönchberg, der Geisberg, dazwischen die Salzach und

die schöne Stadt an beiden Ufern, mit den flachen Dächern, fast wie eine italienische anzuschauen; diess ist Salzburg, das Ziel so vieler Wanderungslustigen. „Wer Salzburg nicht sah, hat nichts gesehen; und wer Neapel nicht besuchen kann, sollte wenigstens nach Salzburg reisen!“ Diess habe ich selbst oft gehört, und ich will darüber mit Niemanden rechten, da die Geschmäcke bekanntlich verschieden sind. Ich, für meinen Theil, gestehe Salzburg mit Freuden seine Vorzüge zu und kann dem geistreichen Laube nicht recht darin geben, dass er in Salzburg nur ein trübes Nest voll Mönche und Bigotterie sah und selbst der herrlichen Natur keinen Reiz abgewinnen konnte. Er war eben an einem traurigen Herbsttage hier und schildert uns mehr seinen eigenen Zustand als die Lage des Orts. Salzburg (Juvavia oder Juvavium der Römer, ad juvandam viam), eine Stadt von ungefähr 12,000 Einwohnern (das Militär nicht gerechnet), liegt an der Salzach, welche hier eine schöne Brücke hat, am Fusse zweier abschüssigen Brecciaberge, durch welche sich der Fluss mit Gewalt seinen Weg gebahnt zu haben scheint; wie ein wildes Gebirgswasser stürzt er durch die Stadt, meist schmutzig vom geschmolzenen Schnee der benachbarten Gletscher und von den häufigen Regengüssen in den Hochalpen. Die Anhöhe auf dem linken Ufer wird durch ein, stolz die Stadt überragendes Schloss bekränzt; die auf dem rechten hat ihren Namen von einem, auf ihrem Gipfel stehenden Franciscanerkloster. Die Stadt selbst bietet keinen belebten Anblick, ihre Strassen erscheinen öde, und in einigen wächst sogar Gras. Seinen freundlichen Charakter verdankt daher Salzburg seiner Lage, und es ist unmöglich in Worten einen entsprechenden Begriff von dieser Gegend und ihren romantischen Schönheiten zu geben. Wie ich schon bemerkt habe, so wird Salzburg der schönste Ort Deutschlands genannt, und viele Reisende, namentlich Engländer, ziehen das Panorama der benachbarten Berge, Seen und Thäler den schönsten Partien der Schweiz vor. Die Stadt wird halb von der Kette der norischen oder Salzburger Alpen umschlossen, die sich hier in die Ebene herabsenken und

ihre Arme öffnen, um der Salzach den Ausgang und die Vereinigung mit der Donau zu gestatten. Der Uebergang vom Gebirge zur Ebene, die verschiedenen Hügelreihen, die sich übereinander aufthürmen, bis sie von einem schneebedeckten Riesen der Hauptkette der Alpen überragt werden; der Fluss, der sich durch reiche Gefilde, grüne Wiesen, und mit Villen und Hütten reich besetzte Gärten hinzieht; der Contrast, den die dunkeln, waldbewachsenen Hügel, die nackten, jähen Abschüsse, und die zerklüfteten Bergkämme mit der malerischen Stadt und dem Schlosse im Vorgrunde bieten; diess Alles trägt zu dem reizendsten Wechsel der Landschaft bei, die den Freund der Natur hier wochenlang zu fesseln im Stande ist.

Das Schloss, oder Hohensalzburg, eine unregelmässige mittelalterliche Veste, auf dem Gipfel eines die Stadt und die Umgegend beherrschenden Felsens, wurde im eilften Jahrhundert gegründet. Während der unruhigen Zeiten des Mittelalters war es die Residenz der Erzbischöfe. Die Erzbischöfe von Salzburg verbanden ehemals mit ihrem kirchlichen Range die Würde von Fürsten des deutschen Reichs. Sie waren zeitliche Beherrscher eines Grundgebietes mit einer Bevölkerung von 200,000 Seelen, wovon sie ein Einkommen von mehr als einer halben Million Gulden bezogen. Sie besassen auf diese Weise bedeutenden politischen Einfluss in Deutschland, unterhielten ein stehendes Heer, vertauschten Bischofsmütze und Stab nicht selten mit Helm und Schwert, und zogen in Person in den Krieg. Während des Bauernkriegs, 1520—25 wurde der Bischof Matthias Lang von den Aufrührern in dem Schlosse belagert; aber ihre Angriffe scheiterten an der Geschicklichkeit im Geschützwesen, die ein Mönch besass, der bei dieser Gelegenheit als Hauptkanonier thätig war, und ein heftiges Bombardement, das man von der Veste auf die Stadt eröffnete, brachte die Rebellen bald zum Gehorsam.

Fremde müssen die Erlaubniss zum Besuche des Schlosses vom Commandanten in der Stadt nachsuchen. Seit längerer Zeit ist es der Aussenwerke beraubt, und dient jetzt nur als Kaserne. Die Zimmer der Erzbischöfe

sind nicht mehr mit Meubeln versehen, nur in einigen davon bemerkt man Ueberreste reicher Decorirungen, die den Geschmack des siebenzehnten Jahrhunderts an sich tragen. In einem Thurme an der äussersten Ecke des Schlosses zeigt man die Folterkammer. Noch sieht man hier das Reckwerk, womit der unglückliche Gefangene zur Decke hinaufgehoben wurde, von der man ihn mit an seinen Füssen befestigten Gewichten dann wieder herabzog, und die unselige Oubliette oder Fallthüre, durch die man zu einem noch viel tiefern, furchtbarern Kerker gelangt. Von den oberen Gallerien des Schlosses und von dem Erker, den man den Feuerposten nennt, geniesst man eine herrliche Aussicht, welche vielleicht nur die von dem Mönchsberge übertrifft. Dieser bildet die Fortsetzung der Hügelreihe, auf der das Schloss steht. Seine Plattforme ist mit Gartenanlagen geschmückt und mit jedem Schritte öffnet sich durch die Bäume die reizendste Aussicht über Berg und Thal. Durch diesen natürlichen Felswall ist ein Bogengang gebrochen, der nach seinem Erbauer, dessen Büste mit der schönen Inschrift: „Te saxa loquuntur" über dem Eingang steht, Sigmunds-Thor genannt wird. Es ist 515 Fuss lang, 22 F. breit und 39 F. hoch. Der Fels ist Breccia (Nagelfluhe); das Werk wurde im J. 1767 vollendet. Ein Theil des Mönchsberges stürzte in einer Nacht des Jahres 1669 ein und begrub Kirche, Kloster, 13 Häuser und 300 Menschen. Als man zu Hülfe eilte, lösten sich neue Massen vom Gipfel los und erschlugen und verschütteten Alles, was zu nahe kam; der ganze Berg schien in seiner Grundveste erschüttert und Niemand wagte mehr sich ihm zu nähern.

Hier zunächst liegt die Sommer-Reitschule der Erzbischöfe mit drei in den Felsen gehauenen Gallerien für die Zuschauer. Die Häuser des zunächst am Mönchsberge liegenden Theils der Stadt sind dicht unter die Felsabhänge gebaut, welches ihre Lage fortwährend sehr gefährlich macht, wenn gleich die Behörde es nicht an Vorsicht jeder Art fehlen lässt.

Nachdem die römische Juvavia durch die Hunnen und Vandalen zerstört war, erschien hier ein frommer Eremit,

Namens St. Rupert, und erbaute, von den Schönheiten des von der Natur überreich ausgestatteten Platzes ergriffen, eine Kirche auf dem Mönchsberg, wo er einige geistliche Brüder um sich sammelte, die das Christenthum predigten und eine edlere Bildung in diese Gegend zu verpflanzen bemüht waren. So entstand die geistliche Herrschaft von Salzburg und St. Rupert war der erste Bischof. Er starb im J. 623. Seine, in den Felsen gehauene, und jetzt in die St. Aegidius-Kapelle eingeschlossene Zelle zeigt man noch auf dem Friedhofe hinter der St. Peterskirche, der sich überdiess durch seine vielen alten und kunstreichen Monumente auszeichnet, die zum Theil aus dem 14ten Jahrhundert herstammen. In der Kirche selbst sieht man ein Denkmal für Michael Haydn, den Bruder des Componisten der Schöpfung, errichtet, der im J. 1806 in Wien starb, von wo aus man seinen Kopf nach Salzburg schickte, um ihn dort zu begraben. In der Kirche befindet sich auch das Grab von St. Rupert, welcher die weitläufige mit ihr in Verbindung stehende Benedictiner-Abtei, eine der ältesten in Deutschland, gegründet hat. Die Bibliothek dieser Abtei enthält noch viele typographische Schätze.

Hier wurde auch Mozart im J. 1756 geboren. Wer seine Geburtsstätte besuchen will, begebe sich in ein Haus, gegenüber der Universitätskirche gelegen, wo man im dritten Stockwerke das bescheidene Zimmerchen findet.

Die Domkirche ist ein grosses, von einer Kuppel überragtes Gebäude in italienischem Geschmacke. Sie ist reich an werthvollen Statuen und Gemälden. Daran stösst der sehr ausgedehnte erzbischöfliche Palast, der jetzt zum Theil zu Kanzleien benützt wird.

Auf der entgegengesetzten Seite des Flusses besassen die Bischöfe noch einen andern Palast, Mirabel genannt, der jetzt dem Landesherrn gehört. Hier wurde Otto von Griechenland geboren. Es ist ein hübsches modernes Gebäude, das sich indessen sonst in keiner Beziehung auszeichnet.

In der Strasse, die von der Brücke in die Stadt führt, in dem Eckhause No. 397 lebte und starb der berühmte

Wunderarzt, Philipp Aureolus Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim. Ein Name in allen Gauen bekannt und zu seiner Zeit hochverehrt. Noch jetzt, als die Cholera sich Salzburg näherte, sah man Weiber und Greise an seinem Grabe beten, damit sein Schutz von der Seuche rette. Sein Porträt ist an die äussere Wand gemalt. Seinen Grabstein und seine Hirnschale zeigt man in dem benachbarten Kirchhofe von St. Sebastian, welcher, wie der von St. Peter, in früheren Zeiten ein Begräbnissplatz der Einwohner gewesen ist, und viele curiöse Denkmale umschliesst.

Die Aussicht von der Klosterterrasse, auf der Spitze des Capucinerberges (ungefähr 10 Minuten von diesem Kirchhofe entfernt) oder von dem Sommerhause (ungefähr eine halbe Stunde über dem Kloster), ist beinahe so anziehend, als die vom Mönchsberg. Sie erstreckt sich über das Schloss und die Stadt zu den riesigen Massen des Untersbergs (6200 F.) und hohen Göhl (8000 F.); man erblickt von hier die Windungen der Salzach, beinahe von dem Punkte, wo sie aus dem Lueger. Bergpasse hervorkommt, bis wo sie nach Baiern einfliesst.

Mit den zahlreichen hier berührten Punkten ist der endlose Wechsel malerischer Schönheiten, den die nahe Umgebung bietet, keineswegs erschöpft. Unter den unmittelbar benachbarten Orten, die der Reisende zu besuchen hat, verdient wohl Aigen vor allen den Vorzug. Es ist ein Schloss nebst Park, das der ruhmvoll bekannte Erzbischof Fürst Schwarzenberg erschuf und das von dem Dichter Weissenbach in einem schönen Gedichte besungen wurde. Es liegt eine halbe Meile von der Stadt entfernt, am Fusse des Gaisbergs, der beinahe 4000 Fuss hoch ist, und von Aigen aus in zwei Stunden bestiegen werden kann. Von seinem Gipfel sind sieben Seen, verschiedene bedeutende Berge und die Ebenen von Baiern und Oesterreich in grosser Ausdehnung sichtbar. Einer von den Gärtnern dient als guter Führer für die Fremden, und macht diese auf die schönsten Punkte im Parke aufmerksam. Die Gartenanlagen verdienen zwar das Lob,

das man ihnen von allen Seiten zuerkennt, aber ihre Hauptreize verdanken sie der Natur.

Eine andere reizende Aussicht geniesst man von der Wallfahrtskirche Maria Plain, ungefähr 3 Meilen von Salzburg, in entgegengesetzter Richtung. Dieser Ort hat seinen Namen von dem uralten Geschlechte der Grafen von Plain.

Höchst interessant ist es die Salzbergwerke von Hallein zu besuchen, welche 1½ Meilen von hier auf der Strasse nach dem Bade Gastein liegen. Bei diesem Ausfluge kommt man an dem Jagdschlosse Hellbrunn vorüber, das im altfranzösischen Geschmacke gebaut, aber nun ziemlich verfallen ist.

Den Freund grandiöser Schönheiten wird im höchsten Grade ein Ausflug nach Berchtesgaden und dem Königssee befriedigen, wozu, will man zum Nachtlager nach Salzburg zurückkehren, ein langer Tag von sechszehn Stunden erforderlich ist. Hier sieht er den Watzmann in der Nähe, 9000 F. hoch, mit einem Gletscher, der sogenannten Eiscapelle.

Der Untersberg, zwei Stunden von Salzburg, in dessen Innerm eine Mährchenwelt glüht, kann auf herrlichem Wege, der zum Theil in Marmor gehauen, besucht werden. Ein guter Steiger braucht 4 Stunden zum Gipfel. Hier ist das Gebiet der Fingerlein, kleiner Männchen, die den Bauer necken, ihn beschenken, glücklich und unglücklich machen. Auch der Kaiser Barbarossa ist mit seinen Kriegern in diesem Wunderberge eingeschlossen. Er besteht aus herrlichem Marmor und liefert das Material zu den grossen neuen Bauwerken in München. Da der Marmor weite Höhlen zeigt, in denen oft plötzlich Gepolter entsteht, so hat sich wahrscheinlich aus dieser Veranlassung der Volksglaube gebildet.

Ein Eilwagen geht einmal in der Woche von Salzburg nach München, Innsbruck, Linz und Wien. Ein Postwagen einmal in der Woche nach Laibach und Triest.

IV. Von Salzburg nach Linz.

18 deutsche = 88 engl. Meilen.

Jede Woche ein Eilwagen hin und her zwischen Salzburg und Linz und täglich von hier nach Wien.

Reisende, die nicht von ihrer Zeit gedrängt werden, sollten die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, Ischl und das romantische Salzkammergut zu sehen. Diese Tour kostet nicht mehr als 2 bis 3 Tage und gewährt sicher einem Jeden die höchste Befriedigung. Ich werde sie später anführen. Direct nach Linz führt die Strasse nach

Neumarkt. (3 M.)

Frankenmarkt. (3 M.) Hier sehe man den Attersee.

Vöklabruck. (3 M.) Auf der Post recht gut.

Bei Schwanstadt sehe man den Traunfall, wo der Weg in das Salzkammergut führt. In Schwanstadt ist ein reinliches Wirthshaus beim Bräu.

Lambach. (3 M.) 1300 E. Schwarzes Rössel. Benedictinerkloster. Nahe bei Lambach ist die Kirche an der Baura, der heil. Dreifaltigkeit geweiht, im Dreieck gebaut, mit 3 Fronten, 3 Thürmen, 3 Thüren, 3 Fenstern, 3 Altären, mit dreifarbigem Marmor getäfelt, 3 Orgeln, 3 Sacristeien. Dieser Bau soll 333,333 Gulden gekostet haben und wurde 1725 vollendet.

Herrliche Gebirgsansicht gegen Süden mit dem mächtigen Traunstein, dessen Gestaltung dem Profil Ludwigs XVI. ähnlich sieht.

Wels. (2 M.) Der Greif. Eine alte Stadt (b. d. Römern Ovilabis), mit 4200 E. In der Burg starb Kaiser Maximilian.

Neubau. (2 M.)

Linz. (2 M.)

V. Von Salzburg nach Berchtesgaden und dem Königssee.

Die Entfernung bis Berchtesgaden beträgt 3 Meilen, und zu den Ufern des Königssees eine starke halbe Meile mehr. Begibt man sich frühe auf den Weg, so kann man

diesen angenehmen Ausflug in einen Tag zusammendrängen. Ein Miethwagen mit zwei Pferden kostet, Kutscher und Wegzoll mit eingerechnet, 7 fl. für die Hin- und Rückfahrt. Reisende sollten zuvor bedingen, dass sie der Wagen bis zum See führe, und dort ihre Rückkehr abwarte. Da Berchtesgaden zu Baiern gehört, muss man sich von der Polizei in Salzburg einen Pass verschaffen. Der Weg führt durch reizende Landschaften. Zuerst windet er sich rings um den Fuss des 6200′ hohen Untersberges.

Durch einen Engpass, „am hangenden Stein" genannt, in dem das Flüsschen Albe zwischen dem Fusse des Untersbergs und des Hohengöhl sich durchdrängt, gelangt man in den Bezirk von Berchtesgaden. Ein Fels an der Strasse trägt die Inschrift: Pax intrantibus et inhabitantibus.

Etwas weiter sieht man einen alten Wachtthurm, der von Baiern als Zollhaus benutzt wird, und wenn man das Dorf Schellenberg im Rücken hat, öffnet sich das Thal und man erblickt den Watzmann (8250′) mit seinem schneebedeckten, doppelt gehörnten Haupte gerade über dem Dorfe emporstrebend. Den Watzmann zu ersteigen, wird als sehr belohnend geschildert; besonders die Aussicht in die weite Ebene. In Berchtesgaden auf der Post und im Leuthaus ist es gut, und man wird dort mit trefflichen Forellen und Gemswildpret bewirthet. Berchtesgaden mit dem umliegenden auf 8 deutsche Quadratmeilen mit 3000 Einwohnern sich erstreckenden Gebiete, gehörte ursprünglich einer geistlichen, aus dem 13ten Jahrhundert herstammenden Stiftung zu, und wurde von Pröbsten regiert, welche die Würde von Reichsfürsten bekleideten. Nur der sechzehnte Theil dieses Bezirkes eignet sich zum Ackerbau, das Uebrige besteht aus Felsen und Waldungen, und ist so gebirgig, dass man scherzweise sagt: es sey so hoch, als es breit ist. Es gehört jetzt bekanntlich zu Baiern, dessen Monarch ein Schloss ausserhalb des Dorfes besitzt. Die drei alten Kirchen im Orte zeigen nichts Merkwürdiges. Wer hier verweilt, kann die eine kleine Strecke vom Dorfe entfernt liegenden

Salzwerke besuchen. Das Salzlager ist eine Fortsetzung des von Hallein. Das Bergwerk ist, wenn auch nicht so ausgedehnt, doch leichter zugänglich, als das Halleiner, und wird desswegen auch von Damen besucht, die auf einem hölzernen Karren sitzend in den Mittelpunkt des Berges hinabgleiten. Das Salz findet sich hier in stärkeren Massen (in der Gestalt von Steinsalz), als in Hallein, und man zeigt unter anderem den Fremden, die zuvor so gestellt werden, dass sie vor der Explosion geschützt sind, das Sprengen mittelst Schiesspulvers. Während der Hof sich hier aufhält, wird das Bergwerk ein paar mal prächtig beleuchtet, wobei die ausgehöhlten Salzkammern ein feenhaftes Aussehen gewinnen. Wegen des in der nächsten Umgebung herrschenden Mangels an Holz wird nur der geringste Theil der Sole an Ort und Stelle gesotten, das Uebrige führt man in, gewöhnlich eisernen, Röhren nach Reichenhall. Die Solen-Leitungsmaschinen, durch die das Wasser über die zwischen liegenden Berge hinaufgepumpt wird, sind merkwürdig. Diese sowohl als die Bergwerke kann man mit Erlaubniss des Haupt-Salzamtes, welche der Wirth den Fremden verschafft, in Augenschein nehmen. Hiebei ist indessen zu bemerken, dass Reisende, die hier verweilen wollen, um die Bergwerke zu besuchen, kaum Zeit haben möchten, den Königssee näher zu betrachten, wenn sie nämlich an demselben Tage wieder nach Salzburg zurückzukehren gedenken. Die Salzwerke, beinahe der einzige Reichthum des Bezirkes, gewähren einem Theile der Bevölkerung die Mittel zum Unterhalte. Viele Landleute dieser Gegend ernähren sich mit der Verfertigung von hölzernen und elfenbeinernen Spielwaaren, die man in verschiedenen Theilen Europas unter dem Namen „Berchtesgadener Waaren" kennt. In Wallners Holzwaaren-Niederlage kann man Proben ihrer Handarbeit sehen und kaufen.

Das Berchtesgadener Gebiet enthält 6 Seen, unter welchen der Königs- oder Bartholomäussee der merkwürdigste ist. Er liegt eine starke halbe Meile jenseits Berchtesgaden. Die Strasse dahin endigt an seinem Ufer dicht vor einem kleinen Wirthshause, wo man den Wagen

stehen lassen und meistens aus einem Stamme gezimmerte, von Weibern geruderte Kähne oder Böte miethen kann, um sich an das etwas über eine Meile entfernt liegende andere Ende des Sees führen zu lassen, wozu man gewöhnlich zwei Stunden braucht. Die Preise sind durch einen gedruckten Tarif bestimmt. *

Die grossartige Scenerie dieses Sees muss auf Jeden, der ihn besucht, einen mächtigen Eindruck, namentlich durch die bedeutende Höhe der Berge hervorbringen, die ihn senkrecht von seinen Ufern emporragend dergestalt auf allen Seiten umschliessen, dass sie an ihrem Fusse keinen Vorraum und kaum einen Landungsplatz übrig lassen. Das Wasser ist ganz dunkelgrün, und scheint sogar in dem Schatten der waldbedeckten Berge beinahe schwarz. In der Einsamkeit dieser nur von Adlern und Gemsen bewohnten Abhänge und unter ewigem Schnee begrabenen Felsen vernimmt man nur noch zuweilen die entfernten Glocken des auf den Alpenmatten weidenden Viehs. Während der königlichen Jagden werden oft Rudel von 40 bis 50 Gemsen durch eine Schaar Bauern zusammengetrieben, welche das Gehölz zu diesem Ende umkreisen, und die Thiere in das Wasser jagen, wo sie von Böten aus geschossen werden. Auf einer Landzunge nahe am obern Ende des Sees, der sich von hier nur noch $1/2$ Stunde bis zur Alpe Sallet erstreckt, steht das Jagdschloss des Königs, St. Bartholomä, wo der Reisende ebenfalls bewirthet wird. Unter den Leckerbissen dieser Gegend stehen eine Art Lachsforellen, und die Saiblinge oder sogenannten Schwarzreiter, die schmackhaftesten Fische der Alpenseen, obenan. Diese letztern werden nur hier gefangen. Die Wände des Schlosses sind mit Porträts ungeheuerer Fische von 20—30 Pfund verziert, die hier gefangen worden sind. Eine halbe Meile von hier ist die Eiscapelle, genau

* Diese Fahrzeuge werden „Einbaum" genannt und sind auf allen baierschen Seen üblich. Ihrer Bauart, da sie unten ganz flach sind, ist besonders zuzuschreiben, dass so viele Unglücksfälle sich auf diesen Seen ereignen.

genommen nichts Anderes, als ein Haufen Schnee in der Tiefe einer wilden Schlucht am Fusse des Watzmanns, der auch im Sommer nicht schmilzt. Der Reisende wird sich mehr befriedigt finden, wenn er, statt hieher zu steigen, sich nach dem obersten Ende des Sees rudern lässt (ungefähr $^1/_4$ Meile jenseits des Jagdschlosses), und sich über eine Landenge nach dem kleinen Obersee, der eine halbe Stunde lang, nicht ganz so breit und 150 Fuss tief seyn soll, und, von senkrechten, stark abschiessenden, nackten Kalkfelsen umgeben, einen wilden, aber interessanten Anblick gewährt. Von hier führt ein beschwerlicher Gebirgssteig durch die Blühnbacher Scharte nach dem Jagdschlosse Blühnbach.

Zu erwähnen ist noch, in der Mitte des Sees, ein schönes Echo, auf das die Schiffer aufmerksam zu machen pflegen.

Eine erträgliche Strasse führt von Berchtesgaden nach Hallein, und eine Poststrasse nach Reichenhall; um einen Wechsel in der Landschaft zu geniessen, thut man wohl daran, bei der Rückkehr die eine oder die andere zu benutzen, ohne dass man desshalb einen bedeutenden Umweg zu machen hätte.

VI. Von Salzburg nach Bad Gastein über Hallein und Werfen.

(16$^1/_2$ deutsche = 79$^1/_2$ engl. Meilen.)

Eine Reise von ungefähr 16 Stunden mit Postpferden. Die einzigen guten Wirthshäuser trifft man auf diesem Wege in Werfen und Golling.

Ein Eilwagen geht einmal wöchentlich im Sommer. Von Salzburg steigt die Strasse am linken Ufer der Salzach empor, und führt in einer Entfernung von ungefähr einer starken halben Meile an dem Schlosse Hellbrun vorüber.

Hallein (2 M.) Die Post. Eine alte schmutzig aussehende, von Rauch geschwärzte, gewöhnlich in die aus den Salzpfannen aufsteigenden Dampfwolken gehüllte Stadt von 5000 Einwohnern, auf dem linken Ufer der Salza, am Fusse des Dürren- oder Thürrnbergs liegend, in

welchem sich die berühmten Salzwerke befinden. Dieser Berg kommt in alten Urkunden unter dem Namen Tuval vor, und ernährt seit länger als 600 Jahren einen grossen Theil der Einwohner in den Ländchen Salzburg und Berchtesgaden. Er erzeugt jetzt noch jährlich 300,000 Centner Salz. Erlaubniss zur Besichtigung erhält man leicht von der Salinenverwaltung in der Stadt. Die Werke sind sehr rein, von Feuchtigkeit befreit, und können selbst von Frauenzimmern ohne Gefahr besucht werden. Der Eingang in das Bergwerk befindet sich hinter der Stadt nahe am Gipfel des Dürrenberges; ein steiler Weg von beinahe drei Viertelstunden führt dahin. Im Hause des Obersteigers im Dorfe Dürrenberg, in der Nähe einer Wallfahrtskirche, erhält man Bergmannskleider und Requisiten, um die Hinabfahrt bequemer machen zu können. Selbst Damen müssen sich diesem Gebrauche fügen. Ist man gehörig ausgerüstet und mit Lichtern versehen, so tritt man in einen langen ausgemauerten, anfangs trichterförmigen Gang in der Seite des Berges. Am Ende desselben befindet sich der erste Schacht, eine dunkele Grube oder Vertiefung, deren Grund sich nicht erkennen lässt. Der Schacht läuft nicht senkrecht, sondern schief; und man steigt nicht auf Leitern hinab, sondern man rutscht auf einer schiefen Fläche, die durch zwei in einem Abstande von ungefähr einem Fusse neben einander gestellte Balken gebildet wird, hinab. Der Führer setzt sich, mit einem Schenkel auf jedem Balken, und nimmt in seine rechte Hand ein oben befestigtes Seil, das ihm als Geländer dient. Die Reisenden ahmen dieses Verfahren des Führers nach. Damen thun wohl daran, sich mit den Händen auf die Schultern des Führers auf eine Weise zu stützen, die ungefähr dem gleicht, was man Huckepack nennt. Ist die ganze Gesellschaft gehörig hinter einander gestellt, so lässt sich der Führer los, und der Zug rutscht hinab, wobei die Geschwindigkeit der Fahrt durch Zurückbiegen gehemmt, und durch Vorwärtsliegen beschleunigt werden kann. Den ersten dieser Schachte (350′ tief) durchmisst man in anderthalb Minuten. Nachdem man durch mehre Werke gekommen, gelangt man

in einen ungeheuern Saal, der mit frischem Wasser gefüllt ist, das nach und nach durch Auflösung des an den Seiten und an der Decke vertheilten Salzes in Sole verwandelt wird. Dieser Saal wird für die Fremden beleuchtet, die man in einer Fähre über das Wasser setzt. Eine grosse Bequemlichkeit beim Besuche dieses Bergwerkes liegt darin, dass man, um wieder hinaus zu gelangen, nicht nöthig hat hinaufzusteigen. In der Tiefe des Schachtes ist ein horizontaler, durch den Felsen gehauener, ziemlich langer Gang, durch den die Reisenden auf kleinen Wagen von Bergknappen fortgestossen oder gezogen werden. Die erste Erscheinung des Tageslichts am Ende der Galerie sieht aus wie ein Stern, und in wenigen Minuten befindet sich der Reisende wieder in freier Luft, am Fusse des Berges, dicht bei der Stadt. Mit Besichtigung dieses Werkes bringt man zwischen zwei und drei Stunden zu. Eine solche Grubenfahrt ist sehr unterhaltend. Die Ausdehnung dieses Bergwerks ist so gross, dass, wie man behaupten will, eine Woche erforderlich wäre, um alle Gänge und Galerien von einem Ende zum andern zu durchwandern. Die Sole wird aus den Salzkammern in hölzernen Röhren nach den unten in der Stadt liegenden Gradirhäusern geführt. Ganze Wälder, die hier als Brennmaterial verbraucht werden, flösst man auf den Bergströmen und Bächen in die Salzach, wo sie mittelst einer Art von Gatter oder Rechen, der quer über den Fluss gezogen ist, aufgefangen werden.

Eine Seitenstrasse führt über das Gebirge von Hallein nach Berchtesgaden.

Steigt man das Thal der Salza, das sich, durch die colossalen Massen des Hohengöhlberges zusammengepresst, nach und nach verengt, noch mehr aufwärts, so gelangt man nach

Golling. (2 M.) Post, gut. Ungefähr $1/4$ Meile vom Dorfe auf der entgegengesetzten Seite der Salzach ist der Wasserfall des Schwarzenbachs. Dieser Gebirgsstrom (wie man behaupten will, ein Ausfluss des

Königssees), * dringt aus einer Höhle in den dicht mit Wald bewachsenen Seiten des Hohengöhl (8000 F.) hervor, und stürzt, hinter einer kühngeformten natürlichen Brücke hervorkommend, die von vorragenden Felsmassen gebildet wird, durch welche sich das Wasser seine Bahn gebrochen zu haben scheint, in zwei Fällen von 800 Fuss abwärts.

An dem kleinen freundlichen Wirthshause liest man folgendes:

„Hast du dein Aug' am Quellenfall ergötzt,
Und dich in reiner Bergeluft gebadet,
So wird dir hier ein Gläschen vorgesetzt,
Das dich erquickt und nimmer schadet;
Drum lieber Fremdling! tritt nur schnell herein —
Der Wirth wird dir, du ihm willkommen seyn!"

Eine wilde, enge Gasse führt von Golling aufwärts durch Abtenau nach Hallstadt im Salzkammergut. Zwischen Golling und Werfen durchschneidet die Strasse den romantischen Lueg-Pass, das Thor des Pongau, wie man den über diesem Passe liegenden Theil des Salzathales nennt. Der Pass ist ein tiefer Einschnitt in das Gebirge, wovon das rechts liegende das Hagen, das zur linken das Tännengebirge heisst. Er ist so eng, dass kaum noch Raum für die Strasse am Ufer übrig bleibt. An einer Stelle treten die Abschüsse so weit hervor, dass sie die Strasse gänzlich abschneiden, die desshalb an den Felsen angebaut und so fortgeführt werden musste. In der Nähe dieser Stelle sieht man einen Felsenvorsprung, ungefähr dreissig Fuss über der Strasse, auf der früher ein Fort stand, das mit einer einzigen Kanone den Durchgang durch das Thal gänzlich beherrschte. Während des Unabhängigkeitskrieges im Jahre 1809 hielt sich hier auch eine Handvoll Tiroler unter der Anführung des Capuciners Haspinger gegen ein Heer von Franzosen und Baiern, und der Pass Lueg war der Schauplatz mehr als eines blutigen Kampfes.

* Die Fischer zeigen dem Fremden eine Kluft, in die sich beständig Seewasser ergiesst, und die sie das Kuchlerloch nennen. Diess Wasser soll dann unter der Erde fortströmen und zwischen Kuchel und Golling, unter dem Namen des Schwarzenbachs, wieder hervorkommen.

Ungefähr 2 Meilen von Golling, in der Nähe der Mündung des Engpasses, deutet ein Wegweiser auf der rechten Seite der Strasse nach den sogenannten Oefen, einer Masse zusammengestürzter Felsen, durch die sich die Salzach nur mit Gewalt einen Weg bricht. Ihrer Lage nach bilden sie natürliche Brücken, unter denen man den Fluss in der Tiefe gewaltsam sich wälzen und schäumen sieht. Das die Salzach hinabgeflösste Treibholz bleibt oft, durch diese Hindernisse im Laufe gehemmt, an den Felsen hängen, und nur durch das gefährliche Manöver, einen mit einer Axt versehenen Holzhacker am Stricke in den Abgrund hinabzulassen, kann man es dann wieder losmachen.

Am obern Ende des Passes Lueg erhebt sich das Schloss Hohenwerfen, sonst eine Bergveste der Erzbischöfe von Salzburg, die ihnen als Jagdsitz und Staatsgefängniss diente, und jetzt in eine Kaserne verwandelt worden ist. Es steht auf dem Gipfel eines Berges ein paar hundert Fuss über der Salzach, und gerade den riesenhaften Abhängen des Tännengebirges gegenüber. In seinen Kerkern wurden viele Protestanten am Anfange des vorigen Jahrhunderts, als Opfer der Unduldsamkeit eingesperrt. Riesbäck erwähnt in seinen Reisen eines armen Schmidts von Hüttau, der fünf Jahre lang lebendig in einem Kerker begraben war, welcher nicht besser als ein Ziehbrunnen aussah. Einige von den Gefängnissen sind noch vorhanden, aber man benützt sie nicht mehr; und einer von den Thürmen, in denen man die Folter zur Anwendung brachte, heisst noch der Reckthurm.

Werfen. (3 M.) Auf der Post ist es reinlich; Forellen und Gemsen vortrefflich. Ausserhalb Werfen trennt sich die Strasse; rechts geht es nach Gastein, links über die Salzach, und dann über den Radstadter Tauern nach Klagenfurth und Laibach. Das Thal breitet sich beträchtlich aus, ehe man nach dem Markte

St. Johann gelangt. (3 M.) Wirthshäuser: Post und bei Hofer. In einer kleinen Bierschenke in dem Dorfe Schwarzach, durch welches die Strasse geht, kamen die Anführer der protestantischen Bauern im Jahre 1729

zusammen, und verbanden sich durch einen Eid, eher ihre Heimath zu verlassen, als ihrem Glauben zu entsagen. Weder Gewalt noch Ueberredung vermochten die Bauern eben so wenig zum Abfalle zu bewegen, als zum Aufstande zu reizen; zuletzt wurden sie in Masse aus ihrem Vaterlande vertrieben und genöthigt, 30,000 an der Zahl, eine Freistätte in Preussen, Würtemberg und selbst in Nordamerica zu suchen, wo man jetzt noch Colonien von ihnen trifft, die sich durch Fleiss und Gewerbsthätigkeit auszeichnen. Die Patriarchen der Thäler versammelten sich in der Schenke von Schwarzach, nicht um eine Empörung gegen ihre Herren anzuzetteln, sondern um ein festes Band unter sich zu knüpfen, und sich gegenseitig in der Anhänglichkeit an ihren Glauben zu stählen. Als sie schwuren, nie ihren Grundsätzen untreu zu werden, verschlang Jeder ein wenig Salz aus dem vor ihnen auf dem Tische stehenden Salzfasse, von welcher, auf stärkere Befestigung der Uebereinkunft abzielenden, geheimnissvollen Ceremonie der Bund den Namen „der Salzbund" erhielt. Noch wird die, jetzt mit einer Darstellung der Zusammenkunft bemalte Tafel, an der sie damals sassen, aufbewahrt. Durch die eben so unpolitische, als ungerechte Vertreibung der Protestanten verlor Salzburg den thätigsten Theil seiner Bevölkerung; manche von seinen Thälern blieben unbewohnt, und die unwürdigen Colonisten, die, aus andern Ländern zu Ausfüllung der Lücke herbeigerufen, an ihre Stelle traten, erscheinen als ein untergeordnetes Geschlecht. Hiezu kommt noch die Armuth und Unsauberkeit der unteren Classen, die auf dem Gebiete von Salzburg dem gedeihlichen, lustigen Wesen der Bauern in den österreichischen Erblanden gegenüber einen hervorstechend niedrigen Stand einnehmen.

Die Ache kommt aus dem Gasteiner Thale hervor und bildet mehre Wasserfälle, ehe sie die Salzach dicht bei dem schönen und gutgebauten Dorfe

L e n d t erreicht. (2 M.) Die Post ist als Wirthshaus nicht eben zu empfehlen. Dieses Dorf enthält Schmelzöfen,

in denen Gold und Silber aus den Bergwerken von Gastein, Rauris und Böckstein geläutert werden. Unsere Strasse wendet sich hier aus dem Salzachthal oder Pongau heraus, steigt eine steile Höhe hinan, wobei man Extrapferde braucht, und geht in den Engpass der Ache (die Klamm), in eine jener seltsamen Klüfte, welche den Berg von der Spitze zum Grunde so gespalten haben, dass das Wasser eines höheren Thales freien Durchgang in ein niedereres gewinnen kann. Die Felsenfläche an beiden Seiten ist so abschüssig, dass die Strasse zum Theil aus Baumstämmen erbaut werden musste, die man, wie ein Gesimse an der Wand, durch Sparren und Querhölzer in der Oberfläche des Gesteins befestigt hat; sie ist indessen vollkommen sicher und durch Brustwehren geschützt. Schon 1539 liess der Erzbischof Mathias diese Strasse anlegen. Die Landschaft des Klammpasses hat Aehnlichkeit mit einigen der schönsten Engpässe der Schweiz und Tirols. Am obern Ende sieht man noch Ueberreste eines Thores, das in alten Zeiten strenge bewacht wurde, und den Durchgang aus oder nach dem Thale von Gastein völlig verschlossen hielt; jenseits dieses Thores öffnet sich das Gasteiner Thal (celtisch „Jastun," von den Römern „Gastuna" genannt) in seiner ganzen Breite, und es enthüllt sich vor dem Blicke eine Mauer schneebedeckter Berge, unter denen der hohe Scharreck, Herzog Ernst, Murauerkopf, Kreutzkogl, Alle über 9000 F. hoch und der Ankogl, der sogar die Höhe von 10,000 F. übersteigt. Haben wir das Dörfchen Gastein im Rücken, so gelangen wir nach

Hof Gastein. (3 M.) Mosers Gasthaus, auch der Strasserhof genannt (die Post), ist gut, und mit Bädern versehen, die von den heissen Quellen von Bad Gastein versorgt werden, von wo das Wasser in hölzernen Röhren aus der Spital-Quelle auf eine Entfernung von 1 Meile geleitet wird, ohne auf dem Wege mehr als 12° Fahr. Wärme zu verlieren. Für ein Privatbad wird wöchentlich 2 fl. 42 kr., für den Gebrauch des öffentlichen Bades 1 fl. 30 kr. angerechnet. Die Badestunden sind von 4 — 10 Morgens und 3 — 8 Nachmittags.

Der rühmlichst bekannte Dichter, Ladislas Pyrker, Erzbischof von Erlau, besitzt hier ein schönes Haus, dessen Zimmer in seiner Abwesenheit an Badgäste vermiethet werden.

Im ganzen Orte sind bis jetzt wohl an 100 Zimmer für Fremde disponibel. Ueber den Tisch wird allgemein Klage geführt.

Hof Gastein, der Hauptort im Thale (2718 F. über dem Meere, also 1468 F. höher als Salzburg), war früher der Wohnsitz der Eigenthümer der Goldbergwerke, der sogenannten Gewerke; denn vor der Entdeckung von America konnte man das Gasteiner Thal nach der grossen Masse, die es an edeln Metallen lieferte, das europäische Potosi nennen. Unter den räucherigen hölzernen Häusern, aus denen jetzt die Mehrzahl der Wohnungen besteht, erblickt man wohl auch einige alterthümliche Gebäude aus Stein, die von dem Wohlstande der ehemaligen Besitzer zeugen, nun aber in Ruinen liegen. Eines der schönsten gehörte der Familie Weitmoser, deren Gründer seine Laufbahn als ein armer Bergmann begann, und mit einem Vermögen von 1½ Millionen Gulden endete; er war ein Liebling des Kaisers Maximilian, dessen Börse er oft wieder füllte. Einer jeden seiner vier Töchter gab er als Mitgift 80,000 fl. und einem jeden seiner vielen Enkel konnte er noch 1000 fl. hinterlassen. Seine Nachkommenschaft gelangte zu hohen Ehren und die fürstlichen Häuser der Fugger und Khevenhüller sollen von ihm abstammen. Längst haben die Goldbergwerke aufgehört ergiebig zu seyn, nur bei wenigen lohnt sich die Arbeit, und die Gletscher sind herabgerückt und haben manchen Stollen begraben; überdiess sind die ursprünglichen Bergleute, welche meistens Protestanten waren, aus dem Thale, dessen Wohlthäter sie gewesen, vertrieben und verbannt worden. Ein Weg von 1½ Stunden, meistens Berg an, führt nach Gastein. Durchwandert man das Thal jenseits Hof-Gastein, so geniesst man eine herrliche Aussicht von den Bergen an seinem oberen Ende, die dasselbe einschliessen.

Nach einer halben Meile erblickt man das Dorf und Wildbad, wie man es nennt. Es besteht aus ungefähr 30 hölzernen und 4 oder 5 steinernen Häusern, einschliesslich der dem Erzherzog Johann gehörenden Villa. Alle diese Gebäude liegen unregelmässig an einem steilen Abhange zerstreut, der, auf beiden Seiten von waldbewachsenen Höhen eingeschlossen, den Mittelpunkt des Thales einnimmt. Ueber eine Reihenfolge von Klippen, von beinahe 300′, stürtzt die Ache, mitten im Dorfe einen Wasserfall bildend, gerade zwischen den Häusern hindurch. Gastein liegt 3000′ über der Meeresfläche und 1600 über Salzburg. Seine Lage ist äusserst romantisch, aber ein Vergleich seiner Reize mit denen von Chamounix müsste doch wohl als Uebertreibung erscheinen.

Eine hölzerne Brücke, die über den Fall und zwar so nahe über ihm gebaut ist, dass sie fortwährend in Schaum gehüllt ist, führt zu dem Hauptwirthshause.

Wildbad Gastein. (1 1/2 M.) Straubingers Gasthof, ein grosses hölzernes Haus mit einem daran stossenden steinernen Gebäude, kann man gut nennen, obgleich Einrichtung und Bedienung nur einen ländlichen Zuschnitt haben. Dieser Gasthof besteht schon seit 300 Jahren. Täglich ist hier um 12 Uhr Table d'hôte um 36 kr. für den Kopf, an der trotz der frühen Stunde alle Classen, vom Vornehmsten an bis zum schlichten Landmanne Theil nehmen. Wer es vorzieht, allein zu speisen, kann sich sein Mahl auf das Zimmer bringen lassen. Die Zimmer kosten an 2—5 fl. wöchentlich; alle Preise sind durch einen Tarif festgestellt. Beim Grabenwirthe ist Alles ungefähr in denselben Verhältnissen; beim Mitterwirthe aber, wo die ärmere Classe der Badenden einkehrt, ist man zwar schlechter aber auch ungemein billig aufgehoben. Beinahe alle Gebäude sind Kost- oder Wohnhäuser; das landesherrliche Schloss, das der letzte Erzbischof von Salzburg, Hieronymus, 1794 erbaut hat, nimmt seit 1807 auch Gäste auf; es ist besser ausgestattet, als Straubingers Gasthaus, und ebenfalls mit Bädern versehen.

Die Mineralquellen von Gastein waren schon den Römern bekannt. Drei räthselhafte Fremde sollen die

Einwohner des Pongaus zuerst auf die Schätze dieses Thals aufmerksam gemacht haben. Man verehrte diese Fremde wie Heilige und noch heute sieht man eine Kapelle auf einer Anhöhe, die ein Bild jener drei Fremdlinge bewahrt. Die Höhe wird „zu den drei Wallern genannt.“ Der grosse Ruf der Quellen wurde aber erst durch Theophrastus Paracelsus wieder belebt, und seit dieser Zeit sind sie von den vornehmsten Fürsten des südlichen Europa besucht worden, und werden noch jetzt von Personen aller Classen von nahe und ferne, besonders aber vom österreichischen, ungarischen und russischen Adel, in solcher Anzahl besucht, dass es für die, welche in Gesellschaft dahin reisen, räthlich ist, an den Badedirector zu schreiben, um sich der erforderlichen Zimmer zu versichern, weil der ganze Ort nicht mehr als 200 Wohnungen hat. Die fünf Heilquellen entspringen aus den Abhängen des Reichebenbergs; eine von ihnen dringt im Bette der Ache mitten im Wasserfalle hervor; und allen zusammen entströmen in 24 Stunden 100,000 Kubik-Fuss Wasser. Von diesen Quellen werden die Bäder versorgt; die vornehmsten sind die im Schlosse befindlichen, mit Stein ausgemauerten, und die bei Straubinger, welche, ausser den Privatbädern, das Fürstenbad für Personen aus den oberen Classen, und das Capucinerbad für Personen von niederem Stande enthalten; jedes fasst zugleich 15 — 20 Badende. Straubingers Bäder sind nicht viel mehr als hölzerne Wannen in hölzernen Hütten; aber wer Gastein besucht, gewöhnt sich bald daran. Die Preise sind im Schlosse für ein Privatbad wöchentlich 2 fl. 42 kr. oder ein Kronenthaler, und für ein öffentliches Bad 1 fl.; bei Straubinger sind sie etwas billiger gestellt.

Das Wasser hat unmittelbar, wo es aus den Quellen entspringt, eine Temperatur von 115° bis 120° Fahr. = 38° Reaumur, aber ehe man es gebraucht, lässt man es bis 28° R. abkühlen. Die Wärme schwindet nur sehr langsam daraus. Die Chemiker wissen nicht genau anzugeben, woher die Wirksamkeit dieses Wassers rührt; da ein Schoppen nur 2 oder 3 Gran salziger Substanzen enthält, und die Hauptbestandtheile Glaubersalz und

aufgelöster kohlensaurer Kalk sind, wobei das Wasser stets vollkommen rein, geschmack- und geruchlos bleibt. Man verwendet es in der Küche zu jedem Zwecke, und die am Orte selbst lebenden Leute geben ihm zum Trinken den Vorzug vor dem gewöhnlichen Quellwasser.

Ueber die wohlthätigen, fast wunderbaren Wirkungen des Gasteiner Wassers ist viel geschrieben worden. * Zu bemerken ist jedoch, dass es vollblütigen, nicht sehr geschwächten Personen sehr nachtheilig werden kann.

Die deutschen Gäste pflegen sich in der Regel in den öffentlichen Bädern zu baden, welche ungefähr 15 – 20 Personen fassen, und von Damen und Herren gemeinschaftlich besucht werden, die dann Stunden lange in weite Umschlagtücher und Bademäntel gewickelt bis an das Kinn im Wasser sitzen, und sich mit Gesprächen, Schachspiel oder Kaffetrinken auf schwimmenden Tischen die Zeit vertreiben, oder die Wirkung des Wassers beobachten, das hinein geworfene Pflanzen wiederbelebt, und deren Knospen fördert, die sogleich in Blüthen aufbrechen. Durch das Felsgestein über der Spitalquelle hat man einen Schacht gegraben, um den Dampf aufsteigen zu lassen, der, in ein darüber erbautes Haus geleitet, die

* Für gewisse Leser mag die neueste und genaueste Analyse hier Platz finden, welche von Prof. Hünefeld in Greifswalde von diesem Wasser gemacht wurde: Spez. Gew. 1,0002.

In	1898,361 Gr.	In 1000 Gr.
Schwefelsaures Natrum	0,354360 „	0,1866 „
Chlornatrum	0,070057 „	0,0369 „
Chlorkalium	0,034794 „	0,0183 „
Kohlensaures Natrum	0,015789 „	0,0083 „
Kohlensaurer Kalk	0,084000 „	0,0442 „
Kieselerde	0,082250 „	0,0433 „
Reine Talkerde	0,002500 „	0,0013 „
Mangonoxyd	0,003500 „	0,0018 „
Eisenoxyd	0,012000 „	0,0063 „
Schwefelnatrum	0,007440 „	0,0292 „
Flusssaurer Kalk	Spur.	Spur.
Phosphorsaure Thonerde	—	—
	0,666690 Gr.	0,3508 Gr.
Wasser	1897,694310 „	999,4492 „
	1898,361000 Gr.	1000,0000 Gr.

Dampfbäder zu versorgen hat, die man entweder auf den ganzen Körper oder nur auf einzelne Theile oder Glieder anwendet. Auch Tropfbäder findet man hier.

Die Zwischenzeit zwischen dem Morgen- und Abendbad füllen Spaziergänge auf den Terrassen und steilen Pfaden an den Seiten des Thales, oder in den Gartenanlagen des Fürsten von Schwarzenberg aus. Nähere und fernere Ausflüge sind: Schloss Hundsdorf, jenseits der Ache und Hof gegenüber, ein Landsitz der Weitmoser; das Kötschachthal mit Wasserfällen, tiefen Schluchten und Gletschern; Böckstein; das Anlaufthal bis zum Ankogl, dem höchsten Bergeshaupte dieser Gegend; der Bockhart mit merkwürdigen Seen und dem sogenannten Giftbrunnen; der Hochtauern mit einer himmlischen Aussicht; der Graukogel und das Angerthal; der Thronegg, der nur 6000 Fuss hohe Flugkopf mit einer ausgedehnten Aussicht; der Tisch bei Böckstein, von wo man das ganze Gasteinerthal mit allen seinen Nebenthälern überschaut. Wagen kann man in den Gasthäusern miethen und ein Pferd kostet täglich 2 — 3 fl. Doch ist bei dem Besteigen der hohen Berge die grösste Vorsicht anzurathen, da eine einzige hier so leicht herbeigeführte Erkältung die Wirkung wochenlangen Badens vereitelt. Während der Kur sollte man daher diese Ausflüge sämmtlich unterlassen und sich auf die kleinen Promenaden beschränken.

Zuweilen scheut man auch den beschwerlichen Ausflug nach den Goldwerken im Radhausberge nicht. Der Weg dahin führt durch das Dorf Böckstein, wo das Gold gewaschen und geläutert wird. Die Mine vom Rad- oder Rathhausberg, wo man das Metall gewinnt, liegt ungefähr 6000 Fuss über dem Dorfe und ist zehn Monate des Jahrs mit Schnee bedeckt. Man braucht zwei Stunden um hinauf zu gelangen. Eine kürzere, aber etwas gefährlichere Art die Höhe zu erreichen, besteht darin, dass man sich eines Karrens bedient, der zum Aufziehen und Herunterlassen der Golderze und des Holzes benützt wird. Dieser Karren ist an ein 750 Faden langes Seil befestigt, das durch einen Haspel hinaufgewunden wird, der oben mit einem Wasserrade in Verbindung steht. Die Frem-

den, die eine solche Fahrt versuchen wollen, legen sich auf den Boden des Karrens und werden rasch hinaufgezogen. Diese Bergwerke waren schon den Römern bekannt und wurden in späteren Zeiten auf eine sehr einträgliche Weise von den Venetianern ausgebeutet, welche über die Alpen zum Theil jetzt noch bestehende gepflasterte Strassen für Lastthiere anlegten. Ihnen verdankt das ganze Thal sowohl als einzelne Geschlechter besonders, hohen Glanz und Reichthum im sechszehnten Jahrhundert. Jetzt ist der Ertrag von keiner Bedeutung.

Zwei schwer zugängliche Alpen-Pässe führen von dem obern Theile des Thales nach Kärnthen. Zuerst der Weg über den Mallnitzer Tauern, der durch das malerische Nassfeld nach Obervillach geht. Fussgänger sollen mit Hülfe eines guten Führers von Wien nach Venedig über diesen Pass in $3^{1}/_{2}$ bis 4 Tagen gelangen können. Zweitens: der Rauriser Pass, der nach dem Dorfe Heiligenblut führt, das am Fusse des Grossglockners, des Hauptberges der norischen Kette, liegt. Der grossartigen Natur um Heiligenblut und seiner Gletscher ist im Buche weiter gedacht. *

Von Bad Gastein nach Obervillach über den Mallnitzer Tauern.

Diese Strasse ist selbst für geübte Lastthiere nur im Sommer zu passiren. Der Wirth in Böckstein hält in der Regel Pferde und Maulthiere zu dieser Reise bereit, die man in sechs Stunden bis Mallnitz zurücklegt.

Gleich hinter Böckstein steigt der Pfad aufwärts an dem Goldbergwerke des Radhausbergs vorüber. Dann durchschneidet er einen felsigen Engpass, über dessen abschüssige Seiten viele Wasserfälle stürzen; einen davon nennt man wegen seiner Aehnlichkeit mit einem über den Felsen ausgebreiteten Schleier „den Schleierfall.“ Zwei Meilen jenseits Böckstein liegt das hohe Alpenthal Nassfeld; sein Name kommt von den vielen Bächen,

* S. Glockner-Reise von Schultes.

die ihr Wasser von den umliegenden Gletschern empfangen und sehr schöne Kaskaden bilden. Hier entspringt die Ache. Ueber die Felsen sind die Fasern des lieblich duftenden Veilchenmoses ausgebreitet. Die Alpen der Umgegend geben reiche Weide für 500 Pferde, 400 Stück Rindvieh und 4000 Schafe. Die Hirten wohnen in einem Dörfchen von etwa zwanzig Hütten, wo der Wanderer in einer davon zur Noth einige Erfrischungen erhalten kann. Die Steigung führt nun durch eine steile Schlucht nach dem Tauern, der von den Bewohnern der benachbarten Thäler auf den zwei entgegengesetzten Seiten des Passes entweder Nassfelder oder Mallnitzer-Tauern genannt wird. Die Spitze des Berges ist durch ein Kreuz bezeichnet; der Kamm erhebt sich hundert Fuss höher auf der rechten Seite des Pfades und gewährt eine ausgebreitete Aussicht auf den Grossglockner und seine Gletscher, und südlich auf die Alpen, welche hier die Marksteine Italiens bilden. Alles ist hier unbewohnt und nirgends wird man ein Haus gewahr. Die südliche Senkung geht stufenweise über die Manhardalpe nach Mallnitz, welches ungefähr noch 2 Meilen von Obervillach entfernt liegt.

Dieser Pass wird im Winter häufig von Schmugglern benützt. Sobald diese dann die Höhe erreicht haben, setzen sie sich auf ein zu diesem Ende zugerichtetes Brett und schiessen auf demselben den schnee- und eisbedeckten Abhang mit solcher Schnelligkeit hinab, dass sie in 10 bis 15 Minuten eine Entfernung zurücklegen, die sie beim Ansteigen kaum in mehren Stunden zu erreichen im Stande waren; die Fahrt geht so rasch, dass, nach ihren eigenen Worten, ein Vater seinen Sohn, wenn er dicht an ihm vorüberkäme, nicht erkennen würde.

VII. Von Gastein nach Salzburg über Zell am See und durch das Pinzgau.

Die Entfernung beträgt 18¼ deutsche Meilen. Zwischen Lend und Lofer befindet sich eine Querstrasse, auf der man aber keine Postpferde bekommen kann, da sie nur von kleinen Fuhrwerken befahren wird.

Hof Gastein. } Wie oben.
Lend. ($1\frac{1}{2}$ M.) }

Das Pongau oder Salzathal oberhalb Lend, ein schmaler, malerischer Pass zieht sich bis:

Taxenbach. (1 M.) Wirthshaus; beim Taxwirth. Hier beginnt das Pinzgau. Die Strasse steigt im Salzachthale nicht weiter als bis Bruck ($\frac{3}{4}$ M.), wo die Zell aus dem Zillerthal in die Salzach fällt. Auf einer zwischen den beiden Thälern hervorragenden Spitze erhebt sich das Schloss Fischhorn, von dem man eine reizende Aussicht geniesst.

Dadurch, dass das Bett der Salzach höher liegt, als das der Zell, ist der Bezirk beim Zusammenflusse ein grosser, fortwährenden Ueberschwemmungen ausgesetzter Morast, aus dem sich äusserst ungesunde Miasmen erheben, deren Wirkung sich augenscheinlich an den kropfichten Bewohnern dieser Gegend äussert. Der Sumpf nimmt seinen Ursprung am unteren Ende des Zeller Sees; an dessen oberem Ende liegt das Dorf

Zell. (2 M.) (Genannt Zell am See, zum Unterschied von Zell im Zillerthal.) Seine Lage an den Ufern des Sees, gegenüber des schneebedeckten Grossglockners, ist im höchsten Grade romantisch; aber die Sümpfe machen den Aufenthalt durchaus unerträglich.

Saalfelden. ($3\frac{1}{2}$ M.) Dorf von 1100 Einw., im Mittel-Pinzgau. Auf den benachbarten Höhen erblickt man die zerfallenen Schlösser Rothenberg, Grub, Formach, Dorfheim und Lichtenberg mit seiner in den Felsen gehauenen Kapelle und Einsiedelei.

Ein romantisches wildes, $1\frac{1}{2}$ Meilen langes Thal wird von der hier nur für kleines Fuhrwerk hinreichend breiten Strasse, zwischen Saalfelden und Weissbach, durchschnitten. In der Mitte des Thales bei dem Dörfchen Diesbach ist ein Wasserfall.

Lofer. (2 M.) Wirthshaus: beim Hackelwirth. Auf der Poststrasse von Innsbruck nach Salzburg.

Salzburg. ($5\frac{1}{2}$ M.)

C.

Dritter Anhang.

Das Salzkammergut.

I. Einleitung.
II. Von Lambach nach Ischl und Aussee, an den Traunfällen vorbei über den Gmundner- und Hallstädter-See, Aussee u. s. w.
III. Vom Hallstädter-See nach Golling und Salzburg über Gosau, Abtenau und den Gschüttpass.

I. Einleitung.

Wenige Reisende, namentlich aber die Engländer, welche in jedem Jahre Salzburg und Linz besuchen, aber nur rasch auf der Landstrasse fortreisen, wissen, dass sie an der Gränze eines der reizendsten Bezirke Europas hinfahren: an dem Salzkammergut, einer dem Kaiser von Oestreich gehörenden Krondomäne, welche bedeutende Salzwerke enthält. Es bildet die südwestliche Ecke der Provinz Ober-Oestreich: ist zwischen der Gränze von Salzburg und Steyermark eingeschlossen und wird seiner ganzen Länge nach von der Traun durchströmt.*

Die Hauptschönheit des Salzkammerguts besteht in seinen vielen Seen, welche durch die einzige, sie alle durchströmende Pulsader, die Traun, verbunden sind.

* Drei Hauptstrassen führen in das Salzkammergut: 1) von Wien und Linz über Lambach und Gmunden; 2) von Gratz über Aussee, und 3) von Salzburg über St. Gilgen.

Diese Seen sind meistens von hohen, jählings abschüssigen Bergen umgeben, und heissen der Traun- oder Gmundener-, der Atter-, Mond-, St. Wolfgangs- und Hallstädter-See. Der Gmundener See (auch Traunsee) und der Hallstädter See enthüllen die eigenthümlichsten Schönheiten. Die Traunfälle gleichen den Rheinfällen bei Schaffhausen; obwohl sie viel weniger Wasser haben als diese. Die Lage des Bodens ist zu hoch und gebirgig, als dass hier viel Getreide erzeugt werden könnte; die Hauptproducte bestehen in Holz, Rindvieh und vor Allem in Salz, woher das Ländchen seinen Namen führt. Die Bergwerke von Ischl, Hallstadt und Aussee liefern grosse Vorräthe von diesem so nützlichen Mineral. Ischl ist berühmt wegen seiner Bäder, die sich im Sommer eines glänzenden Besuches erfreuen. Es ist nunmehr als der Hauptort des Salzkammerguts zu betrachten, und das beste Standquartier für Reisende, welche mit Musse in dieser Gegend weilen, weil es zugleich den Mittelpunkt bildet und am meisten Bequemlichkeit darbietet. Die Bewohner des Salzkammerguts sind ein lebenslustiges Völkchen, das gern tanzt, jodelt und schiesst; auch haben sich alterthümliche Gebräuche unter ihm erhalten, wie z. B. die Vier Stände, die zum neuen Jahre ihren Umzug halten, die Sternsänger um Weihnachten, die Mummereien am Fasching und der originelle Schwerttanz.

Die Hauptstrasse von München und Salzburg nach Linz und Wien, läuft nur 3 Meilen nördlich vom Traunsee und 1½ von den Traunfällen. Den reizendsten Anblick gewährt die Landschaft, wenn die Reisenden, welche sich dem Salzkammergute von der Nordseite nähern, in Lambach oder Schwannstadt von der Wiener Strasse abbiegen, weil sie dann die Alpen beständig vor sich haben und die Scenerie mit jedem Schritte wilder und grossartiger wird. Sie bedürfen keines andern Führers, als der Traun; treten sie in die lieblichen Thäler ein, die sie durchfliesst, und lassen sich über die fünf Seen setzen, so werden sie endlich zu ihrer Quelle gelangen, einem engen Kessel, mit schwarzem Wasser gefüllt, dessen Farbe

nicht von Unreinigkeit, sondern von seiner, durch den Schnee der Gletscher erzeugten Tiefe herrührt.

Vier oder fünf Tage mögen zu diesem Ausfluge hinreichen, aber mehr noch wird man sich befriedigt fühlen, wenn man länger hier weilt. Fussgänger oder Reiter mögen auf der Bergstrasse nach dem Salzkammergute gelangen, welche von Golling nach Hallstadt durch Abtenau führt.

II. Von Lambach nach Ischl und Aussee, an den Traunfällen vorbei, über den Gmundener- und Hallstädter-See, Aussee u. s. w.

Eine Poststrasse bis Ischl $8^1/_2$ deutsche Meilen, durch den Gmundener- und Hallstädter-See unterbrochen. Die Entfernung über den Gmundener See wird eine Wasserpost (3 deutsche Meilen) genannt, weil die Gefährte in Böten den See entlang gebracht werden müssen. Im Traunthale ist auch eine Eisenbahn von Linz bis Gmunden. —

Es liegt im Plane, die Poststrasse das Ufer des Traunsees entlang fortzuführen, wobei ein Weg durch die Felsen, die das obere Ende des Sees umschliessen, gesprengt werden müsste.

Hinter Lambach geht der Weg über die Traun und läuft auf dem rechten Ufer bis Gmunden fort. Bei dem Dorfe Roitham, $1^1/_2$ Meilen von Lambach, sind die

T r a u n f ä l l e: „Es ist ein Wasserfall, der sich, wenn der Fluss voll ist, seiner Grösse nach beinahe mit dem von Schaffhausen vergleichen lässt; er besitzt denselben eigenthümlich grossartigen Charakter, hinsichtlich des jähen Absturzes seiner gewaltigen Wassermassen, der Schönheit in der Färbung seiner Ströme und seines Schaums, so wie hinsichtlich der Gestalt der Felsen, über die er fällt, und der Klippen und Bäume, die darüber hereinragen,“ so äussert sich der berühmte Humphrey D a v y.

Man muss die Fälle von der Brücke aus, vom entgegengesetzten Ufer, und von den Felsen unter der Brücke

betrachten. Ihre Höhe beträgt 42 Fuss. An ihrer Seite, längs dem rechten Ufer, hat man einen merkwürdigen hölzernen Canal, oder eine Wasserleitung, 1250 F. lang, erbaut, die theils in die Felsen gehauen, theils von Stützen gehalten ist, und dazu dient, dass die Salzböte ohne Unterbrechung durch den Wasserfall die Traun auf- und abwärts fahren können. Sie gehen von Gmunden zu einer bestimmten Stunde des Morgens, gewöhnlich zwischen 10 und 11 Uhr ab, wenn die Schleuse am obern Ende des Canals geöffnet ist, um einen Theil des Stromes durchzulassen. Die Schiffe werden durch die Strömung der Fälle rasch fortgetrieben, dann durch geschicktes Rudern an diesen hingeführt, und zwar nur in einer Entfernung weniger Schritte vom Sturze, von dem sie durch Baumstämme getrennt sind, die, zwischen zwei Felsen eingeklemmt, ein Geländer bilden, hierauf laufen die Böte sogleich in den Canal ein. Die Fahrt über die schiefe Fläche hinab, wo die Tiefe des Wassers nur hinreicht, um das Aufstossen zu vermeiden, wird in einer Minute mit solcher Geschwindigkeit bewerkstelligt, dass das Auge kaum dem Boote zu folgen vermag. Die Gewalt des Stromes und die Senkung der Wasserleitung verbinden sich hier, um die Fahrt zu beschleunigen. Die Schiffe kehren leer zurück und werden von 12 — 14 Pferden in vollem Gallop den Canal hinaufgezogen. Ein solches Salzboot bietet eine rasche und nicht unangenehme Reisegelegenheit von Gmunden nach Lambach. Bei der Geschicklichkeit der Schiffer geschieht nie ein Unfall.

Die sich mitten durch eine anmuthige Landschaft ziehende Strasse geht von den Fällen durch Tannenwälder und niedliche Dörfer. Der hohe Berg Traunstein ist ein weit sichtbarer Punkt, der an seinem Gipfel das Profil Ludwigs XVI. tragen soll. Endlich öffnet sich das Thal, und See und Stadt Gmunden erscheinen vor dem Auge. Ueber die Traun führt eine Brücke etwas unter ihrem Ausflusse aus dem See, ganz nahe bei breiten Schleusen, die man gebaut hat, um Wassermassen einzudämmen und zu sammeln. Sie werden nur ein paar Stunden des Tages geöffnet, um den Salzböten den Durchgang

zu gestatten, die durch die Fluth uber die Felsen hingeführt werden, welche so grosse Hindernisse entgegenstellen, dass sie, wenn der See nicht auf diese Art eingezwängt würde, bei seichtem Wasser die Schifffahrt durchaus unmöglich machen müssten. Aehnliche Schleusen trifft man an den Ausflüssen beinahe aller Gebirgsseen im Salzkammergut.

Gmunden. (3 M.) Das goldene Schiff; gut, reinlich, billig, beherrscht eine reizende Aussicht über den See; seine Fischspeisen sind sehr zu empfehlen; der Stern.

Diese kleine, anmuthige Stadt von 3200 Einw. liegt an dem nördlichen Ende des Traun- oder Gmundnersees. Ehemals war die Stadt befestigt. Während des Bauernkrieges, der seine Verwüstungen bis in diese stillen Thäler führte, hatte sie viel zu leiden. Ihre reinlichen weissen Häuser, mit den grünen Thüren und Fensterläden, und die Gärten, die man vor vielen sieht, geben ein sehr liebliches Bild. Im Vordergrunde breitet der See, den Grund der Häuser bespülend, seine grüne Oberfläche aus. An seinem unteren Ende wird er von wellenförmigen Hügeln umschlossen, auf denen Häuser und Dörfer unter Bäumen gruppirt sind. Sein oberes Ende, von hohen Abhängen und dunkeln Tannenwäldern bekränzt, über die sich hohe zackige Berge und Schneespitzen erheben, enthüllt einen mehr düstern und erhabenen Charakter. In der Mitte des Ufers erhebt sich der riesige Traunstein. In seinen verwitterten und zerklüfteten Massen, in seinen malerisch-eckigen Umrissen, liegt etwas so Majestätisches, dass man sich nicht satt daran sehen kann. Ungefähr eine Meile westlich von Gmunden steht auf einer kleinen Insel, etwa 150 Fuss vom Ufer, das Schloss Ort, von dem man eine Sage wie die von Hero und Leander erzählt.

Hat man diese verschiedenen Ansichten sattsam bewundert, so bleibt wenig mehr in Gmunden zu besichtigen übrig, ausgenommen das Modell-Kabinet im Salzoberamt, eine Sammlung von Modellen der Bergwerke, der Gradirhäuser, Pfannen und aller Maschinen, die zum

Ausbeuten und Bereiten des Salzes, Sammeln des Holzes zum Brennbedarf, und zu andern Zwecken verwendet werden. Reisende, welche später die Bergwerke zu besuchen beabsichtigen, werden leichter eine Einsicht in die verschiedenen Verfahrungsarten erlangen, wenn sie diese Sammlung zuvor genau in Augenschein genommen haben. Die Erlaubniss, diess Cabinet zu besichtigen, wird jedem anständigen Fremden willig ertheilt.

In der Pfarrkirche befindet sich bekanntlich eine räthselhafte Inschrift auf einem Grabstein, die ich für besonders scharfsinnige Leser hier zur Lösung abschreiben will:

Hier ruhet in Gott

Frau Regina Zaylin,

geb. Schmidlin von Schmidberg.

Verschieden den 14 April 1677.

„Leser! lös' auf die Wort —
Halb an ein, halb andern Ort
Mutter, Tochter und ihr Mann
Drei und eins man finden kann
Wenn das Ein zu Drei wird genommen
Werden erst drei ganz vollkommen."

Auf dem Calvarienberg hinter der Stadt geniesst man eine ausgebreitete Aussicht über den See. Ein grüner Hügel in Pinsdorf, nahe am Wasser, wird als das Grab der zum Aufruhr verführten Bauern bezeichnet, die hier, 4000 an der Zahl, von den Truppen des Grafen Pappenheim niedergemacht wurden.

Die Poststrasse wird von dem Gmundener See unterbrochen, weil die Abhänge am obern Ende bis jetzt die Fortführung der Strasse verhindert haben. Man beabsichtigt indessen, durch Sprengen der Felsen Gallerien zu bilden. Wagen und Reisende werden gegenwärtig in Böten über den See gesetzt, welche stets bei dem Postmeister gegen bestimmte Preise zu haben sind. Die Entfernung bis Ebensee, $1\frac{1}{2}$ Wasserposten (ungefähr 3 M.), legt man in zwei oder zwei und einer halben Stunde zurück. Reisende, welche die Wasserfahrt abzukürzen wünschen, mögen sich zu Land nach Traunkirchen begeben.

Die Fahrt dahin, längs des westlichen Ufers des Sees, ist sehr angenehm, und die Entfernung von da an bis Ebensee beträgt nur eine Meile.

Die Umgebung des Sees wird dem südlichen Ende zu grossartiger, und die grünen Hügel verwandeln sich in Berge und hohe Felsen. Der Traunstein scheint von Osten her über das Wasser hineinzuhängen Auf dem westlichen Ufer liegen die Dörfer Altmünster, in dessen Kirche einige alte Monumente aufbewahrt sind, ferner Traunkirchen, wo die Jesuiten sich einst in einem von König Ottokar gestifteten Nonnenkloster niedergelassen hatten. In einiger Entfernung glaubt man, Traunkirchen liege am Ende des Sees; aber wenn man näher kommt, findet man, dass es auf einem Vorgebirge steht; hat man dieses umfahren, so verliert sich Gmunden aus dem Gesichte, und der Reisende sieht sich in einen andern wilderen, grösseren See versetzt. Die Felsen, die hier das Wasser umschliessen, erheben sich unmittelbar vom Rande desselben, und wo die Abschüsse endigen, sind die Berge mit Wäldern bedeckt, die seit Jahrhunderten das Brennmaterial für die Salzwerke geliefert haben. Endlich erscheinen die Dörfer

Ebensee und Langbad (Lambach) durch die Traunbrücke verbunden. (3 M.) (Das Wirthshaus auf der Post ist theuer.) Man sieht hier grosse Haufen Holz aus den benachbarten Wäldern, die durch die angeschwollenen Bäche herabgetrieben, oder zuweilen oben von den umliegenden Abhängen in den See gestürzt und hier gesammelt werden. Ehe das Boot an den Landungsplatz gelangt, passirt es einen Schlagbaum, der von einem Ufer zum andern gezogen ist, um die zerstreuten Holzstücke zu sammeln, damit sie nicht verloren gehen. Ebensee ist der erste Ort im eigentlichen Salzkammergut. Die Hauptgebäude im Dorfe sind die Gradirhäuser, die ihrer Ausdehnung wegen wohl einen Besuch verdienen. Bergwerke gibt es hier nicht; die Sole wird von Hallstadt und Ischl, aus einer Entfernung von ungefähr fünf Meilen, in hölzernen Röhren hergeleitet, die an manchen Stellen an der Strasse sichtbar sind. Der Kranawetsattel,

der hier eine der schönsten Aussichten bieten soll, kann in vier Stunden bestiegen werden.

An der Mündung beinahe aller Wasser, die in die Traun einfliessen, sind hölzerne Rechen errichtet, um das geflösste Holz aufzuhalten.

Auf einer angenehmen Spazierfahrt das Traunthal aufwärts, gelangt der Reisende nach

Ischl. ($2\frac{1}{2}$ M.) Auf der Post wohnt man billig und reinlich. Mittags und Abends wird nach der Karte gegessen. Gegenüber liegt das Kaffeehaus. Beinahe alle Häuser liefern Wohnungen für Fremde. Ein Zimmer kostet täglich 12 — 30 kr.

Wenige Jahre haben den hübschen, aber früher wenig bekannten Markt Ischl (2000 E.), an dem Zusammenfluss der Ischl mit der Traun, in einen fashionablen Badeort verwandelt. Sein Ursprung, als solcher, datirt sich nicht über das Jahr 1822 zurück, aber die Schönheiten seiner Lage und Umgebungen nebst der eigenthümlichen Kraft seiner Bäder, zogen in den letzten Jahren tausende von Gästen aus Wien und andern Gegenden Oestreichs an. Der Freund der Absonderung mag sich in der Einsamkeit der Bergpfade und dunkeln Forste begraben, oder auf den schwärzlichen Seen umherschiffen. Wer ein geselliges Leben vorzieht, kann jeden Tag mit Lustpartien ausfüllen, während Bälle, Concerte, selbst ein Theater für den Abend da sind.

Die Bäder befinden sich in einem abgesonderten Gebäude mit einem griechischen Säulengange und der Inschrift:

„In sale et sole omnia consistunt."

Die eine Seite ist für Herren, die andere für Damen bestimmt. Auf Verlangen erhält man auch gewöhnliche warme oder kalte Bäder; die Solenbäder, die am meisten gebraucht werden, versorgen die Salzpfannen mit Sole, nachdem man aus dieser eine Partie Salz herausgezogen hat. Das Baden wirkt abführend, erzeugt ein heftiges Stechen auf der Haut und reizt diese im Allgemeinen. In der Regel wird die Sole nach der Vorschrift des Arztes mit gewöhnlichem Wasser vermischt, oder man mischt

eine in der Nähe entspringende Schwefelquelle darunter, je nachdem es die Natur des Patienten verlangt.

Die Dampfbäder, die man hier bereitet, werden auf eine besondere Art gebraucht. Die Bäder bestehen aus hölzernen Cabineten, die unmittelbar über den Salzpfannen an der Decke des Gradirhauses auf eine Weise angebracht sind, dass sie den Dampf auffassen, wie er aus der siedenden Sole aufsteigt. Wer sich nicht in eines von diesen Cabinetten will einschliessen lassen, kann ein gemässigteres Bad in einer offenen, etwas höher als die Pfannen stehenden Gallerie nehmen, wo er ein bis zwei Stunden auf- und abzuspazieren hat. Bei vielen Leiden, namentlich aber bei Brustkranken, hat man es sehr zuträglich gefunden, bloss die mit den verschiedenen flüchtigen, von der Sole während des Siedens losgetrennten Theilchen geschwängerte Luft einzuathmen.

Schlammbäder werden von dem Schlamme bereitet, den man aus den Kammern oder Behältern in den Salzwerken bringt.

Ein warmes Bad von frischem Wasser kostet . .	14 kr.
Sole- oder Schwefelwasser, dem Eimer nach . . .	6 „
Ein Schlammbad .	36 „

Kranke können sich der Portechaisen bedienen, um sich in das Bad und auch zurücktragen zu lassen. Damen gebrauchen diese Transportmittel nicht selten zu Ausflügen in das Gebirge. Die Preise sind in einem Tarife festgesetzt.

Das schmale Thal, in welchem Ischl von hohen Bergen eingeschlossen liegt, zeichnet sich ganz besonders durch malerische Schönheit aus. Die benachbarten Wälder und niedrigern Abhänge sind im Verlaufe weniger Jahre nach allen Richtungen in, selbst für Schwächliche zugängliche Spaziergänge und Lustgärten verwandelt worden. Sie sind mit bequemen Sitzen, Tempeln und Lusthäusern versehen, von denen man die schönsten Gesichtspunkte hat. In der Regel führen sie den Namen einer Dame von Stande, oder irgend einer Schönheit, die den Ort besucht hat. Oft auch werden sie nach fürstlichen und hohen Personen benannt.

Ein ländliches Wirthshaus in der Schmalnau oder Schwolnau, eine halbe Stunde vom Markte, wird seiner freundlichen Lage wegen häufig besucht. Man bekommt hier trefflichen Kaffee; berühmter aber noch sind die Töchter des Wirthes, von denen eine, die schöne Franzel, vornehmer Fanni, von einem Wiener Künstler gemalt worden ist; von der Leinwand auf Lithographien und Pfeifenköpfe übertragen, bilden ihre schönen Züge jetzt eine Zierde mancher Studentenpfeife.

Eine der besten Ansichten von Ischl hat man von der Kirche auf der Höhe des Calvarienberges.

Man kann sehr viele Ausflüge von Ischl aus machen, weil dieses, wie schon erwähnt, ungefähr den Mittelpunkt des Salzkammergutes bildet und desshalb sich am besten dazu eignet.

Es folgen hier einige solche Ausflüge kurz angegeben.

Das Salzwerk liegt ungefähr $^3/_4$ Meilen südöstlich von Ischl. Beabsichtigt man dasselbe zu besuchen, so muss man zuvor eine Erlaubniss dazu nachsuchen. Während der Badezeit wird das Bergwerk öfter zur Unterhaltung der Gäste beleuchtet, welche dann in grösseren Partien dahin kommen. Die Strasse führt über die Traun, und durch das Dorf Perneck; hier muss man die Wagen stehen lassen, und den übrigen Theil des Weges zu Fuss zurücklegen. Das Werk besteht aus zwölf Stockwerken oder Stollen, welche horizontal, eine über der andern, in den Berg getrieben sind. Durch den mittleren Stollen, welcher seinen Namen nach der Kaiserin Marie Luise erhalten hat, fährt man ein. Damen können in Karren die Gallerie entlang geschoben werden, aber am Ende derselben müssen sie auf einer aus zwei Balken bestehenden Rutsche hinabfahren. Das Salz ist hier, gemischt mit Thon und Erde, in Adern und dünnen Klumpen im Gesteine vertheilt, und vergebens möchte man sich nach einer schimmernden, weissen, krystallartigen Oberfläche umsehen.

Der breite Damm und die Schleusen, genannt Chorinskys Klause, die man über den Weissenbach angelegt hat, um das Holz in die Traun zu schwemmen, liegt

ungefähr $1\frac{1}{2}$ Meilen vom Markte. Am besten besucht man diesen Ort, wann die Schleuse gesprengt wird, was ungefähr einmal in der Woche, und nie ohne dass man es zuvor in Ischl anzeigt, geschieht. Die Strasse dahin geht auf dem rechten Ufer der Traun, bis Lauffen, wo sie über den Fluss führt, und sofort das Weissenbachthal hinansteigt.

Wer hinreichend Kraft und Lust zur Besteigung eines Berges von 5000 Fuss in sich fühlt, der mag den Ziemitz erklimmen, um eine Rundschau über das Salzkammergut zu gewinnen. Es ist eine sehr ermüdende Wanderung, wobei man stets zu Fuss gehen, zuweilen angestrengt klettern muss, und wenigstens 10—11 Stunden zum Hin- und Rückmarsche braucht. Der Gipfel des Berges beherrscht einen wundervollen Prospect über die Berge und Thäler um Ischl, auf den Hallstädter-, Wolfgang-, Mond- und Attensee, während man gegen Süden die weisslichen Spitzen und Gletscher des Thorsteins erblickt.

Reisende, welche, ehe sie nach Ischl kamen, den Gmundener-See und die Traunfälle nicht besucht haben, sollten diese Orte nicht ungesehen lassen, denn diese, wie der Hallstädter-, der Gosau-See und der Aussee sind nicht minder interessant, als irgend ein anderer der reizenden Ausflüge im Salzkammergut. Die Poststrasse von Salzburg nach Grätz führt durch Ischl und Aussee.

Es gibt auch eine gute Fahrstrasse von Ischl nach den Ufern des Hallstädter-Sees, wo man Böte in Bereitschaft findet, um die Reisenden über zu setzen. Zwischen dem Hallstädter-See und Aussee läuft eine sehr schlechte steile Strasse, die nur für leichtes Fuhrwerk fahrbar ist. Die Entfernung von Ischl, das schöne Traunthal aufwärts, nach Steg am nördlichen Ende des Hallstädter Sees beträgt etwas über eine Meile; der Weg geht das rechte Ufer der Traun entlang, durch Lauffen (Wirthshaus: das Brauhaus), ein Dorf von 400 Einwohnern, mit einer alten gothischen Kirche. Die Traun bildet einen kleineren Fall von 18 F., an dessen eine Seite, wie bei dem grössern Falle unter Gmunden, ein Canal gebaut

ist, um den Salzböten ungefährdete Auf- und Abfahrt zu gestatten. Die Strasse das Weissenbach-Thal aufwärts nach der Chorinsky Klause wendet sich hier ab und geht auf einer Brücke über die Traun. Goisern, ein anderes Dorf an der Strasse in dieser Gegend. Neben der katholischen Pfarrkirche steht das geschmackvoll gebaute Bethaus der Protestanten, das Dorf hat bedeutende Jahrmärkte. Jenseits Goisern theilt sich die Strasse; der rechte Arm ist die Poststrasse nach Aussee und Gratz; der linke Arm, eine Querstrasse, führt in einer starken halben Meile nach Steg, einigen Häusern mit einer Schenke, dicht bei dem Ausflusse der Traun aus dem Hallstädter See, der auch durch Schleusen, denen in Gmunden ähnlich, verschlossen ist, hier Klause genannt. Dreizehn, in diesen See einlaufende Bäche sind ebenfalls an ihren Mündungen mit solchen Schleusen versehen, und werden während der trockenen Jahreszeit nur einmal des Tags geöffnet, um die Salzböte zu heben und mit der erforderlichen Wassermasse zu versehen, damit sie ihre Reise über die Felsen und Untiefen der Traun zurücklegen können. Wer Lust hat, kann in diesen Böten nach Ischl, Lambach, oder Ebensee fahren; die rasche Bewegung, 2 Meilen in der Stunde, ist in der That gar nicht unangenehm. In Steg bekommt man Böte, welche die Reisenden in 1½ Stunden nach dem Dorfe Hallstadt übersetzen. Ein Boot mit 2 Ruderern kostet einen Gulden Rheinisch. Wer es vorzieht, kann ungefähr eine starke Viertelmeile weiter bis zur Gosauer Sägemühle am See hinfahren und sich erst hier einschiffen.

Die Gegend des Hallstädter Sees hat einen wilderen und düsterern Charakter, als die am Traunsee. Am erhabensten erscheint sie an ihrem oberen oder südlichen Ende, wo die Berge so steil aus dem Wasser emporragen, dass kein Raum für irgend einen Pfad mehr übrig ist. Nur die Buchten der Lahn, am Kessel und vor Traundorf, bieten sichere Landungsplätze. Das Gosauthal, das sich gegen Westen öffnet, wird von einer Wasserleitung, genannt „der Gosauzwang“ durchschnitten, welche die Sole von den Hallstädter Salzwerken nach

den Gradirhäusern in Ischl und Ebensee führt. Die Pfeiler im Mittelpunkte sind 130 F. hoch, und die Röhren bilden eine ununterbrochene Leitung, die man am See hin beinahe bis Hallstadt gewahr wird. Die Landschaft des höher gelegenen Theils des Gosauthals, ungefähr 3 Meilen von dieser Wasserleitung, mit zwei wilden kleinen Seen, ist wirklich prachtvoll.

Hallstadt. Bei Däubler findet man eine ziemlich gute ländliche Einrichtung; ein zweites Wirthshaus gehört Seeauer. Dieser kleine Markt (1053 E., worunter 700 Protestanten) hat eine höchst seltsame Lage. In einiger Entfernung sieht es aus, als wären die Häuser am Berge befestigt, wie die Schwalbennester an der Mauer. Der Berg ist beinahe senkrecht abschüssig; zwischem ihm und dem Wasser ist so wenig Raum, dass die Gebäude entweder in oder über dem Wasser auf Pfeiler gestellt, oder in Reihen eines über dem andern so aufgeführt sind, dass der Schornstein eines Hauses auf gleicher Höhe mit der Thürschwelle des andern steht, und dass die Verbindung nur durch Treppen bewerkstelligt wird. Ein schmaler Bach stürzt von der Höhe herab, mitten in das Dorf hinein, das dadurch, aus einiger Entfernung gesehen, unter einem fortwährenden Regenbade zu stehen scheint. Hier sind Pferde ganz unnütz, und die Verbindung mit der übrigen Welt wird, abgesehen von ein paar sehr schwer zugänglichen, nach andern Dörfern führenden Bergpfaden, nur durch Böte erhalten. Man kann wohl die Solenröhren entlang nach dem Gosauzwang gehen; aber der Pfad ist so schmal, dass man beim ersten falschen Tritte in das Wasser stürzen müsste. Die im Jahr 1320 eingeweihte Kirche ist wegen ihres Alterthums, wegen ihres gothischen Portals und eines Altarblattes von reichem Schnitzwerke merkwürdig.

Der Rudolphs-Thurm, ein besonders auffallender Punkt, wenn man sich Hallstadt nähert, ist auf einem hervorragenden Felsen, 1080 Fuss über der Stadt im Jahr 1284 von Kaiser Albrecht erbaut worden, um die Salzwerke gegen die Truppen des Erzbischofs von Salzburg zu vertheidigen, der Anspruch darauf machen wollte.

Eine bedeutende Schaar, welche der Prälat einst zum Angriffe nach diesen Bergen sandte, wurde hier mit grossem Verluste zurückgeschlagen. Der Thurm wird jetzt von dem Salinen-Verwalter bewohnt. Man braucht beinahe eine Stunde, um auf einer fortlaufenden Treppe hinanzusteigen. 500 Fuss höher ist der Eingang in das Salzwerk. Der Alpenkalk, in dem sich das Salzlager findet, enthält für Geologen sehr interessante Fossilien. Der höchste Punkt dieses Berges beträgt 4000 Fuss über der Meeresfläche.

Mehre Berge, die das südliche Ende des Sees umschliessen, erheben sich über die Höhe des ewigen Schnees. Vom 17. November bis zum 2. Februar sehen die Bewohner von Hallstadt die Sonne nie über ihren Häuptern. Eine halbe Meile vom Markte ist der Wasserfall des Strubbachs. Man gelangt durch das Echernthal dahin. Er soll eines Besuchs wohl werth seyn; aber Reisende, welche die Alpen kennen, besonders welche die Schweiz gesehen haben, pflegen sich zu besinnen, ehe sie einen Wasserfall aufsuchen. Merkwürdig sind noch der Hirschbrunnen und Kessel, die an der südlichen Seebucht liegen. In den Nachmittagsstunden pflegten hier, während des Sommers, unterirdische Quellen mit Ungestüm sich zu entladen und in den See abzufliessen. Der Hirschbrunnen besteht aus Steinblöcken, aus denen das Wasser hervorquillt; der Kessel hingegen ist ein Felsenschlund, aus dem das Wasser mit Getöse emporspringt und selbst Felsblöcke in die Höhe wirft.

Man glaubt, dass das Ufer, auf dem Hallstadt steht, vom Wasser unterminirt sey, und dass dem Orte einst ein trauriges Schicksal bevorstehe.

Vieh und Ernten haben die Hallstädter nicht; ihren Bedarf erhalten sie über den See zugeführt, und die Meisten im Orte wissen nicht, wie es jenseits der Berge aussieht.

Die Frohnleichnamsprozession wird hier auf dem See gehalten, weil es am Ufer an Raum dazu fehlt, sich würdig dabei zu entfalten.

Folgendes ist der gerade Weg von Hallstadt nach Aussee (ungefähr 2 Meilen). Man muss sich in einem Boote nach Obertraun, einem Dorfe von 400 Einwohnern, übersetzen lassen, das nicht weit vom Ufer des Sees und nahe beim Einflusse der Traun in diesen liegt. Hier kann man für 2 — 3 Zwanziger einen Leiterwagen miethen. Die Strasse ist steil und schlecht; sie steigt eine lange Schlucht hinan, in deren Tiefe auf der linken Seite die Traun hinströmt. Das Dorf Aussee liegt gerade innerhalb der Gränze von Steyermark.

III. Vom Hallstädter See nach Golling und Salzburg über Gosau, Abtenau und den Gschütt-Pass.

Die Entfernung direct vom Gosauszwang nach Golling beträgt ungefähr 5½ Meilen, dazu kommt aber noch 2½ Meilen für den Umweg nach dem obern Ende des Gosau-Thales mit den Seen und zurück. Die Strasse kann nur mit kleinen Fuhrwerken befahren werden, und ist zum Theil aus nebeneinander gelegten Baumstämmen gebaut. Es wird auf derselben viel Getreide in das Salzkammergut geführt, das seiner hohen Lage und felsigen Oberfläche wegen nur wenig zu erzeugen vermag. Die Strasse verlässt den Hallstädter See beim Gosauzwang, und steigt an einem Bache durch ein enges pittoreskes Thal aufwärts, dessen Seiten sehr interessante Punkte für den Geologen bieten. Endlich öffnet sich das Gosau-Thal mit seinem Dorfe, und dahinter die Spitzen und Gletscher des Thorsteins oder Dachsteins, der Gränze zwischen Steyermark, Salzburg und Oestreich, eine prächtige Barriere von Alpen-Kalk, deren Gipfel eine Höhe von mehr als 10,000 F. über der Meeresfläche erreicht. Der ganze Berg sieht aus, wie ein Haufen in Schnee und Eis gebetteter spitziger Nadeln. Die Strasse nach Abtenau durchkreuzt nur die Mündung des Thales, und lässt das Dorf in einiger Entfernung zur linken; aber die Schönheiten des Gosauthales verdienen wohl, dass man die Wanderung bis zum oberen Ende fortsetzt. Man braucht ungefähr 2½ Stunden, um vom Gosauzwang zum

Dorfe Gosau oder zu dem zunächst an der Kirche gelegenen Theile des Dorfes zu gelangen; denn die Wohnungen liegen das Thal auf- und abwärts auf einem Raume von mehr als einer halben Meile zerstreut. Das Wirthshaus (beim Brandwirth) ist nicht zu rühmen. Die Bewohner des Thales, 1300 an der Zahl, sind meistens Protestanten. Sie bilden eine zufriedene, aber arme, von der Natur wenig begünstigte Gemeinde; denn ihr Thal, obgleich es zu Zeiten gutes Futter liefert, liegt doch vier oder fünf Monate des Jahrs im Schnee begraben. Einige Bewohner ziehen Gewinn aus einem Wetzsteinbruche; die übrigen sind Holzhacker oder Bootsleute, welche die Salzböte auf der Traun führen.

Nach einer Wanderung von $1^1/_2$ Meilen Thal aufwärts, wobei die letzte Hälfte des Weges durch einen Tannenwald führt, gelangt der Reisende an das Ufer des ersten Sees, genannt der Vordersee, der im Vorgrunde von dunkeln Tannen umgeben und hinten vom Thorstein begränzt wird. Eine Wanderung hierher wird der Reisende gewiss nicht bereuen. Der zweite, ungefähr eine Meile weiter, 1300 Fuss über Gosau gelegene Hintersee ist hingegen nur eine Wiederholung des schon Gesehenen. Findet man auf dem ersten See ein Boot, so macht man den Weg am schnellsten, wenn man sich gerade über diesen zum zweiten führen lässt.

Die Aussicht vom Zwiselberg, einer leicht besteigbaren, waldigen Anhöhe, 600 oder 800 Fuss über dem Thale, ist sehr schön.

Die Entfernung von Gosau nach Abtenau beträgt 2 Meilen. Der erste Theil der Strasse steigt den engen Gschütt-Pass hinan, dessen Seiten nach dem untern Ende zu mit Fichten-Waldungen bedeckt sind. Der Gipfel des Passes ist nicht sehr hoch. Jenseits der Waldungen ist das Dorf Russbach, und eine Meile weiter entfernt liegt

Abtenau, ein hübscher kleiner Flecken mit einem trefflichen Wirthshause: zum Ochsen. (Mehr noch ist es unter dem Namen seines Eigenthümers: beim Stockern bekannt.) Für den müden Wanderer ist es eine höchst erfreuliche Ueberraschung, dass er in diesem abgelegenen

Winkel der Welt, fern von allen Hauptstrassen eine äusserst bequeme Wohnung, ächt deutsche Reinlichkeit, schmackhafte Forellen, köstlichen Honig und aufmerksame, höfliche Behandlung findet. Das ruhige idyllische Thal liegt so hoch, dass darin nur wenig Getreide wächst; es ist mit grünen Matten, wie mit einem Teppich, überzogen, und die umliegenden Hügel sind dicht mit Laub-Waldungen bewachsen, die den grösseren Theil des Baumaterials für die Salzwerke von Hallein liefern. Eine schmale Strasse führt von hier in acht Stunden nach Radstadt, in sechs nach Hüttau und in drei nach Golling durch das malerische Lammthal abwärts.

Schlägt man einen Fusspfad ein, der etwas länger ist, als die eben bezeichnete Strasse, so kann man auch noch den Bichelfall, die Cascade eines in die Lamm mündenden Baches besuchen, der $1\frac{1}{2}$ Stunden von Abtenau und 3 von Golling entfernt ist, und, wie alle Flüsse dieses wälderreichen Bezirkes, dazu dient, Holz abzuflössen, das man auf den Bergen fällt. Das Holz, welches an den Felsen hängen bleibt, wird von Waldarbeitern befreit, die mit Aexten versehen an Seilen von der Höhe herabgelassen werden; was eben keine ganz gefahrlose Operation ist.

Das Lammthal ist malerisch und einsam gelegen; von Abtenau nach Golling und von hier bis zu den Oefen auf der Strasse von Salzburg nach Gastein, wendet sich unser Pfad in das Salzachthal, eine einsame Gegend, wo man beinahe an keinem Hause vorüberkommt.

Register.

A.

Absam (der Abend in) 54.
Abusiv-Währung 123.
Achenpass 3.
Achenthal 44.
Achenbach 306.
Adda 378.
Ala 207. 227.
Altemann-Joch 253.
Algund 270. 272.
Algums 385.
Almerhupferl 403.
Alpeinerferner 43.
Ambras 9. 25.
Ampezzo 236.
Anich (Peter) 39.
Andraz 117.
Angelini 208.
Anhänge 411.
Arz 258. 263.
Arlberg 3. 401. 408.
Arco 218. 227.
Avisio 263.
Asiago 244.
Aur 269.
Avio 227.

B.

Baldo 211.
Bassano 237.
Badl (das) 273.
Barchetti 208.
Benedict (Sanct) 148.
Bernardi 208.
Bemerkungen (kurze für Reisende) 413.
Berchtesgaden 438.
Bilderstöckeln 123.
Birkenkofel 3.
Blindenfamilie 88.
Bludenz 405.
Blackkofel 115. 146.
Bote (der, von Tirol) 94.
Botzen 122. 124.
Bonaquisti (Alphons) 207.
Borgo di Valsugana 244.
Bormio 370. 379.
Bodensee 406.
Brennerpass 3. 101.
Brixen 113.
Bruneck 118.
Brescia 236.
Brenta 245.
Brughiero 259.
Brandis 265. 269.
Brannenburg 276.
Bregenz 400. 409.
Bregenzer Wald 403.
Buchhandlungen 94.
Buflatsch 146.

C.

Campolongo 117.
Castelfondo 262. 263. 264.
Caldera 162.
„ (la Santa di) 165.
Cavriana 169.
Cavales 169.
Casale-Pass 199.
S. Casseirn 117.
Cadin 237.
Calamento 237.

Cavarenò 263.
Capelle zu den 3 Brunnen 373.
Chiusa di Bressanone 119.
Chiusa di Volargne 212.
Chiese 232.
Cima di Portale 244.
Cima di Lagorci 3
Cima di Nambin 264.
Clausina 119.
Clusium 119.
Clès 251. 258. 262. 264.
Cloz 263.
Colfusco 114.
Corvara 117.
Colle di S. Lucia 117.
Cocons (Seiden-) 169.
Corso (von Roveredo) 205.
Covelo 242.
Coredo 251.
Corno dei 3 Signori 264.

D.

Dambel 263.
Denno 258. 259.
Desenzano 218. 235.
Deutschen 122.
Deutsche Alpen 2.
Dornbirn 407.
Dolomiten 115.
Drauburg (Ober) 3.
Duchs 78.

E.

Einsberg 249.
Eisack 105. 109.
Enneberg 114.
Enego 242.
Engaddin 394.
Eppan (Hohen-) 130. 270.
Episoden von 1809, 329.
Frdpyramiden 129.
Etsch 384.
Etschthal 265. 278.
Eyrs 369.

F.

Fassa 115. 131. 170.
Festungsbau (Brixener) 113.
Fenderbach 307.
Fender (Dorf) 309.
Ferner (der rothe) 307.
Feldkirch 407.
Fernsburg 397.
Finstermünz (Pass) 3 393.
Filanda Bettini 209.
Filatorio Tacchi 209.
Finailgletscher 308.
Firmisanspitz 309.
Fleims 131. 169.
Flies 396.
Fondo 263.
Fodaravedla 117.
Forst 269.
Fronsberg (Georg v.) 50.
Frati (Ai) 170.
Frau (U. L., im Wald) 262.
Fragsburg 269. 281.
Freiberg (der) 270.
Frohnleichnam 290.
Franzeshöhe 374.
Friedrichshafen 409.
Fusstouren 414.
Füssen 397.
Fulpmes 34.
Fügen 52.

G.

Ganta (bente ganna) 116.
Galeta (Seiden-) 169.
Garavetta 208.
Gantkofel 262.
Gampen 262. 264. 270.
Gasselreime 403.
Gastein 438.
Gewesteinersee 306. 307.
Gebatscher Ferner 308. 309.
Gebhardsberg 407.
G'feis 312.
Giudicaria 232.
Giogo di Stelvio 370. 377.
Glockner 3. 45.
Gletscher 3.

Glurns 384. 385.
Gözis 407.
Griesbruck 120.
Grimmerjoch 131.
Gries 131.
Greifenstein 132.
Gröden 137.
Grödner Sprache 153.
Gross- und Kleinpfannes 117.
Grumes 169.
Graum 169.
Grizzi 208.
Grigno 244.
Gratsch 270.
Graun 391.
G'sangeln 403.
Gufidaun 114.
Gurglersee 308.

H.

Hall 9. 43.
Haider (Peter) 40.
Hainzenberger Goldbergwerk 85.
Haggeln (Häkeln, das) 83.
Hauenstein 142.
Haid 391.
Haimgarteln 403.
Heiligenblut 45.
Heilige in der Kraxen 295.
Höttinger Alpen 8.
Hof 117.
Holzschneider (Grödener) 148.
Hoheneppan 130. 270.
Hofer 278. 315.
Hoch-Joch 306.
Hohenems 407.
Hütt (Frau) 46.

I.

Jauffen 312.
Jauffenburg 278.
Jenesien 135. 275.
Immenhofer (Anton) 296.
Imst 396.
Inn 394.
Innthal (Unter-) 47.
Innsbruck 12.
Innthal (Ober-) 396.
Josephberg 269. 272.
Isar 2. 3.
Isel 100.
Isera 204

K.

Kaiserkrone (in Botzen) 123.
Kaldernwein 131.
Kastelruth 155. 156.
Kaldern 162.
Katharina in der Scharten 269.
Katzenstein 269.
Kellerlahn 311.
Kempten 397.
Kirchweih (Zillerthaler) 73.
Kolfuschg 114.
Königsberg 253.
Kofler 309.
Klausen 119.
Knillenberg 269.
Kümmerniss (die heilige) 155.
Küchelberg 278.
Kufstein 43.
Kuntersweg 120.
Kunter (Heinrich) 121.

L.

Lavis 169. 251.
Langkofel 170.
Lager von Luzzo 210.
Lavini di Marco 210.
Lago di Garda 217.
La Nave 251. 253.
Lana 265. 270.
Land'l 267.
Labers 270. 281.
Langvall 272.
Langtauferthal 309.
Langtauferferner 391.
Langtaufers 391.
Landeck 396.
Lawinen 397.
Lägerthal 210.
Lengmoos 129. 276.
Ledro (Val di) 232.
Leonhard (St.) 305.
Lindau 408.
Lisens (Lisenerthal) 43
Löwenberg 269. 278. 279.
Loppio-See 217.

M.

Martinswand 7. 33
Matrey 38.
Malnitzer Tauern 45.
Maria (Mend'l, die schöne) 80.
Mari 114.
Marubium 114
Maystatt 118
Maria v. Merl 163
Mandelsteine 170
Marco (San) 210.
Malosco 263
Malè 264.
Mais (Ober) 268
Maja 268.
Mauer (die, in Meran) 269
Marling 270
Maultasche 274.
Marchegg 309.
Martin (St.) 314
Mandatsch 373
Mals 384 389.
Malser-Haide 3.
Marienberg 385
Mäuseprocess 386.
Martinsbruck 395
Magerbach 397.
Mendola (Mändel) 130. 253. 261. 269.
Mestre 237.
Metz, Deutsch-, „ Kron-, „ Welsch- 252.
Meran 267. 281.
Mieders 34.
Mittenwalde 1.
Minnelieder 158
Michael (St.) 253
Mons Mariae 114.
Morizing 132.
Mölfner-Joch 134
Mori 217.
Monte Baldo 220
Mutterländchen 267.
Murren 375

N.

Nago 217.
Naiferbruch 281.
Nassereit 397.
Nauders 392.
Naudersberg 392.
Nevis 251.
Noce 252.
Nonsberg 249.
Norische Alpen 2.
Novellabach 263.

O.

Oberdrauburg 3.
Oberinnthal 396.
Oetzthal 33. 304.
Orliero 244.
Ortles 3. 380.

P.

Palù 264.
St. Pauls 130.
Passeyer 306 311.
Perfus (Ober-) 39.
Pejo 264.
Pergine 246.
S. Peter 270.
Pinzgau 44.
Pieve 210.
Pieve di Tesino 244.
Planail 391.
Porta Claudia 4
Possagno 238
Portale (Cima di) 244.
Pradl 29.
Prags 118.
Primolano 238.
Prad 369.
Pusterthal 114.
Purtschingl 141.
Puffels 147.

R.

Rabbi 264
Rabland 271.
Rabenstein 306.
Rametz 282.
Rattenberg 43
Raufen (Robeln) 83
Ratzes 141.
Ramondini 244.
Reschen 392.

Reutte 44.
Rhätische Alpen 2.
Riva 219.
Rittner Alpe 121.
Rothe Wand 3.
Rosengarten 115.
Roveredo 201.
Rocchetta 257.
Romeno 263.
S. Romedio 264.
Rosanabach 400.
Ru da Ganna 116.
Rumungslungs 118.
Rubein 281.

S.

Salzberg (bei Hall) 47.
Sasso di Stria 116.
Sas de Glatscha 116.
Sauschloss 132.
Sarnthal 135.
Saltria 146.
Salurn 162.
la Santa di Caldera 165.
Sarca 218.
Sarnonico 263.
Sand (am) 321.
Salzburg 440.
Salzkammergut 466.
Schlern 3. 122.
Schönberg 34. 101.
Scharnitz 3.
Scirocco 8.
Schwatz 43. 51.
Schenna 279.
Schwarzwand 308.
Serlesberg 36
Selrain 39.
Senes 117.
Seben 120.
Seiseralp 145.
Sette Communi 242.
S. Sigmund 42
Sigmundsburg 397.
Sigmundskron 131.
Siebeneichen 120.
Similaunspitz 308.
Sins 395.
Solstein 3. 33.
Spondalunga 377.
Steinach 101.
Stilfser Joch 3. 370.
Stilfs 370.
Stubeythal 34. 101.
Stubenbach 43.
Strada 395.
Stams 397.
Sulzberg 264.
Sulden 391.
Schuls 395.

T.

Telfes 34.
Terlan 120.
Thunn 258.
Thalspitz 307.
Tirol (Dorf und Schloss) 270. 276.
Tiroler Alpen 2.
Tizian 117.
Tisens 265.
Timbljoch und Thal 306.
Tischbild 308.
Toblacherfeld 118.
Torbole 217.
Torra 259.
Tobalbach 261.
Töll (die) 270. 271.
Trienter Alpen 2.
Trient 176.
Treviso 237.
Trofoi 370.
Tschugmall (Mechaniker) 113.
Tschapüt 141.
Tueno 261.
Tummelplatz 25.

U.

Ultenthal 270.
St. Ulrich 147
Unsere liebe Frau im Wald 264.
Unter-Innthal 43.

V.

Valparola 117.
Val d'Ander 118.
Valle Lagarina 210.
Val Sugana 237.

Val Tesino 245.
Val di Non 249.
Val di Sol 249.
Val Trasenga 261.
Vas 263.
S. Valentin 290.
Val di Sotto 379.
Val di dentro 379.
Veroneser Klause 3.
Vetturine 95.
Vervò 259.
Vedretta Amola 264.
Verdins 312.
Veltlin 369.
St. Vigil 117.
Sanct Vigilius 182.
Vigo 258.
Vintschgau 369. 384.
Volargne 211.

W.

Waldrast 36.
Wagner'sche Buchhandlung 94.
Weinbau 301.
Weiherburg 9. 24.
Winklern 45.
Winkel 281.
Wolkenstein (Oswald von) 143.
Worchen 245.
Wormser Joch 369.
Worms 370.

Z.

S. Zenoberg 273.
Zwiselstein 306.
Zillerthal 44. 73.
Zirlerberg 6.
Zirl 5.
Zogomalo (Cima di) 244.

J.SC
BU
M